Reinhard Otto Kranz



Operation Ljutsch

Der geheime Schlüssel zur Deutschen Einheit

Band Eins

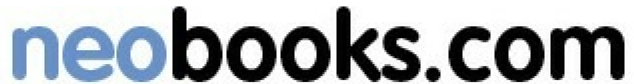
Teil I – IV Ausfahrt

Reinhard Otto Kranz

OPERATION LJUTSCH

Schlüssel zur Deutschen Einheit

Dieses ebook wurde erstellt bei



Inhaltsverzeichnis

Vorwort: Berlin 2015

„Es gibt Geheimdienste, die sind so geheim, dass praktisch keiner von ihrer Existenz oder ihren Leuten weiß. In der DDR existierte so ein Supergeheimdienst neben der Stasi. Es war der Geheimdienst der Nationalen Volksarmee.“

Moderatorin Sabine Christiansen,
1992 in den ARD-Tagesthemen

Der einflussreiche und mächtige Devisenbeschaffer der DDR, Alexander Schalk-Golodkowski – ein Staatssekretär, Handelsmann und Oberst der Staatssicherheit – deutet in der von ihm autorisierten Biografie die bisher rätselhaften Ereignisse, die zur Wende und der Maueröffnung führten, als Operation bisher unbekannter Dienste.



In Operation Ljutsch zeigt der Autor nach dreißigjähriger Recherche die geheimdienstlichen Hintergründe der Deutschen Einheit auf. Vom Machtantritt Gorbatschows 1985 über den Kreml-Flug bis zur Maueröffnung am 9. November 1989 in Berlin.

In einem zweibändigen Roman werden Fakten historischer Ereignisse und Fiktion zu einer autobiografischen Road-Story verknüpft, in der zwei deutsche Veteranen der Ereignisse, ein Künstler und ein Hauptmann a.D., durch den Osten Europas reisen und Fachleute, Freunde und ehemalige Offiziere der Militärgeheimdienste treffen.

Sie erhalten dabei Schlüsselinformationen zu den Hintergründen der ‚Europäischen Perestroika': eine verblüffend durchschlagende Strategie mutiger Menschen, die eine drohend tödliche Konfrontation beenden half und die bis in die Gegenwart nachwirkt.

Das Ende des Kalten Krieges kam planmäßig. In nur vier Jahren löste eine Supermacht konspirativ ihr eigenes Bündnis, das noch kurz zuvor der NATO auf Augenhöhe gegenüberstand und sich als ideologisch begründeter Sieger der Geschichte sah.

Heute, nach über zwanzig Jahren, fragen sich viele, wie das geschehen konnte? Was waren die wirklichen Ursachen und Hintergründe für diesen rasanten Rückzug, der wie ein Zerfall wirkte?

Bis heute wird kolportiert, dass der ehrenwerte Herr Gorbatschow auf Mahnung des ehrenwerten Herrn Sacharow den moralischen Offenbarungseid des Systems in

die dilettantisch-pragmatische Politik der Auflösung eines Imperiums überleitete.

Ein bis an die Zähne bewaffneter Militär- und Sicherheitsapparat schaute dabei untätig zu, bis alles im Orcus der Geschichte verschwunden war.

Wie naiv!

Das zu glauben ist ähnlich unrealistisch wie anzunehmen, der einst ehrenwerte, jetzt ramponierte, Herr Obama oder seine Nachfolger könnten auf Anregung des ehrenwerten Dalai Lama alle siebenhundert Stützpunkte im Ausland räumen, die NATO auflösen und eine weltweite Friedensbewegung anführen. Vorbei an siebzehn Geheimdiensten und einem alles beherrschenden Militärisch-Industriellen Komplex.

Was war das - die Wende in Deutschland und Ost-Europa? Wie konnte das Geschehen und weshalb geschah es so schnell?

Dokumentationen, Untersuchungen und Protokolle zu den Ereignissen und vermeintlichen Hintergründen der Wende, beantworten viele nahe liegenden Fragen nicht. Sie wecken berechtigtes Misstrauen bei vielen.

Dieser Roman zu den Hintergründen der Wende ist inspiriert der großen Zahl historisch verbürgte Fakten und verknüpft sie mit autobiografischen Erlebnissen des Autors.

Aktionen und dokumentierte Aussagen lebender Personen im Zusammenhang mit den Ereignissen in Ost-Europa, die

gemeinhin mit Wende beschrieben werden, sind Teil der Handlung.

Namen einiger handelnder Personen des Romans sind aus Gründen des Quellenschutzes verfremdet, ebenso wie die einiger beteiligter Organisationen.

Es ist eine Geschichte von Mut, Verantwortung und Moral – und immer dabei auch die Frage, wie viel der Einzelne noch selbst in der Hand hat, wenn er ins wilde Wasser der Ereignisse gerät.

Teil I: Das Vermächtnis

Menschen folgen nicht Menschen, sondern ihren mutigen Ideen!

1 Der Notar

Wieder schien eine Schachpartie eröffnet und Albrecht van Oie fragte sich, ob es für ihn ein ebenso gutes Ende nehmen würde wie damals, als die Mauer in Berlin fiel. Als dem erleichterten Aufatmen ob des friedlichen Durchbruchs, der einen befreienden Aufbruch verhieß – Tage wie Hammerschläge folgten und die Zeit einer anderen Auslegung anbrach, die noch Generationen umtreiben würde.

Eine neue Zeitrechnung, in der die anlaufende, Geld getriebene Zentrifuge der deutschen Vereinigung sogleich begann, die suchend Besonnenen, Nachdenklichen und Verunsicherten an den Rand zu schleudern.

Nachhallende Ereignisse, Personen, Fakten und Vermutungen zwischen Kreml-Flug und Mauerfall mischten sich seither zu einem Puzzle von Figuren und Schachzügen, das unentschlüsselbar schien, da kein plausibles Gesamtbild existierte.

Was war damals wirklich geschehen, wie konnte es so schnell geschehen, vor allem aber, was waren die Hintergründe und welche Akteure gab es noch?

Igor Iwanowitsch Antonow, der Chef der Operation Ljutsch, die zur Maueröffnung führte, war im Jahr 2004 in Moskau verstorben. Oie hatte es zufällig aus der Zeitung

erfahren und damals in stillem Gedenken mit einem Wodka quittiert.

Er wusste nichts von Antonows letzten Lebensjahren, hatte keine Adresse, kannte keine Verwandten, – und hatte eigentlich schon begonnen, ihn zu vergessen.

Bei ihrer letzten Berliner Begegnung in den Neunzigerjahren hatte Antonow auf Oies Nachstochern zu den Geheimnissen um die Maueröffnung wie so oft mit spöttischer Miene geantwortet: »Oie, darüber darf ich dir immer noch nichts sagen, denn das Wesen der Geheimdienste ist, sie sind geheim. Die einzige Währung, mit der Dienste bezahlen und bezahlt werden, ist das Geheimnis.«

Gleich darauf kam jedoch ein schelmisches »Aber Außenstehende könnten es so sehen…« – und er erzählte ein paar erhellende persönliche Anekdoten, die zeigen sollten, dass er guten Willens war, aber nichts sagen durfte von dem, was er als Dirigent der Operation zur Maueröffnung unzweifelhaft wusste.

Doch nun, sechs Jahren nach dem Tod des Freundes, erhielt Oie eines Abends den Anruf eines Berliner Notariats. Er möge in einer Nachlass-Sache Igor Antonow vorbeikommen und einen Brief entgegennehmen.

Sie verabredeten einen Termin für den nächsten Tag um zehn Uhr, beim Notar Bulgakow auf der Kantstraße in Charlottenburg. In dieser Nacht schlief Oie, den sonst nichts aus der Ruhe bringen konnte, schlecht.

Rasselnde Militäraufmärsche wechselten mit rätselhaften,

hektischen Verfolgungsszenen im dunkel verhangenen Berlin, in denen sein lang vermisster Bruder Otto wie ein Spuk auftauchte und lachend auf eine von Menschen umwuselte, hell erleuchtete Bresche in der Mauer verwies, bevor er sich mit einem letzten, ewigen Blick im Nebel auflöste.

Nass geschwitzt wachte Oie auf und wusste nicht, ob er es der Traumwelt oder der kochenden Stadt zurechnen sollte, der die weiten, aufgeheizten Ziegel-Gebirge seit Tagen jede Nachtfrische raubten.

Auf der morgendlichen Fahrt durch das schon flirrende Berlin fragte er sich, was nach nunmehr sechs Jahren wohl nachgelassen werde von Igor Antonow – und was ihn das noch anginge, ihn, einen Gestalter Anfang sechzig, im zwanzigsten Jahr nach der Deutschen Vereinigung?

Oie hatte es unter unausweichlichem Anpassungsdruck geschafft, die radikalen Veränderungen des Berufsumfeldes nach der Wende zu bestehen, die so viele seiner akademischen Künstlerkollegen aus der Bahn warfen. Das hektische Tempo der neuen Zeit, die geldgetriebene Atemlosigkeit und der Verlust an Maßstäben für das Beständige, Verwurzelte und Gültige in der Gestaltung hatten ihn herausgefordert – und er hatte es, so glaubte er, mit Haltung gepackt.

Unter dem Segel der Gesamtgestaltung, wie er es nannte, um sich von den modisch aufgesetzten Attitüden der Friseure im Design abzugrenzen, wurden neue, anspruchsvolle Kunden und Partner gewonnen, die seine

gestalterische Sicht teilten, kulturelle Verwurzelung schätzten, und auch die besondere Eigentümlichkeit seiner Entwürfe für Gegenstand und Raum honorierten.

Oie fühlte sich bei seiner Arbeit – wie auch jetzt auf dem Weg zum Notar – immer als Entdecker, wie vor geheimnisvollen Toren, hinter denen die menschlich-kulturellen Überraschungen, die Freuden und Schönheiten des Gestaltens zu erwarten sind.

Auch gewachsene Eigenheiten und Verwerfungen, die es zu kultivieren galt, interessierten ihn. Das war das Spannende: die neue Sicht, die unverwechselbare, menschlich kompatible Problemlösung, der die kulturellen Erfahrungen des gestaltenden Praktikers Methode und Halt geben.

Dieses Spiel von Gegenstand und Raum, das seine Leidenschaft war – und dem schon Schiller mit der ewigen Wahrheit Ausdruck verlieh, dass der Mensch nur dann ganz Mensch sei, wenn er spielt – war für ihn ein nie versiegender Quell von Freude an Gestaltung. Vor allem hielt es jung, und er fühlte sich jung, obwohl er in den Maßstäben der medialen Jugendkultur ein alter Affe, ein Silberrücken war.

Zwar zwackten am Morgen die Knochen und sein Asthma oszillierte mit den Tages- und Jahreszeiten, aber er hatte beschlossen, nur noch soviel zu altern, wie es unabwendbar war. Dafür hatte er sein Trainingsprogramm, das er zweimal die Woche durchzog. Der Kopf war jedoch das Wichtigste. Sich jünger fühlen war für ihn vor allem eine Frage kreativ-intellektueller Beweglichkeit, mit der sich Picasso einst den

Nachruf verdiente, – er sei bei seinem Tode der Jüngste der Franzosen gewesen.

Jünger aussehen, das musste Oie allerdings nicht - das war ihm zu mühsam. Vor allem die visuell lärmende Endalterung durch modischen Schnickschnack – und sein es Turnschuhe.

Die schlichte, schwarze Farbpalette des Designers war sein Lieblingsaufzug. Kurz geschorene Haare und ein silbriger Dreitagebart passten am besten zu seiner kleinen, kräftigen Figur und der hohen Stirn des starken Schädels.

Er hatte sich, so fand er, mit den Jahren nur äußerlich verändert – wie er es bei vielen Menschen bemerkte, die er schätzte und die ihm nahestanden – denn innere Beständigkeit war ihm wichtiger.

Sein alter, nun toter Freund Igor Antonow, zu dessen Nachlass er jetzt fuhr, begründete das bei einer ihrer letzten Begegnungen überzeugend, als er sichtbar unter dem Chaos der Jelzin-Ära litt und an seinen Abschied vom Militär-Geheimdienst dachte: »Nur Vertrautheit, die auf Beständigkeit gründet, macht das Leben lebenswert und schafft sturmfeste Konstanten in einer Welt rasanter Variablen, die täglich drohen, unser Gehirn zu sprengen.«

So sah es auch Oie.

Sie hatten sich einst – Mitte der Achtzigerjahre – im sommerlichen Moskau kennengelernt, als er auf dem Freigelände der WDNCHa, der Ausstellung der Errungenschaften der Volkswirtschaft der Sowjetunion, seine Stadtmöbel ausstellte. Oie hatte, als Gestalter und

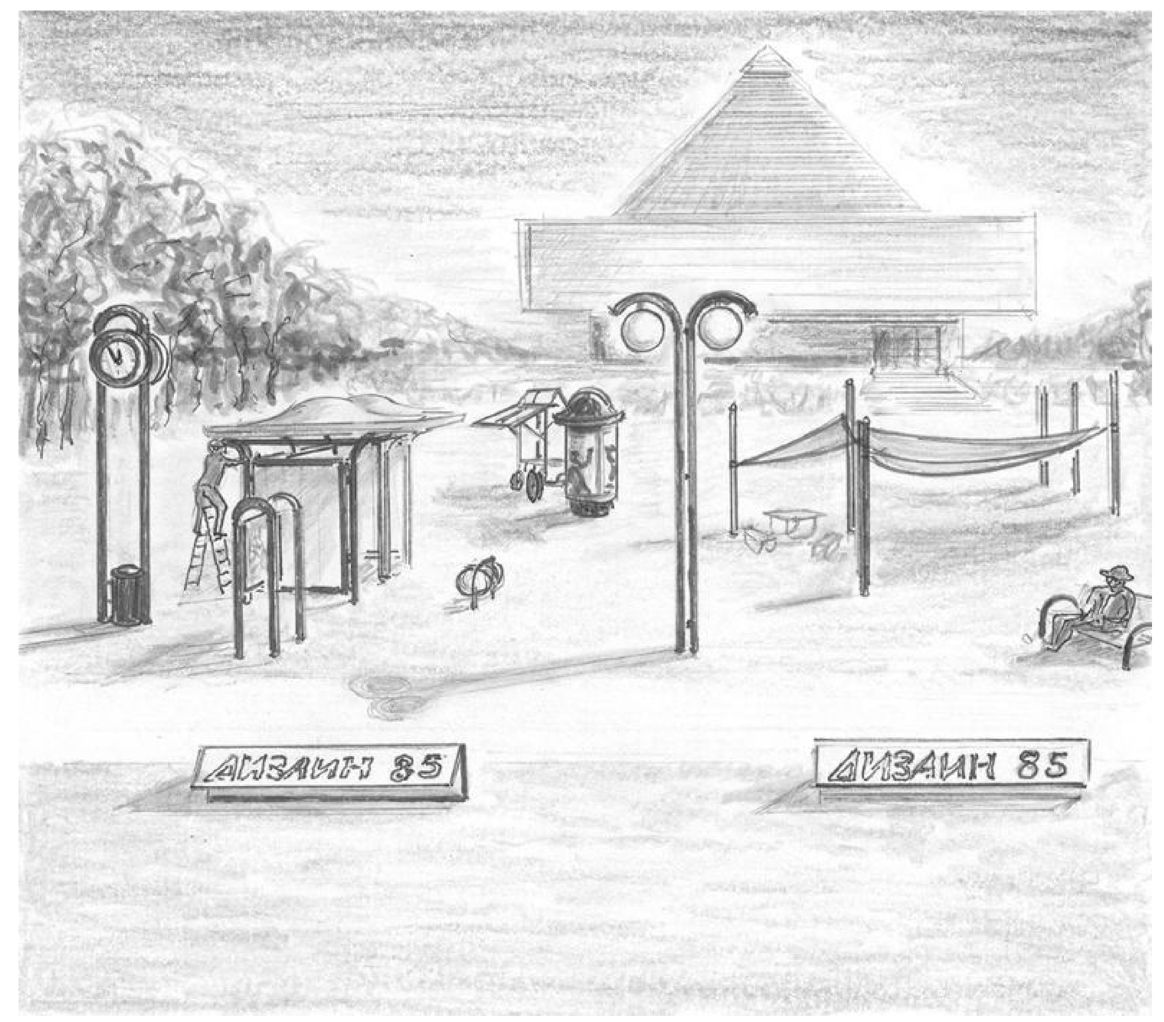
Mitglied des Künstlerverbandes – damals eine Voraussetzung zur freiberuflichen Arbeit – den Auftrag dazu bekommen.

Im Rahmen einer designzentrierten Leistungsschau der DDR-Wirtschaft sollte er den öffentlichen Raum auf dem zugeordneten Freigelände der Ausstellungshalle so gestalten, wie er es damals in seiner Stadt so exemplarisch angepackt hatte.

Mit dem größten verfügbaren Sattelschlepper schafften sie die Ausstellungsmuster nach Moskau. Dort baute er mit seinem Bruder Otto als Gehilfen eine Woche lang seinen Stadtmöbel-Baukasten von Haltestellen, Informationselementen, Normaluhren, Bänken, Kinder-Gartenmöblierungen, mobilen Marktständen, Leuchten und Fahrradständern auf.

Aus starken, karminrot lackierten Stahlrohren, bernsteinfarbenen Polyesterdächern, lasierten Hölzern, farbig durchscheinenden Sonnensegeln und grafisch gestalteten Emailletafeln waren sie in Material und Verarbeitung von einer bisher im Osten nie gesehener Ästhetik.

Erst wurden vorgefertigte Fundamente in die Wiese gelegt, dann die in der Heimat hergestellten, roten Stahlrohr-Konstruktionen aus Bauteilen errichtet und schließlich alles komplettiert.



Und jeden Morgen saß ein gut gekleideter Herr mit Hut und Aktentasche für eine Zigarettenlänge auf einer Bank am Freigelände und sah ihnen dabei zu. Dann grüßte er, indem er seinen Hut lüftete, und ging seines Wegs, – zur Arbeit, wie es schien. Oie konnte die Uhr danach stellen, was er im Angesicht der etwas chaotischen Begleitumstände, dieser Reise in die Sowjetunion unter den Leiden der gerade von Gorbatschow verkündeten Prohibition, im Nachhinein als merkwürdig empfand.

Als alles aufgebaut war, sie nur noch die Schilder polierten und der fremde Herr wieder eine Weile geschaut hatte, kam er herüber. Er stellte sich vor – auf Deutsch mit

leichtem Akzent: Konstantin Iwanowitsch Michakow, so hieß er damals – und war ein Außenhändler bei Mos-Film, wie er vorgab.

Er machte ein paar Komplimente und fragte Oie, ob er glaube, dass so etwas Schönes auch in der Sowjetunion hergestellt werden könnte? Damals war das eine typisch russische Frage. Oie kannte die diesbezüglich verwahrlosten Zustände im Zentrum der Proletarischen Welt-Revolution in Moskau schon nach wenigen Tagen und verstand Michakows Ansinnen.

Auch forderte es Oies technisch-pragmatischen Optimismus heraus – und er zeigte dem Interessierten die einfachen konstruktiven Details anhand der grafischen Blätter und Zeichnungen aus seiner Entwurfsmappe. Auch tat er seine Überzeugung kund, dass das klare, schöne Produkt immer mit der schön anzusehenden Zeichnung – dem ästhetischen Plan – beginne, und dass man handwerkliche Mängel der Produzenten durch präzisere Technologien kompensieren könne. Die Antwort war also: Ja, auch in der Sowjetunion ginge das.

Antonow, alias Michakow, war beeindruckt, bedankte sich und versprach am Abend zur offiziellen Ausstellungseröffnung zu kommen. Auch wollte er einige Freunde mitbringen. Diese gehörten, wie Oie später herausfand, zu den so genannten Germanisten in der politischen Szene Moskaus, eine Bezeichnung für einflussreiche Politiker des Kreml, die auf Grund ihrer Aufgaben der deutschen Kultur- und Geistesgeschichte nahe

standen.

So fing alles an, – und nun, nach über fünfundzwanzig Jahren, wurde Oie zu diesem Notar namens Bulgakow bestellt, von dem er noch nie zuvor gehört hatte.

Er kurvte durch ein ausgetrocknetes, nach Auspuffdünsten und Staub muffelndes Berlin, das die heraufziehende, unerbittliche Hitze des Tages ahnen ließ. Die Windstille der letzten Tage ließ schon früh eine Dunstglocke entstehen, deren waberndes Gelbgrau die Stadt wie mit einem Farbfilter überzog.

Von Ampel zu Ampel schnürte ihm sein Asthma mehr den Hals zu und die gefühlte Temperatur stieg, – wie ein beunruhigender Indikator kommender Ereignisse. Als ahnte sein Körper, dass ihn das Kommende zutiefst erschüttern würde, und dass bald Tage folgen sollten, an denen eherne Gewissheiten in einer Flut neuer Hintergründe zusammenstürzten.

Pünktlich um zehn Uhr trat er in die Kanzlei im ersten Stock eines imposanten Berliner Gründerzeitgebäudes. Dunkles Eichenholz auf dicken Teppichen, grünes Chrom-Leder und vergoldeter Möbelzierrat, über dem ein aromatischer Geruch von Zigarre schwebte, empfingen ihn.

Der Notar war auf den ersten Blick, in Garderobe und Bewegung, ein aristokratischer Typ. Er war zuvorkommend höflich, und seine filmreife theatralische Gestik war mit diesen kleinen Pausen versehen, die der geschäftliche

Angler benutzt, bis der Fisch fest angebissen hat.

Der Erfolg seines Tuns war in der üppigen Ausstattung seiner Residenz-Kanzlei sichtbar: eine hochherrschaftliche Büroflucht im Stile der Zarin Katharina, der in allen Facetten, mit Bildern, Karten und kostbarem Interieur dieser Zeit präsent war.

So gelang auch der schnelle Einstieg in die Geschichte und Poesie preußisch-russischer Beziehungen. Ein kurzer Austausch über die anhaltinische Prinzessin Katharina, die der Große Friedrich der Zarin Elisabeth – der Mutter des künftigen russischen Zaren – als dessen Gattin verschrieben hatte. Wie ein Apotheker, der genau dosiert, was hilft. Das wiederum rettete dem später von Feinden umgebenen Friedrich den Hals.

Eine der ersten gelungenen, konspirativen, strategischen Operationen in der neueren Geschichte der Diplomatie zwischen Preußen und Russland – da war man sich schnell einig. Bulgakow erzählte auch von der Verbindung seiner Familie nach Deutschland, da diese, wie tausende Wissenschaftler, Beamte und Intellektuelle der Zarenzeit, nach der russischen Revolution in Berlin eine neue Heimat gefunden hatten.

Dann rief er über die Gegensprechanlage nach seiner Sekretärin, stand auf und fingerte einen Schlüssel aus seiner Weste, mit dem er den Tresor aufschloss, der sich hinter ihm in der barocken Bücherwand befand. Er suchte etwas umständlich und entnahm ein Kuvert.

Auf Oies Frage, warum der Brief denn hier sei, und nicht

auf einem Postamt, wedelte Bulgakow damit und schloss seine Froschaugen für eine etwas zu lange Sekunde – wie das Tier vor dem Sprung.

Notariell gravitätisch formulierte er, sich setzend, vorsichtig: Es gehe um ein Vermächtnis, das er zu erfüllen hätte. Ein Emissär, wenn man eine ältere Dame aus dem Umkreis der Familie Antonow so nennen könne, hätte den Brief vor ein paar Tagen aus Moskau gebracht.

Wie auf ein Stichwort trat Bulgakows Sekretärin hinzu: eine üppige Blondine in leichtem, geblümten Sommerkleid. Mit weißem Teint und stark geschminkt, war sie der Prototyp der russischen Schönheiten, die Oie schon damals auf besondere Weise faszinierten. Wie Blumen vor dem Verwelken, die in einem letzten Farbenrausch die Bienen locken. Die einschwebende Duftwolke ihres teuren Parfüms war wie eine benebelnde Bestätigung.

Ein Formular vor den Notar auf den Schreibtisch legend, warf sie einen kurzen Blick auf den offenen Tresor und musterte den Gast misstrauisch aus den Augenwinkeln, als müsste sie sogleich ein Echtheits-Zertifikat seiner Person zu Protokoll geben.

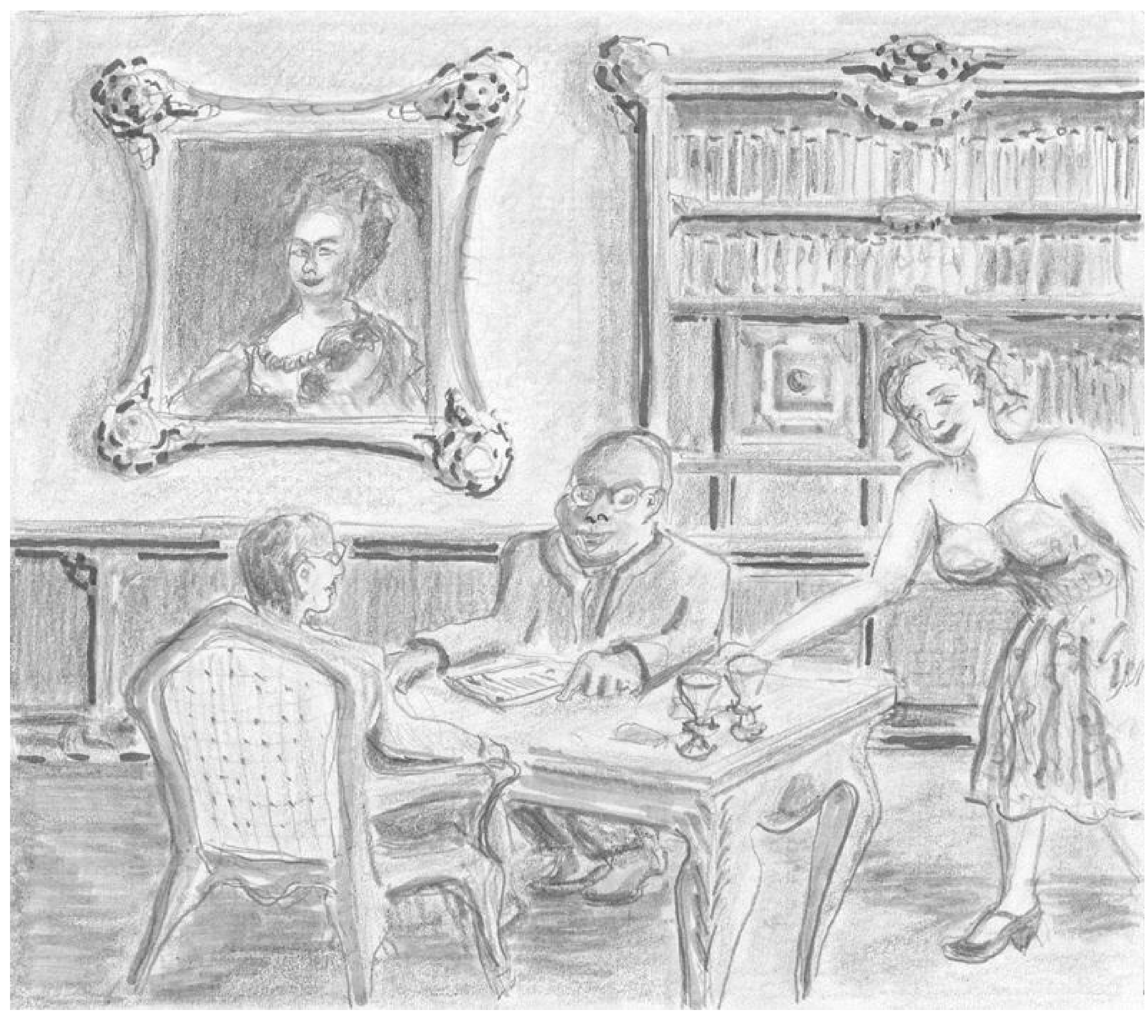
Als sie Oies bewunderndem Blick begegnete, fragte sie mit dem erwarteten Augenaufschlag und singendem Akzent, ob die Herren Kaffee wünschten. Der Notar empfahl Eis-Kaffee.

Die Blondine verschwand ihn zu holen.

Bulgakow drehte und wendete das gepolsterte Kuvert einen Augenblick zögernd, bevor er es mit einem Ruck, dem

Froschblick und freundlichen Worten über den Tisch reichte: Er freue sich es auszuhändigen, wisse aber nicht was darin ist, denn die absendende Person sei verstorben.

Die alte Dame, so erzählte er, war auch sehr bedrückt und aufgeregt, da sie das ihr aufgetragene Vermächtnis aus nicht erklärten Gründen seid sechs Jahren mit sich herumtrug. Nun brenne es ihr so auf der Seele, dass sie diesen letzten Wunsch Igor Antonows erfüllen wolle und dem Notar den Auftrag dazu erteile.



Die Sekretärin kam herein, schaute wieder mit

lächelndem Scanner-Blick auf Oie, servierte den Eis-Kaffee und verschwand.

Genüsslich tranken sie die Kühle.

Der Notar tupfte sich mit der Serviette etwas Sahne von den Lippen, hüstelte und fuhr fort: »Das begegnet mir häufiger, dass alte Menschen, wenn sie das Ende ihrer Tage fühlen, den Mut fassen, wichtige Dinge zu regeln, um mit ihrem Gewissen ins Reine zu kommen und ihren Seelenfrieden zu finden. Gerade mit Russen erlebe ich das, trotz der sechzig Jahre von verordnetem Atheismus, denn es sind die lebendigen Reste des orthodoxen Glaubens in ihrer russischen Seele, Herr van Oie. Wenn Sie wüssten, wie viele der ehemaligen Macht-Eliten, der Genossen des alten Systems, zum Glauben zurückgefunden haben, Sie würden sich wundern.«

Dabei schob er ein Formular über den Tisch, ließ ihn quittieren, notierte seine Pass-Nummer, bedankte sich – und empfahl seine Dienste für künftige Geschäfte mit Russland.

Auf Oies Frage, was er schuldig sei, beschied der lächelnde Frosch: Nichts – die alte Dame, deren Namen er nicht nennen dürfe, hätte ihn bereits honoriert.

Überrascht, verunsichert, gespannt und neugierig fuhr Oie durch die Backofen-Straßen Berlins. Jedes Lebewesen schien nun die Sonne zu fliehen. Selbst Spatzen unter den Straßenbäumen, an den Brotkrumen-Quellen der Dönerbuden, hockten reglos im Schatten, um mit angelüfteten Flügeln etwas vom Fahrt-Wind der vorbeirauschenden Wagen zu erhaschen.

Auch Oie stieg eine unerklärliche Hitze in den Kopf, obwohl seine Klima-Anlage unter Volllast lief. An jeder roten Ampel schielte er auf das Kuvert neben sich auf dem Sitz. Er hätte es am liebsten gleich aufgerissen oder es wenigstens gefragt: »Was ist in dir – was ist dein Geheimnis?«

Ein Geheimnis lauerte da, soviel spürte er – und das beunruhigte ihn zutiefst. Er bezwang sich, kurvte drei Runden für einen Parkplatz ums Stein-Karree und stieg auf zu seiner kleinen Kartause, wie er sie nannte, einer Arbeits-Wohnung im Hinterhaus eines halb verlassenen, heruntergekommenen Mietshauses, nahe der Frankfurter Allee.

In der Wohnung zögerte Oie noch immer so, als ahne er, dass sein Leben von nun an aus den Fugen geraten würde.

Igor Antonow, der Stratege, der nach wabernden Gerüchten den Weg zur Deutschen Einheit bereitet hatte, was konnte und wollte er ihm noch mitteilen – vor allem auf diesem konspirativen Weg? Und warum hatte die alte Dame sechs Jahre seit seinem Tode verstreichen lassen?

Es war wohl doch ein besonderes Geheimnis, da war er sich jetzt sicher.

Rituell geprägt, geschuldet seinen christlichen Wurzeln, goss er sich einen Wodka ein, zündete eine Kerze für den Verstorbenen an, und wünschte Igor Antonow ein schönes Dasein in der anderen Welt. Dann öffnete er das Siegel.

2 Ein Brief – eine Liste – ein Vermächtnis

Als er das Kuvert genauer abtastete, entdeckte er in der Tiefe die vertraute Form einer CD-Hülle. Das machte ihn zuversichtlich. Sicher, so nahm er an, waren es ein letzter Gruß und einige alte Fotos des Kultur-Funktionärs – für den er ihn lange gehalten hatte. Fotos von den verschiedenen Anlässen und Orten, bei Ausstellungen von Oies Arbeiten, Workshops und Kongressen, bei denen sie sich jeweils, und kaum vorhersehbar, in den Achtzigerjahren getroffen hatten. Moskau, Helsinki, Prag, Paris – selbst in Havanna tauchte Michakow auf, wie Kai aus der Kiste.

Auch dort wie vom Film, in weißem Leinenanzug und Strohhut, mit Silber beschlagener Krücke, eine Zigarre schmauchend, sodass Oie einen Augenblick glaubte, es könne nur ein Doppelgänger sein – jedenfalls kein Funktionär der großen Sowjetunion, die zu der Zeit zumeist graumäusig und jenseits aller Moden gekleidet daherkamen.

Oftmals, wenn er diesen Michakow schon fast vergessen und mit seiner Arbeit als Gestalter irgendwo zu tun hatte, traf er ihn ‚rein zufällig' als Beobachter der Szene, in der er dann viel Zeit und ungemein anregende Gespräche zu bieten hatte. Seine Themen und Geschichten waren nicht die eines Außenhändlers von Filmen, wie man erwarten konnte.

Michakow interessierten vielmehr der Zustand der Gesellschaft in der DDR, das Publikum und der Freundeskreis Oies – auch die Probleme und Perspektiven

aus der Sicht der gestaltenden Künste.

Fragestellungen, wie sie Oie bei vielen Intellektuellen und Künstlern im Ostblock täglich begegneten, da in Zeiten der Perestroika jedermann nach Orientierung suchte: Wo stehen wir? Wie kann es weitergehen? Was sind die entscheidenden Probleme, wo werden Lösungen sichtbar – und wo sind Verbündete?

Michakow konnte auf eine unnachahmlich einschmeichelnde, direkte Art fragen. Mit seinen Erkundigungen zu den Gefühlen der Deutschen, zur Stellung der Kunst an der Schnittstelle zur Wirtschaft, kam er ihm von Mal zu Mal mehr vor wie ein Staubsauger der kulminierend zerbröselnden Verhältnisse.

Ihn interessierten weniger der politische Rahmen, den er zu Teilen besser kannte als Oie. Sein Interesse galt vielmehr den Stimmungen, den Hoffnungen, den Verbindungen und Personen, die Oie aus seiner breit angelegten Tätigkeit als freier Gestalter – und nur als Künstler geduldeter Exot kannte. Freunde und Protagonisten der Perestroika in der DDR interessierten ihn besonders.

Dem konnte und wollte Oie sich nicht entziehen, obwohl ihm Konstantin Michakow immer rätselhafter wurde. Dessen unvorhersehbares, oft kryptisches Verhalten machte ihn zunehmend stutzig und dann auch misstrauisch-einsilbig, denn er witterte dahinter einen Geheimdienst.

Michakow bemerkte es und nutzte die Gelegenheit, anlässlich eines feuchtfröhlichen Treffens am Rande eines Design-Kongresses in Ungarn, sich unter vier Augen, mit

wahrem Namen, als Igor Iwanowitsch Antonow vorzustellen. Er entschuldigte sich warmherzig und versprach, von nun an mit offenen Karten zu spielen.

Als Verfechter und Organisator – im Dienste der Perestroika, wie er es beschrieb – war er, wie Oie es da verstand, in quasi missionarischer Funktion in den Ländern des Ostblocks unterwegs. Als Offizier des Militär-Geheimdienstes der Sowjetunion.

Von dieser Organisation hatte Oie noch nie zuvor gehört. Sie war im öffentlichen Bewusstsein absolutes Niemandsland. Ebenso die von Igor Antonow offenbarte Tatsache, dass derartige Dienste in allen Ostblock-Ländern existierten.

Die Perestroika und ihre letzten Begegnungen waren lange her, – und nun lag Igors Brief vor ihm.

»Teurer Albrecht!« stand da, und Oie zog ein warmer Schauer über den Rücken. »Wenn Du diesen Brief erhalten hast, bin ich hoffentlich in einer besseren Welt. Das klingt für dich sicher merkwürdig von einem alten Kommunisten, aber ich habe mit den Jahren gelernt, dass es viele Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die wir mit unserer Schulweisheit nie ergründen werden – um zu Deiner Freude einen Klassiker zu zitieren.

Wir glaubten immer, alles im Griff zu haben, alles unter Kontrolle.

Wir glaubten an den gesetzmäßigen Siegeszug unserer theoretisch idealen Gesellschaftsordnung – und sind doch am Leben gescheitert. Gescheitert aus Ignoranz, Dummheit

und kultureller Entwurzelung, die, wie die Nonne Simone Weil formulierte, die gefährlichste Krankheit der menschlichen Seele ist.«

Oie musste innehalten, um diese ernüchternde, menschliche Bilanz auch nur ansatzweise zu begreifen. Das hatte er am wenigsten von Igor Antonow erwartet, dessen ehern sozialistisches Menschenbild er kannte, dessen Vorstellungen vom gerechten und dabei allwissenden Staat er nicht teilte – und dessen militärisches Vokabular ihn anfangs in Erstaunen versetzte.

Er las weiter: »Als Offizier stand ich in einem Lagezentrum der Sowjet-Armee ohnmächtig daneben, als im November 1983 die Welt in den Abgrund schaute – und wir noch einmal davongekommen sind. Ich hatte es satt, dieses ganze alkoholisierte Geschäft der noch vom Weltkriegssiege besoffenen Generäle. Auch die brutale Großmachtpolitik der Sowjetunion in Deutschland, in Ungarn, der Tschechoslowakei, – in Polen und Afghanistan.

Die degenerierten Herren bei Militär und Geheimdiensten auf allen Seiten, in vielen Ländern, die sich gegenseitig hochschaukelten und Bedrohungslagen schufen, die es ohne sie nie gegeben hätte – wie ein Krebs seine Metastasen schafft und immer weitere Bereiche der Gesellschaft befällt.

Nur zu einer Zeit konnte ich – konnten wir – stolz sein. Das war, als wir gemeinsam den strategischen Umbau Europas zum großen Frieden auf den Weg brachten, um den Kalten Krieg zu beenden.

Die Europäische Perestroika, die wir hinter der

sowjetischen Perestroika absichtsvoll verborgen hielten, verborgen halten mussten, wenn wir Erfolg haben wollten.

Die Operationen, vom Kreml-Flug über die Bewältigung der Polenkrise, die Grenzöffnung in Ungarn, die Beendigung der Botschaftsbesetzung in Prag, bis hin zum Fall der Mauer in Berlin, waren die Basis der Europäischen Perestroika, deren Friedensfrüchte heute viele genießen können.

Das macht mich glücklich und dankbar, obwohl ich mit Trauer an die denke, die dabei auf der Strecke blieben, weil das Volk sich die Errungenschaften dieser menschlichen Revolutionen, gegen das dumpfe Beharren der Apparate in dieser Welt der intriganten Mächte des Geldes, wieder aus den Händen stehlen ließ.«

Das saß. Oie fiel es wie Schuppen von den Augen. Wenn einer wie Igor Antonow, der, wie er nach all den Jahren wusste, die Operation Ljutsch dirigiert hatte, die auf bisher rätselhafte Weise mit dem Fall der Berliner Mauer und der Deutschen Einheit zusammenhing, wenn also Antonow sich zu all diesen Operationen bekannte, und dazu noch den strategischen Zirkel so weit zog, dann wirkte es in seinem Gehirn wie eine Flut von Frischzellen.

Das war Geschichte aus einer völlig anderen, bisher unbekannten Perspektive – das wurde ihm schlagartig klar.

Die friedlichen Revolutionen in den Ländern des Ostblocks hatten offensichtlich einen bisher nicht bekannten geheimdienstlichen Hintergrund. Aber was war das für ein

strategischer Plan, der da durchgezogen worden war?

Er sprang auf, lief durchs Zimmer wie im Nebel und war wie elektrisiert.

Viel gefühlte Zeit war vergangen, als er sich setzte, um weiterzulesen: »Teurer Albrecht, Politiker-Chargen spreizen sich mit ihren Beiträgen zum Fall der Berliner Mauer, zum Ende des Kalten Krieges und zum Frieden in Europa. Dabei werden diejenigen vergessen, die diesen Umbau, die Europäische Perestroika, entworfen, geplant und organisiert haben. Neben den Bürgerrechtlern, die danach kamen und darauf aufbauen konnten, waren sie die wirklichen Helden.«

Und weiter: »Schaff ein Denkmal für diese Helden des Rückzuges, für diese Idealisten in einer von Macht und Geld besessenen Welt – ich weiß, Du kannst das – Du bist für mich ein wahrer Künstler und nur solche können das!«

Oie war verblüfft über diese Schmeichelei und ratlos zugleich. Wie sollte das gehen? Sollte er diesen Brief veröffentlichen, das Inkognito Antonows lüften und die Medien aufscheuchen? Das meinte Igor sicher nicht im Ernst. Und wer würde dem Glauben schenken? Wem sollte das nützen? Und warum hatte Antonow das nicht schon selbst getan? Sollte er benutzt werden? Wo waren Fakten?

Weiter las er: »Sicher erinnerst Du dich an unsere Begegnung im Muchina-Institut in Leningrad, vor dem Diplom eines namenlosen Bildhauers der Klasse für Monumental-Skulptur. Da stand ein stark verkleinertes Modell für ein Lermontow-Denkmal auf dem Lande in meinem geliebten Heimatdorf. Vor dem Gutshaus der

Großmutter des Dichters, wo er seine Kindheit verbracht hatte, sollte es stehen. Ein sitzender Dichter mit großer Geste und aufgeschlagenem Buch in der Hand, in Bronze.

Das Probestück aus Ton, im künftigen Originalmaßstab, war ein bestiefeltes Bein Lermontows bis zum Knie – aber dieses Knie konnte niemand mit den Händen erreichen, so hoch war es.

Dein erfrischender Kommentar, als respektierter Deutscher Gast in Anwesenheit der Kulturfunktionäre, klingt mir noch heute in den Ohren: ›Unmenschlicher Maßstab! Monumentalität allein entfaltet keine Poesie – und darum geht es in der Kunst!‹

Das war Deine ernüchternde Zusammenfassung, die den Genossen in die Knochen fuhr und mich gefreut hat.

Oder der Design-Kongress der Sozialistischen Länder auf diesem ungarischen Renaissance-Schloss, als ein paar Alt-Stalinisten vorschlugen, das Zentrum sozialistischen Designs in Moskau zu gründen und Du das, in Deinem darauf folgenden Vortrag zu Eurer Arbeit für den öffentlichen Raum, so nebenbei und unter dem stürmischen Beifall aller Fachleute im Saal, als letzten Anflug von kulturellem Imperialismus abqualifiziertest.

Das war schon Mut in diesen Zeiten, und seitdem vertraue ich Deinem Spürsinn für den Geist der Sache und die mutige Form. Die danach drohenden diplomatischen Verwicklungen habe ich übrigens verhindert, wie ich auch in der Folgezeit oft die Hand über Dich halten konnte, wenn es gefährlich wurde und Du als Gestalter vom Apparat oder der

Staatssicherheit beschädigt werden solltest.«

Oie war erstaunt, so Offenherziges von Antonow zu lesen, aber er nahm es als honorige Schlussbilanz eines kämpferischen Lebens und einer wahren Freundschaft.

Die Überraschung allerdings folgte am Schluss: der Verweis auf die unscheinbare, unbeschriftete CD.

»Als Hilfe für Dich, lieber Albrecht, bei der Umsetzung meines letzten strategischen Planes – mit Verlaub sagt man wohl seit Goethe – sende ich Dir die CD mit einer Übersicht über die wichtigsten Operationender Europäischen Perestroika – die Licht-Operationen.

Du findest geordnet, wie Du es als Kultur-Preuße erwarten darfst, Operationen, Decknamen, Klarnamen und Adressen beteiligter Akteure bei der Abwehr des Mächtigen und Blöden.

Namen von noch Lebenden, die Dir besonders nützlich sein könnten, habe ich unterstrichen. Mach etwas daraus, gedenke meiner in Freundschaft und auch all derer, die das Ende des Kalten Krieges und den Triumph des Lichtes nicht mehr erleben konnten.

Dazu gehört leider auch Dein Bruder Otto, an dessen Tod ich mich schuldig fühle, denn ich habe ihn damals, in der Vor-Wendezeit, auf eine Mission nach Moskau geschickt, auch – möchte ich zu meiner Entschuldigung sagen – um ihn

aus dem Schussfeld der Staatssicherheit zu nehmen.«

Oie drückte mit dieser Information etwas gewaltig in die Magengrube, denn bisher galt Otto nur als vermisst – jedoch ohne irgendein Lebenszeichen seit über zwanzig Jahren.

Er las erschüttert weiter: »Ich habe Otto damals in diese neu entstandene Gruppe von Historikern empfohlen, die begannen, den Widerstand der Feinde der Perestroika zu bilanzieren, – denn Du weißt, nur was erinnert wird, ist wirklich geschehen.

Einen Einfluss auf die Geschichtsschreibung späterer Generationen bekommt man nur durch Fakten.

Er ist seitdem vermisst und es ist mir besonders wichtig, Dir und Deiner Familie zu sagen, wie leid mir das tut, denn jetzt gibt es Anhaltspunkte dafür, dass er das Opfer unserer Gegner wurde. Mein damaliger Stabschef Nikolai Nikolajewitsch Ossipow hat mir kürzlich davon berichtet. Das Schweigen Dir gegenüber, nach der Wende, hat auch damit zu tun, dass ich Dir sein Verschwinden nicht erklären konnte und mich schuldig fühle.

Bitte verzeih mir!

Dein alter Freund Igor Iwanowitsch Antonow.«

Tränen verschleierten Oies Augen, er erhob sich und lief wie im Nebel zum Fenster, um die sich asthmatisch verkrampfenden Lungen zu lüften.

Das mit Otto war nach so vielen Jahren für ihn in die Ferne gerückt, im Gegensatz zur älteren Schwester Maria, die, wenn nur Ottos Name fiel, zu Tränen gerührt war: »Nicht wissen, kein Grab« – sagte sie immer – »das ist das Schlimmste!«

Nun brach alles wieder auf, denn was wirklich geschehen war seit dem Sommer der Wende, als Otto auf seiner Reise durch die Sowjetunion so spurlos verschwand, hatten sie niemals erfahren. Dass Igor Antonow damals Auftraggeber war, vernahm er zum ersten Mal – und verstand dessen Schuldgefühle.

Einen Hinweis jedenfalls gab es jetzt, der ihn elektrisierte – Nikolai Nikolajewitsch Ossipow. Den musste er finden, schon um des Seelenfriedens seiner Schwester willen.

Aber sonst? Der Brief? Die Listen?

Oie wusste nicht, was das sollte. Warum verstand er ja – aber wie sollte das gehen? Ein Denkmal? Wofür genau? Wie? Was war Igor Antonows Anliegen? Wollte der Geheime sich auf diese Weise, nach seinem Tode und durch die Hintertür, einen Platz in der Geschichte sichern? Sollte er dafür alles stehen und liegen lassen, sich absehbar mit Geheimdiensten anlegen und möglicherweise seinen Kragen riskieren? Fünf Jahre vor dem Ruhestand, und mit einer Familie, die ihn brauchte – sollte er das wirklich tun?

Wie nahe ging ihm das alles wirklich noch?

Merkwürdigerweise bei Weitem nicht so nahe, wie der kürzliche Tod seines Schul-Freundes Daysi, den er fast dreißig Jahre nicht gesehen hatte, und der doch auf eine Weise mit seinem Leben verbunden war, die mit Igor - dem so offensichtlich abgetarnten Maschinisten im Räderwerk der Geschichte - nicht vergleichbar war.

Lag es daran, dass, wenn Schulfreunde sterben, Teile unserer schönsten Kindheitserinnerungen ins Vergessen abwandern, ein Teil von uns stirbt, den wir um keinen Preis der Welt verlieren möchten?

So wie beim Bruder, dessen Tod ihm, in Verbindung mit dem des gemeinsamen Jugend-Freundes, auf einmal wie ein Schlusspunkt, wie das nahende Ende auch seiner Tage erscheinen musste.

Diese Erinnerungen ließen seine Hände zittern und er schaute, im warmen, die Augen trocknenden Aufwind der Fensterbank, nun wieder auf den Brief – und las noch einmal, wie im Traum.

Gedanken durchschossen ihn wirbelnd. War Igors posthumer Auftrag nicht die Chance die Nebel zu lichten, die noch immer über ihrer Freundschaft lagen?

Sie waren ja über die Jahre nur lose verbunden, gelegentlich und über einzelne Ereignisse, deren Bedeutung Oie damals nicht einschätzen konnte – die mit diesem Brief jedoch wieder auf den Prüfstand kamen.

Jetzt, so fühlte er, gab es die Chance, Hintergründe und neue Facetten eines immer noch schemenhaften Bildes von

Igor Antonow – dem geheimen Drahtzieher zur Deutschen Einheit – zu entdecken, und das lockte ihn mehr, als er es sich in diesem Augenblick eingestehen mochte.

Er schaltete den Laptop ein, sichtete die Daten auf der CD, die nach Ländern des Ostens geordnet waren, und fand darunter einige bekannte und viele ihm unbekannte Namen. Aber immer zugeordnet bedeutende Institutionen, Dienststellen und Funktionen. Das zog sich als Prinzip durch und basierte offensichtlich mit Goethe, den Antonow so verehrte, auf der Erkenntnis – Dass wir jemand sein müssen, um etwas zu bewirken!

Auch die Überschriften der Länderblöcke und augenscheinlichen Operations-Gebiete elektrisierten Oie, denn da stand über dem Sowjetischen Teil Prelomlenie – was er in der Übersetzung als Lichtbrechung zu deuten wusste – mit dem Zusatz Kreml-Flug.

Der Finnische Teil, mit einer Handvoll Namen, stand mit deutscher Überschrift auf der Liste und war mit Operation Abendlicht benannt, – und ebenfalls mit dem klein gedruckten Zusatz: Kreml-Flug.

Weiter folgend auf der Liste stand bei einem Dutzend polnischer Namen die Überschrift Operation Morgenlicht. Über dem ungarischen Teil war Operation Schlaglicht vermerkt, gefolgt vom tschechischen Teil, der mit Operation Herbstlicht gekennzeichnet war.

Den Schluss bildete eine längere Liste von Namen und Adressen, die auf den ersten Blick von der damaligen DDR geografisch begrenzt wurde, und die Operation Lichtstrahl

hieß – was dem Russischen Ljutsch entsprach.

Oie fand unter den etwa hundert Namen im deutschen Operationsgebiet eine Anzahl ihm namentlich bekannter Fachleute aus Wissenschaft, Technik, Kultur und Militär – einige waren unterstrichen. Dass auch sein Bruder Otto van Oie mit dem Decknamen Topograf darunter war, überraschte ihn nicht wirklich.

Bei näherem Hinsehen war im deutschen Teil kein Akteur aus der alten Bundesrepublik. Die waren ja, so erinnerte er sich, in anderem Zusammenhang auf den geheimnisvollen Rosenholz-Dateien und betrafen angeblich niemanden von aktueller Bedeutung in Politik und Wirtschaft.

Aber das Zusammenspiel dieser Rosenholz-Dateien mit der vor ihm liegenden Liste Antonows würde in der Zukunft vielleicht Aufschlüsse über fundamentale Zusammenhänge bringen – so vermutete er spontan.

Nur – war das gewollt, würde das irgendwen interessieren? Störte es die bisherige Weltsicht vom Wunder der Bürger-Revolutionen des Ostens, angeführt vom Heiligen Geist weniger so genannter Dissidenten, Bürgerrechtler und rhetorisch geschulter Geistlicher – von denen er keinen auf der Liste sah – nicht gewaltig?

Eine Fülle von Fragen durchfurchte sein Gehirn, bis zu einem kurzschlussartigen Versagen. Er konnte es nicht zu Ende denken.

Etwas aber war ihm ins Herz gefahren und die Gedanken daran ließen es höher schlagen. Es war die Information über seinen Bruder, die ihn elektrisierte und alles Andere in den

Hintergrund drängte. Endlich ein Hinweis – wenn auch ein traurigger. Oberst a.D. Nikolai Nikolajewitsch Ossipow stand auf der russischen Liste, – mit der Anmerkung: Mönch im Höhlenkloster Nischni Nowgorod.

3 Die Grauen nehmen die Spur auf

Oie konnte nicht ahnen, dass schon kurz nachdem er Bulgakows Kanzlei verlassen hatte, dessen Sekretärin zum Telefon griff und mit ihrer Schwester in Moskau sprach.

Nachdem sie alle Erlebnisse der letzten Tage ausführlich beschwatzt hatten, kam der vereinbarte Schlüsselsatz: »Olga, ich habe jetzt die Adresse des Haut-Spezialisten für dein Problem in Berlin gefunden. Ich schicke sie dir heute nach Dienstschluss.«

Am selben Abend wurden die Adressen des Absenders und des Empfängers der ominösen Briefsendung nach Moskau übermittelt.

Schon am nächsten Tag versammelte sich ein operativer Stab des RSG – des Russischen Staatlichen Geheimdienstes – der Nachfolgeorganisation des einstmals allmächtigen KGB der Sowjetunion. Eine kleine Gruppe von rauchenden, schlecht gelaunten, älteren Männern in Zivil beriet, was zu tun sei.

Man hatte ja immer noch nagend-offene Rechnungen mit dem Militär-Geheimdienst, dem Igor Antonow einst angehört hatte. Vor allem mit seinen Führern, welche die Wirren der Nach-Wende ins neue Russland unbeschadet überstanden hatten. Im Gegensatz zum KGB, der in der öffentlichen Wahrnehmung für alle Facetten des Unrechts der verflossenen Sowjetunion verantwortlich gemacht und aufgelöst wurde.

Dieser nachhallende Groll und die Aussicht auf eine letzte Chance, erlittene Erniedrigungen zu rächen, wirkten wie ein Schuss Kokain in die Hirne der über die Jahrzehnte im Dienst verstaubten Offiziere.

Schon in der Nacht wurde die Moskauer Wohnung der Familie Antonow, die sich zur Sommerzeit auf ihrer Datscha bei Jaroslawl an der Wolga befand, besichtigt. Diskret, und ohne Spuren zu hinterlassen, filzten die RSG-Spezialisten das Arbeits-Zimmer Antonows, das seit seinem Tode unverändert und eine Erinnerungsstätte der Familie war.

Der zehn Jahre alte Sicherheits-Code des Computers wurde durch die Fachleute problemlos geknackt. Sie kopierten alle Dateien. Dann bauten sie die Festplatten aus, um die entleerten Papierkörbe durch eine Spezialabteilung für Daten-Rekonstruktion sichten zu lassen.

Bei der Auswertung der gelöschten Dateien am nächsten Tag stieß der RSG auf Listen, in denen Igor Antonow die Agenturischen Mitarbeiter und die Einflussagenten des Militär-Geheimdienstes in den Ländern des Ostens, Westeuropas und Skandinaviens säuberlich aufgeführt hatte. Auch fanden sie vielfach Hinweise auf ominöse, gegen den KGB gerichtete Licht-Operationen – und Hinweise auf eine intensive Arbeit mit zugeordneten Dateien, im Jahre vor Antonows Tod.

Der sichtbare, tabellarisch erfasste Umfang ihres Nichtwissens über diese Operationen schockierte die altgedienten, zynischen Pfeiler der verflossenen Roten Macht, ohne dass sie es sich gegenseitig eingestehen

mochten – denn eigentlich war es ihnen peinlich. Nur von Verrat knurrte es abwechselnd, mehr frohlockend als erschüttert, in allen Tonlagen.

Endlich hatten sie die Leichen im Keller des Militär-Geheimdienstes, die sie so lange suchten, den offensichtlichen Verrat am Vaterland – vor allem auch den Verstoß gegen eingebrannte, eherne Spielregeln der konspirativen Arbeit.

Nun gab es einen Ansatz, da waren sich die alten Genossen einig. Nun winkten Beweise für die zwielichtige Rolle des Militär-Geheimdienstes bei der Auflösung des allmächtigen Sowjet-Imperiums und dem Verrat an ihrer verdienstvollen Tschekisten-Organisation.

So sahen sie es noch immer, trotz aller diskreditierenden Veröffentlichungen und medialen Prügel in den Nachwehen des Unterganges der großen Sowjetunion, die so viele ihrer Genossen, im ganzen Land Amt, Ansehen und Privilegien gekostet hatten.

Nun sahen sie die Chance, die alten Säcke vom Militär-Geheimdienst ans Kreuz zu nageln, um wenigstens noch nachträglich die kränkenden Niederlagen in einen kleinen Sieg zu verwandeln.

Separat gesicherte, datierte Auszüge der Listen Antonows betrafen die Länder ihres ehemaligen Militärbündnisses, den Warschauer Vertrag. Und da witterten die Spürnasen der alten Agenten eine warme Spur, denn bei der Sichtung der über fünfhundert verzeichneten DDR-Bürgern stießen sie auf den von der Quelle in Berlin gemeldeten Albrecht van Oie.

Die anschließende Beratung ergab den Beschluss, diesen offensichtlichen Abfluss von geheimen Informationen zu stoppen und auch zur Not, wenn dies nicht möglich sein sollte, die Kooperation mit den Deutschen zu suchen.

Es war ein Vorschlag von General Fjodor Folim, dem Kopf der Altherrenriege, dem der zweifach verzeichnete Name van Oie ein Rätsel war, das ihn wie der Auftritt eines Wiedergängers elektrisierte, ohne dass er es schon konkret einordnen konnte oder es sich gar anmerken ließ.

Man hatte beim Deutschen Geheimdienst DGD noch einen Gefallen gut, nachdem im Frühjahr zwei moslemische Fundamentalisten aus Deutschland auf ihrem Weg nach Afghanistan in Russland festgesetzt werden konnten.

Für die schnelle Prävention aber wurde die Spionage-Abwehr der Russischen Botschaft in Berlin bemüht, zu deren Fähigkeiten auch die diskrete Ortung von Funktelefonen in den deutschen Netzen gehörte.

Eine kleine Truppe wurde mit recherchierten Daten, im Internet verfügbaren Bildern und Oies letzten bekannten Aufenthaltsorten versehen. Es waren drei ehemalige Mitarbeiter des KGB, die in der Jelzin-Ära mit getürkten Identitäten in die Ausreisewelle der Russland-Deutschen eingereiht worden waren.

Jetzt, als im Niemandsland zwischen den Kulturen gestrandete frustrierte Werkzeuge fürs Grobe, konnten diese Honorarkräfte den Auftrag übernehmen. Sie sollten die entwichenen Daten zurückholen, vernichten, oder den Oie unauffällig neutralisieren.

4 Flucht aufs Land

Oie, der sonst bei jedem Wetter ruhte wie ein Murmeltier, hatte einen unruhigen Schlaf. Der heftige Knall eines Blitzschlages in der Nachbarschaft, der im Steingeviert seines Hinterhofes vielfach nachdonnerte, weckte ihn. Himmelhoch flackerten die Blitze in der Nachtschwärze Berlins, untermalt vom Gegrummel eines Sommer-Gewitters – und auf dem Drahtverhau des Taubenschlages vom Dach des Vorderhauses tanzten blaue Elmsfeuer wie betrunkene Fadenwürmer.

Fauchend stürmte es, ein Platzregen ergoss sich, als wäre der Hof ein himmlischer Ausguss und feuchter Dunst wirbelte ins Zimmer, wie um seine überhitzte Ratlosigkeit kühlend zu lindern.

Seine Gedanken kreisten um Igor Antonows Brief, denn er war immer noch verblüfft über die posthume Offenheit des Geheimen, fühlte sich genötigt – gleichzeitig geehrt – von Antonow derart beauftragt und ins Vertrauen gezogen zu werden.

Wenn er jedoch ehrlich war, hatte ihn nur der Hinweis auf das Schicksal seines Bruders wirklich aufgewühlt. Da war er motiviert, etwas zu unternehmen, um mehr zu erfahren. Wie das gehen sollte, war für ihn, leer und ratlos, wie er sich fühlte, noch nicht vorstellbar.

Morgens um sechs unter der Dusche, wo gewöhnlich die Träume der Nacht abgespült und gefiltert wurden, fühlte

Oie: Er musste raus aus der Stadt, um Abstand zu bekommen und einen Plan zu entwickeln. Auch wollte er sich durch Arbeit ablenken, erst dann sich kümmern und vielleicht einigen von Igor Antonow markierten Spuren nachgehen.

Das ließ sich zeitlich kombinieren, denn er hatte sich für zwei Wochen bei seiner Frau Katharina abgemeldet – zur Projekt-Betreuung und zu vorbereitenden Absprachen in Mecklenburg und Vorpommern. Dort waren in den nächsten Tagen Termine wahrzunehmen. Gewöhnlich stieg er dazu in über die Jahre lieb gewordenen ländlichen Hotels ab – auch um nicht jeden Tag den langen Anlauf von Berlin nehmen zu müssen. Architektur-Design und Gesamtgestaltung von Bauwerken standen auf seinem Programm, was sich am effektivsten direkt bei den Planungspartnern abarbeiten ließ.

Schon nach vier Tagen hatte er alle wichtigen Fragen der laufenden und vorzubereitenden Projekte geklärt, Absprachen mit seinen Auftraggebern getätigt – und das Gefühl der Abkömmlichkeit für die nächste Zeit gewonnen.

Im ersten Morgengrauen fuhr er zurück in seine Klause nach Berlin, packte ein paar Sachen, druckte die Listen aus und kopierte die CD auf den neuesten Stick – ein Geschenk seiner Frau Katharina. Dann steckte er die CD in eine feste Hülle, versiegelte sie und legte sie, mit der Bitte um sichere Aufbewahrung, in einen Brief an seinen Anwalt.

Er fuhr zum Briefkasten und dann einige Straßen weiter, zum Beginn der Frühschicht seiner Audi-Werkstatt, um das Getriebe in Reparatur zu geben, dessen schon seit Tagen

angekündigtes fein pfeifendes Versagen, nach tachogefühlten zwölf Erdumrundungen wie ein Damoklesschwert über ihm schwebte.

Danach sprang er in die U-Bahn zum Bahnhof Lichtenberg. Mit dem Regionalzug fuhr er nach Prenzlau und nahm sich dort ein Taxi, um eine halbe Stunde später in Franzfelde, dem Wohnsitz seiner Ex zu sein. Die war eine bekannte Malerin.

Oie fühlte – bei der Brisanz der von Antonow übermittelten Informationen – eine heraufziehende latente Gefahr und wollte unauffindbar sein. Instinktiv musste er einen Abstand schaffen zu etwas Drohendem, das seit der Übergabe des Vermächtnisses von Igor Antonow beim Notar über ihm schwebte. Das war im turbulenten Berlin nicht denkbar – und auch nicht bei seiner Familie, im Haus vor der Stadt.

Aber er wusste, auf dem Lande, weit entfernt, gibt es die Chance einen Plan zu entwickeln.

Dort, am für ihn noch immer magischen Ort, erhoffte er die Ruhe, um unbeeinflusst vom unstet produktiven Leben zwischen Atelier, Internet und Telefon, mit all den daran hängenden Verpflichtungen, über die Sache und sein weiteres Vorgehen nachzudenken.

Von unterwegs, aus dem Taxi, rief er auf Franzfelde an.

Es war zehn Uhr und seine Ex war mehr als überrascht von seinen Besuchsabsichten, nach so vielen Jahren.

Er ließ sich deshalb noch etwas Zeit, dirigierte den Fahrer über die Dörfer seiner dritten Heimat und bat ihn

dabei, sein Fenster runter zu lassen, denn die Morgensonne entfachte eine Symphonie gedeckter Farben in der Landschaft – und die waren bei getönten Scheiben irgendwie modisch verschroben.

Auch mochte er diesen hereinwehenden, feucht-strohigen Geruch der Landschaft, den der ersten Stoppelfelder, die ihn an die Sommergerüche seiner Kindheit erinnerten, als er mit seinem Bruder Otto früh raus musste, um bei der Ernte zu helfen.

Er durfte damals den Lanz-Bulldog beim Garben Verladen vorrücken. Die Erwachsenen beluden den Hänger, und er streckte sich als Zwölfjähriger jedes Mal mit aller Kraft – wie ein Spreizstock – um die Kupplung zu treten, deren Pedal doppelt so groß war wie sein Fuß.

Sein Bruder Otto half ihm dabei, am übergroßen Lenkrad hängend, um mit vereinten Kräften die Spur zu halten. Daran erinnerte er sich jeden Sommer, wenn die Felder abgeerntet wurden oder wenn er den böllernden Herzschlag eines Bulldog bei ländlichen Festen von Weitem vernahm. Auch mochte er das singende Gedröhn der fernen Mähdrescherkolonnen, die ihm ein Gefühl von Verwurzelung gaben und irgendwie die Hoffnung – alles wird gut.

Die Überraschung für seine Ex saß noch immer, das sah er, als er auf der kreisrunden Auffahrt halten ließ und Alma aus dem Portal trat, denn er war jahrelang nicht mehr hier gewesen.

Ein Dackel, dem sie Franz hinterherrief, tobte ihm neugierig entgegen. Franz müsste mittlerweile der Dritte sein, ging es ihm durch den Kopf – und hatte den Namen von seinen Vorfahren übernommen. Den ersten Franz hatte er einst für seine drei Kinder aus dem Tierheim geholt und als der, beim Herausspringen aus dem Auto, an gleicher Stelle wuselnd auf seine kleine Tochter zustürzte, rief sie mit einer lang gezogenen Freuden-Melodie »Fraaaannnnzzz!« Seitdem gab es immer einen Dackel Franz auf Franzfelde.

Sie hatten das Gutshaus vor fast dreißig Jahren leerstehend übernommen. Es war einer dieser schönen Landsitze, inmitten von weitläufigen Feldern der Uckermark – zu weit abgelegen und zu groß, als dass irgendeine Gemeinde oder Landwirtschafts-Genossenschaft noch etwas damit hätte anfangen können. Die umliegenden Stallungen waren damals schon aufgegeben und ruinös. Solche überflüssigen, die Planerfüllung störenden, baulichen Altlasten wurden von den Bezirksregierungen an freiberufliche Künstler vergeben, die dann mit Sanierungs- und Denkmalpflege-Krediten unterstützt wurden.

Schön war es inmitten der üppigen Natur auf dem Lande zu wohnen – aber es war einsam. Damals hatte Franzfelde noch eine Handvoll Einwohner und einen Schulbus für die Kinder. Nun lebte da keiner mehr – nur seine Ex.

Das Gutshaus stand auf einem halbhohen, massiven Feldsteinsockel, unter dem sich ein Gewölbekeller verbarg, und hatte, bei neun Achsen, ein vorgesetztes Eingangsmittelrisalit über der Granittreppe. Bei imposant

dicken Wänden war es eingeschossig gebaut, mit einem riesigen Krüppelwalmdach gedeckt, unter dem sich ein großer Wirtschaftsboden befand. Die Zimmer lagen dort oben an den Giebelseiten und am Sonnenbalkon über dem Portal.

Im Hauptgeschoss schlossen sich links und rechts vom Vestibül zwei kleine Säle an, die zu Malzwecken genutzt wurden. Hier war auch der Ort für Ausstellungen und Sommer-Plein-Airs, wenn diese – wegen des Norddeutschen Wetters – im Saale stattfinden mussten. Das war die öffentliche Seite, die Galerie- und Süd-Westseite.

Ein hoher Mittelflur trennte diese Raumflucht von der Rückseite und bot an den Enden Treppen ins Dachgeschoss zu den Giebelzimmern.

An der Rückseite befand sich aktuell der eigentliche Wohntrakt, in den man sich in der kalten Jahreszeit zurückzog, mit untereinander verbundenen Wohnräumen und der Gutsküche, die einen direkten Zugang zum Hausgarten besaß, der Teil des Eichen umstandenen Parks war, und der nur in einem schmalen Ausläufer in den angrenzenden Buschwald überging.

Im Park befand sich ein Weiher – einer dieser vielen kreisrunden Sölle, die Augen der Uckermark genannt werden – mit etwas Schilf und vielen Fröschen, wo in den Sommernächten unvergleichliche Konzerte stattfanden, die schon so manchem Gast den Schlaf raubten.

Das Gutshaus war in dieser Form über hundertfünfzig Jahre alt und gehörte einst zu einem weitverzweigten Besitz

der von Arnimschen Landgüter. Das war vor dem Krieg. Dann kamen die Flüchtlinge aus dem Osten. Fünfzig Personen sollen damals in den zwölf Räumen des Hauses gewohnt haben. Nun aber war Alma hier allein und eigentlich, so hörte man, froh, wenn mal wer vorbeikam. Im Sommer gab es regelmäßig lebendige Plein-Airs für Künstlerkollegen und Studenten – aber die tristen Landwinter waren lang.

Vor allem in der neuen Zeit, da der hypertrophierte, offizielle Kunstbetrieb viele der seit Menschengedenken überlieferten und bis dahin gültigen Maßstäbe für künstlerische Qualität, beiseite gefegt hatte. Die Kunstversteher-Gazetten der Kunstmarkt-Mafia und ihrer Bild-Erklärer dominierten alles. Darunter litten besonders die bodenständigen Künstler, die sich bemühten, über die Beherrschung des künstlerischen Handwerkes, über Natur, Figur, Gegenstand und Raum zur Kunst zu finden. Auch Alma – das wusste er nur zu gut.

Sie begrüßten sich, wie immer seit der Trennung, förmlich. Oie schwang Rucksack und Reisetasche über die Schulter und ging mit ihr ins Haus.

Alma war schmal, klein und zart, aber immer wieder von einer verblüffenden Energie, wenn es um Malerei und Kunst überhaupt ging. Er schritt hinter ihr und wunderte sich, denn sie schlenkerte mit ihren Mittfünfziger Jahren immer noch die Arme wie ein junges Mädchen.

Als sie durchs Foyer in der großen Gutsküche angekommen waren, wo sich der Hauptwohnbereich des

Hauses befand, drehte sie sich schwungvoll um.

Oie sah, dass ihre dunklen Augen noch etwas kleiner geworden waren, die Sorgen- und Lachfalten sich noch etwas tiefer einprägten und sich der Grauschleier der Jahre über ihr Haar zu legen begann.

Eigentlich fühlte sich Oie, wie alle Besucher in der ländlichen Einsamkeit, willkommen und war umso erstaunter über die nun folgende Wendung: »Gut, dass du gerade jetzt kommst, Albrecht. Hier sind die Schlüssel. Deine ehemaligen Zimmer oben sind jetzt Gästezimmer und etwas verstaubt. Bitte gieß die Blumen und kümmere dich um die Tiere – ich werde einige Tage nicht hier sein.

Nicht deinetwegen, das hatte ich dieser Tage sowieso vor.«

Diesen eiligen Entschluss – so war er sich sicher – konnte sie erst nach seinem Anruf aus dem Auto gefasst haben, denn sie war allseits bekannt für ihre spontanen Wendungen. Nur fühlte sich Oie in diesem Augenblick ungemein festgenagelt und vereinnahmt.

»Ach ja, und«, fügte sie ironisch lächelnd hinzu, »zu reparieren gibt es auch Einiges für den deutschen Ingenieur. Der Zettel liegt auf dem Schreibtisch in der Bibliothek.«

Das war’s, das hatte er so nicht erwartet, aber eigentlich, wenn er genau überlegte, war es ihm recht. Er fürchtete ihr spitzes Schweigen, ihre spöttischen Fragen zu seinem, ihrer Meinung nach unsteten und unkünstlerischen Lebenswandel, an denen am Ende die Vorwürfe klebten, dass immer er die Ursache dafür gewesen sei, dass sie

damals, als Künstlerin, mit sich und der Welt hier draußen nicht gleich klarkam.

Für Oie aber, mit dem Blick von außen, kam sie klar. Schon damals, obwohl die Malerei die einsamste Berufung der Welt sein konnte, das wusste er. Sie lebte doch im Einklang mit der Natur, für ihre Kunst, – was wollte sie mehr?

Nach einem gemeinsamen Kaffee beförderte er Alma mit ihrem Oldtimer-Geländewagen im Zuckeltrab nach Prenzlau zum Bahnhof. Danach fuhr er auf einigen Umwegen durch die kurzhüglige, sommerlich-prächtige Landschaft zurück und setzte sich in den Garten.

Das Gezwitscher der Vögel klang wie sein Begrüßungskonzert, die Gerüche der Blumen im warmen Wind umzauberten ihn, und – das war nach so langer Zeit wieder neu – sie veränderten sich dabei mit dem Licht und den Temperaturen des Tages.

Im trockenen Staub der Großstadt hatte er das lange nicht mehr so wahrgenommen. Es behagte ihm, dem vom Bauernjungen zum Stadtindianer Konvertierten, der sonst zu oft von der gleichen Mischung aus Auto, Schmutz und Hund umweht wurde, auf besondere Weise.

Gegen Abend fürchtete er, aus der Idylle gerissen zu werden und schaltete sein Funktelefon aus. Er fütterte erst die Kaninchen, den Hund und den Kater, – dann sich.

Nachdem er den Staub des Zimmers halbwegs beseitigt hatte, ging er, wie auf dem Lande üblich, mit der untergehenden Sonne schlafen.

In der Nacht weckte ihn ein schweres Gewitter, das den Eichensaum des Parks wie Brandung brausen ließ und die vielstimmig säuselnden Geister des Windes unter dem großen Dachstuhl, wo sich sein Zimmer befand, zum Chor formte. Den Kontrapunkt in dieser gewaltigen Natur-Symphonie setzte der große Mantel-Kamin des Hauses, der sich neben seinem Bett befand. Mit seinem sanft-brummigen Dröhnen, unterbrochen vom Blitz-Donner-Stakkato, klang er wie eine Antwort auf das auf- und abbrausende Rauschen der Bäume.

Diese urwüchsigen Gewitter-Stimmen der Natur, die seinen Kindern damals unheimlich waren – ihm waren sie jetzt ein Seelen-Balsam.Jetzt war es gut so, denn er war absolut leer. Sein Gehirn war zu keinen zusammenhängenden Gedanken fähig, so berührte und beschäftigte ihn der Brief Igor Antonows – vor allem der erschütternde Blick auf das Schicksal seines Bruders.

Er atmete sich zur Ruhe und schlief wieder ein.

In seinen Gewitter-Träumen befand er sich auf einer riesigen, hölzern-wackligen Achterbahn. Steil aufsteigend, dem Himmel zurasend – ohne zu wissen, wie es hinter dem Gipfel weitergeht. Dann der Blick in den Abgrund, weiter beschleunigend, in die Kurve brausend und wieder steil in den Himmel.

Mit einem gewaltigen Donnerschlag erwacht, hatte er das Gefühl, eben Geträumtes – wie ein fremd gesteuerter Kamikaze-Flug – könne da draußen auf ihn warten.

Das verunsicherte Oie, denn eigentlich suchte er Ruhe,

war er hier, weil ihm in Sachen Antonow so keine Idee kam, er aber aus Lebenserfahrung wusste, dass man die Dinge mit Geduld sacken lassen muss, um Klarheit zu gewinnen und einen tragfähigen Faden des Handelns zu finden.

Ruhe und Geduld wurden jedoch, mit jedem Tag, der verging, immer mehr zur Illusion, das musste er sich jetzt eingestehen, denn sie passten überhaupt nicht in den mentalen Alarm, den Igors Informationen so brachial in sein Leben schleuderten.

Oie, der es im Zweifelsfall vorzog den Stier bei den Hörnern zu packen, musste, das fühlte er, sein inneres Gleichgewicht wiederfinden – auch um künftige Optionen realistisch beurteilen zu können.

Wie in einer ablenkenden Selbsthypnose machte er am Morgen nach Sichtung der Haus-Bibliothek einen Leseplan und nahm sich im Angesicht neuerer Ausstellungskataloge vor, einige Künstlerkollegen in Reichweite zu besuchen.

Es gab so gute Erinnerungen an damals, an die kreative Zusammenarbeit bei den Gestaltungs-Projekten auf dem Lande, deshalb wollte er den alten Freunden nach langen Jahren wieder die Reverenz erweisen – und versprach sich auch daraus klarere Sicht auf das Wesentliche.

Raumwechsel im Figurentheater nannte er es in seiner Kreativ-Methodik bei den Gestaltungs-Projekten.

Vielschichtiges Umdenken aus dem Umschreiten der Sache – unter dem Eindruck von Anforderungen, Persönlichkeiten, Geschichte und Gegenstand – ohne die zentrale Fragestellung vordergründig auf dem Radarschirm

zu haben. Das war die Methode seiner Wahl, um aus diesem Labyrinth der vagen Möglichkeiten einen Ausweg – den Ariadne-Faden – zu finden.

Damit unterschwellig verbunden war die Suche nach bodenständigen Maßstäben des Handelns, so wie zu Zeiten der Perestroika und ihrer sich aufschwingenden seismischen Wellen, als sie fast täglich unter Künstler-Kollegen diskutierten. Als es darum ging, was wichtig ist, was menschlich, was produktiv und machbar ist – was moralisch ist und was wahr. So, erinnerte er sich, war es jedenfalls bei den Idealisten und Leistungsträgern vor der Kunst, zu denen er seinen Freundeskreis damals zählte.

Dieser nachhallende, konstruktive Idealismus und die Erinnerungen an die gemeinsamen Projekte wärmten seine Seele und weckten Vorfreude auf die Begegnungen, – dabei ahnte Oie nicht, dass seine Fluchtburg bereits identifiziert war und ein Kommando rekrutiert wurde, seiner dort habhaft zu werden.

5 Oie begegnet den Grauen

Am dritten Tag hatte er sich am späten Vormittag auf den Weg gemacht und war die zwanzig Kilometer gefahren, um am Rand der Feldberger Seenplatte den Bildhauer Ulm Moros und seine Frau Linde zu besuchen. Sie lebten auf einem abgelegenen Dreiseitenhof, von Obstbäumen umgeben, an einem kleinen See, zugehörig einem benachbarten Dorf namens Lichtenhain.

Das bescheidene, wohl gestaltete, pastellig-stuckverzierte, eingeschossige Bauernhaus aus der Kaiserzeit lag direkt an der großstämmigen Eichen-Allee nach Feldberg.

Niemand war zu Hause.

Oie klemmte einen Zettel mit seiner Funknummer und einem Gruß für Ulm und Linde hinter das Hoftor. Er hatte darauf versprochen, es am Abend noch einmal zu versuchen. Dies im Hinterkopf schaltete er sein Funktelefon wieder ein, und fuhr auf den sanft-welligen Landstraßen der Uckermark mitten durch die traumhaften Farben des Landsommers nach Franzfelde.

Auf den letzten Kilometern bockelte der Niva über die Russenstraße. Im beunruhigenden Rütteln des Kopfsteinpflasters siebten sich seine Gedanken von der Spreu der Umstände, in die er geraten war.

So unmittelbar wie das Schütteln aufhörte, weil die Gefangenen, die diese Straße einst bauten, am Ende des

Krieges zurück in ihre Heimat konnten, wie die Alten erzählten, so unmittelbar bekam er jetzt Hoffnung eine Idee und Verbündete zu finden, um Igor Antonows Auftrag zu erfüllen und das Schicksal seines Bruders zu klären.

Alles wird gut, der Kalte Krieg ist ja vorbei, beruhigte er sich, – da sah er, an den Abzweig nach Franzfelde herangefahren, über den weiten Stoppel-Acker, Chromblitze einer schwarzen Limousine bei Almas Gutshaus.

Es war ein etwas zu großes Auto für Künstler und für diesen Landstrich – vor allem aber stand es auf dem Rasen am Haus, auf dem nicht Freunde stehen und auch nicht Besucher.

Der alte Fuchs, der Jagd-Stress witterte, stieg ihm in den Nacken. Die Arme versteiften sich und er fuhr weiter geradeaus.

Am Feldweg hinter dem nächsten Hügel bog er nach links und zog in dessen Deckung über einen frisch gepflügten Acker.

Die Vierrad-Antriebe des russischen Last-Esels kreischten ins Innere, wie wenn sie eine Ahnung davon hätten, dass es zur Sache geht, und alarmierten ihn vollends. Mit jedem Meter, den er sich dem Gutshaus auf dem Gelände-Parcours näherte, stieg die Spannung.

Hinter den abschirmenden Buschgruppen am Park schaltete er die Zündung aus und ließ den Wagen auf dem Rasen ausrollen.

Er sprang hinaus und ging zwischen den großen Gehölzen im Bogen um den Weiher von hinten auf das Haus zu.

Beim Blick auf die unberührten Gartenmöbel zerstoben seine letzten Hoffnungen, doch noch harmlosen Besuchern zu begegnen, die früher dort warteten, wenn niemand im Hause war.

Jetzt hätte er gewarnt sein sollen, aber sein Naturell war das eines Draufgängers, was seine Frau Katha progressiven Leichtsinn nannte, wenn die Situation wie jetzt undurchsichtig wurde.

Diese Haltung kam, als Kindheitsmuster, schon aus dem Buddelkasten und vom oftmals turbulenten Bauernhof seiner Eltern. Da Oie damit ein respektables Alter erreicht hatte, sah er auch diesmal keinen Grund zurückzuschrecken.

In der Deckung der Hauswand, am Sockel entlang, stieg er auf die steile, steinerne Gartentreppe, die zum Kücheneingang führte, dessen mit farbigen Glas-Applikationen ausgefachte Tür verschlossen schien.

In der Küche war niemand, soviel konnte er überblicken, und so drehte er lautlos die Flügelmutter auf der Gartenseite, von der nur Eingeweihte wussten, dass sie über eine Achse mit der inneren Hakensperre verbunden war.

Als er die Tür lautlos einen Spalt weit geöffnet hatte, schoss der silbergraue Karthäuser-Kater Aramies mit unwirklich aufgeplustertem Fell wie ein Blitz durch seine Beine – die Treppe im gestreckten Galopp nehmend – unter die nahen Büsche.

Den Grund erfasste er mit einem Blick. Auf den grün-weißen Schachbrett-Fliesen der Gutsküche lag Franz der Dackel in seinem Blut und rührte sich nicht mehr. Oie

schockierte dieser Anblick und eine unbeschreibliche Wut stieg in ihm auf, denn der Bauernsohn in ihm konnte zum Attischen Elch werden, wenn auch nur irgendjemand einem Tier etwas zuleide tat. Wer macht so etwas? Warum?

Gespannt wie eine Sprungfeder, den Mörder riechend, griff er instinktiv nach der Hacke neben der Tür. Er streifte die knarzigen Sandalen ab und schlich in Richtung Bibliothek, aus der er raschelnde Geräusche vernahm.

Die Bibliothek war das ehemalige Zimmer der Köchin, die über einen Flur, von dem Türen der Speisekammern und Vorratsschränke abgingen, mit der Küche verbunden war.

Den Stiel der Hacke fest und schräg vor der Brust, wie er es in den japanischen Kampf-Künsten erlernte, hatte er die offene Tür zur Bibliothek gerade erreicht, da umflutete ihn eine Fahne von Schnaps-Schweiß, und ein großer, fetter Schatten, den wohl der Luftzug aufscheuchte, der seinen geräuschlosen Kücheneintritt spürbar begleitete, stand wie ein Scherenschnitt im Gegenlicht.

Ehe Oie auch nur etwas sagen konnte, schossen dessen Arme, zwischen denen ein blanker Draht blitzte, in Richtung seines Kopfes.

Oie – klein von Statur – duckte sich instinktiv ab. Der Draht traf den Stiel und er musste dieser heftig anprallenden oberen Bewegung nur noch verstärkend folgen, sodass dem Angreifer die eiserne Hacke von unten aufwärts zwischen die Beine fuhr.

Das erzeugte einen orgelnd-gepressten Schrei, wie er ihn nur aus dem Theater in Erinnerung hatte. Der jaulend-

fluchende Schatten fing sich und griff vorschnellend, über die Hacke, die Oie sausen ließ, nach seinem linken Arm. Auch diese Bewegung wurde übernommen.

Reflexartig, wie er es Tausende mal trainierte, griff Oie dessen Ärmel, riss heftig, und sichelte sein rechtes Bein hinter das vorrückende, Halt suchende rechte Bein des Schattens.

Der erstaunt grunzende Gegner vollzog unfreiwillig eine leichte Drehung um die eigene Achse, verlor das Gleichgewicht und schlug, zur Seite fallend, mit dem Kopf auf die Kante des neben der Tür stehenden, gusseisernen Kanonenofens.

Der Ofen erzitterte mit dem Geräusch einer krachend knackenden Nuss so schwer, dass aus den Fugen des Ofenrohrs Ruß stob, und der Schatten fiel wie ein Sack von Wasser in sich zusammen – nur seine Hand zitterte noch, in Wellen erschlaffend, wie elektrisiert, am Unterarm Oies.

Angewidert nach Luft schnappend, nahm Oie nun wahr, wie sich unter der sichtbar faustgroßen Einkerbung des fast kahlen Schädels vom Schattenmann schnell eine wässrig-blutige Pfütze bildete.

Gepolter auf der Treppe zum Dachgeschoss alarmierte ihn jetzt aufs Höchste – und sein Belastungsasthma schnürte bedrohlich. Die da kommen mindestens zu zweit, wenn nicht zu dritt, schwante ihm und er fühlte, auf noch mal soviel Glück konnte er nicht hoffen.

Die Gutsküche lag zu nahe am Hauptflur des Hauses, sodass ein Rückzug zum Auto aussichtslos erschien. Da er

auch sonst nicht zu ahnen vermochte, aus welcher der Durchgangstüren der nächste Angriff vorgetragen würde, in welcher Raumflucht er entfliehen konnte, entschloss er sich blitzartig zum Abtauchen. Sein Standort im Gutshaus war wie geschaffen dafür.

Jeder Flügel des Gebäudes hatte zentral einen großen steinernen Mantel-Kamin, der im Erdgeschoss zu beiden Seiten des Mittelflures auf zwei mächtigen Zügen ruhte, die bis in den Keller reichten. Im Durchgang zur Küche befand sich eine der niedrigen quadratischen Eichentüren, die als Inspektionsluke dienten. Die Tür leise öffnend schwang er sich auf die Steigeisen, schloss die Luke hinter sich und stieg geräuschlos zum Keller hinab, während er oben das aufgeregte Fluchen zweier Stimmen vernahm, deren sprachliche Herkunft er nicht zuordnen konnte.

Der Gewölbekeller, an dem der Schornstein-Zug endete, ließ sich geräuschlos betreten, indem er über einen inneren Kipphebel der Tür den Haken einer Haspe anhob.

Im Dämmerlicht kleiner verstaubter Kellerfenster überraschte ihn ein letzter Duft von Geräuchertem. Den hatte der feuchtmuffige Wildkeller konserviert, in dessen Decke verrostete, schmiedeeiserne Haken zum Abhängen des Wildes, der Schinken und Dauerwürste eingemauert waren, um den Mäusen jede Chance auf Beute zu nehmen.

Seinen Kindern hatte der Anblick dieser spitzen Eisen in der Gewölbekeller-Märchenwelt Schauder in die Augen getrieben, daran erinnerte er sich merkwürdigerweise gerade in diesem Augenblick. Wenn er nicht selber daran

enden wollte, so war ihm klar, musste er sich schleunigst vom Acker machen.

Seine Gedanken rasten: Wer waren die? Was wollten sie und wer hatte sie geschickt? Woher wussten die eigentlich, dass er hier war?

Die Funknummer hatten sie von der Auskunft, das war klar, aber wo er war, wusste niemand, außer dem Taxifahrer und Alma - die aber schieden für ihn aus. Das war aber nicht das Hauptproblem in diesem Augenblick, denn wo sollte er hin?

Es gab erstmal nur eine Richtung, die Flucht der Kammern im Kellergewölbe.

Die waren durch schwere rahmenlose Eichentüren verbunden. Nach der Passage von drei Türen und einigen unvermeidlichenQuietschern der Scharniere stand er in der Garage unter dem Haus. Die hatte er damals, aus Ratlosigkeit gegenüber der ausschweifenden Raumfülle des Gutshauses, in die dem Buschwald zugewandte Kellergewölbe eingebaut und mit einer wagehalsigen Rampe nach außen versehen.

Das Klapp-Tor stand offen, weil es einer von Almas Reparatur-Aufträgen war, die Schwenk-Mechanik zu justieren.

Die hornalte, blaue JAWA seiner Söhne stand aufgebockt an der Seite und er wusste, er konnte sich auf sie verlassen, da er mit ihr am Tag zuvor – wie in alten Zeiten – ein Stündchen durch die Landschaft geströpt war.

Der Schlüssel steckte. Das einzige Problem – wie immer –

bestand im Kalt-Start der alten Mühle. Er bockte sie ab und trat mit allem Schwung, zu dem er als Leichtgewicht fähig war, auf den Kickstarter. – Nichts.

Wie vermutet musste er mit, pfeifender Lunge, mehrmals durchtreten, und die Kaskade der vernehmlichen Geräusche kam ihm vor wie Wecksignale für ein ganzes Regiment.

Aus allen Poren trat Schweiß, den er im Nachhinein als Angstschweiß deuten sollte.

Sich näherndes Gerufe und Getrampel machten klar, dass nur wenig Zeit war, seine Haut zu retten. Ein Jesus-Maria und Joseph entfuhr ihm, wie ein Hilferuf aus seiner katholischen Jugendzeit – und wurde überdröhnt vom aufjaulenden Zweitakter.

Als der Motor ansprang, kam ihm das vor wie das Glücksgefühl, das ihn als Kind ergriff, als zum ersten Mal ein Raumschiff zur Rückkehr vom Mond startete – denn alles war wieder möglich.



Sekunden später schoss er die Rampe hoch, und als er beim Hochschalten heftige Schmerzen im Spann verspürte, wurde ihm klar, dass er ohne Schuhe fuhr.

Ein in das Dröhnen der Zylinder hereinpeitschender Knall, wie eine Fehlzündung, ließ seinen Rückspiegel in tausend Teile zersplittern, – und zeigte, dass die Jagd eröffnet war.

Der heiße Wunsch sich in Luft aufzulösen, verkrampfte ihn instinktiv zur Kugelform – er schleuderte – und driftete nach zwanzig Metern auf den wohlbekannten Buschpfad zum Walde hin ab.

Er wusste, dorthin konnte ihm niemand mit dem Auto folgen.

Nach einigen Waldschlägen in rasanter Fahrt, fuhr er seitlich ins Gebüsch, ließ den Motor auslaufen und hielt.

Angespannt lauschte er auf Motorgeräusche in der Umgebung. Nichts als das leichte Säuseln des Windes war zu vernehmen.

Dafür erklang aus seiner Jackentasche plötzlich Bachs Konzert für zwei Violinen – wie ein Ton aus einer andern Welt – sein Funktelefon. Überrascht nahm er es hoch und erwartete eigentlich einen der Sprüche Ulms, da er ja seine Funknummer an dessen Hoftor hinterlassen hatte. Stattdessen hörte er einige entsetzliche Flüche und eine Stimme mit hartem osteuropäischem Akzent: »Hejj du Schwaiiin! – du chast Bruder zerstööört!«

Oie schwieg.

»Wir chriegen dich baald, weeill du chaast, was uuns gechööört! Gib es, daahn ist Frieden - gibst du nicht, daahn bist du tooot!«

Oie blieb stumm.

Die Stimme brüllte ins Telefon, sodass Oie den Hörer weit von sich hielt: »Waas isst?«

Oie fing sich, dachte an den toten Franz, wurde störrisch und schrie zurück: »Scheiß Gorilla!«

Er riss den Akku raus, steckte die SIM-Karte in die Brusttasche und schwang sich erneut aufs Motorrad. Langsamer fahrend schwenkte er – mehr instinktiv, als dass er einen Plan hatte – seiner Heimat Berlin zu. Am Weg in dieser Richtung lag Ulms Hof. Bis dahin hoffte er auf einen klaren Kopf.

In dieser Gegend standen die Bäume in Gruppen und waren die Wäldchen miteinander verbundene Inseln, die

Spitzen größerer und steiler Hügel bedeckend oder sich entlang von Bach-Niederungen hinziehend. Sie wurden umrahmt durch große, offene Ackerflächen, – von Feldwegen und wenigen Straßen unterbrochen. Diese Straßen mied Oie, fuhr auf Randwegen der Felder und hielt vor jeder Straßenquerung im Unterholz an.

Die Lage sondierend fuhr erst weiter, wenn die Luft rein war – denn zuweilen schienen ihm schwarze Limousinen über den Horizont zu preschen – aber er konnte sich auch täuschen und es waren nur die aufgebrezelten Kaleschen von Landjüngern auf dem Weg zur Brautschau.

Auch hoffte Oie, die Grauen hätten mit dem Ausfall ihres Kumpanen so viel zu tun, dass sie von ihm ablassen würden. Trotzdem – er musste sehr vorsichtig sein, denn ohne Helm, barfuß und mit einem Einschuss-Loch im Blech des zersplitterten Rückspiegels, war er in jeder Weise auffällig. Das wäre ihm in den Wirtschaftswäldern nahe Feldberg beinahe zum Verhängnis geworden.

Orientiert an der abendlichen Sonne, musste er einem sumpfigen Bachgelände ausweichen und umkurvte böllernd eine Schonung, um auf dem Hügel dahinter seine Richtung zu finden.

Als er an der Forstweg-Kreuzung einbog und wieder Gas geben wollte, stand ein Mann in der Quere und riss sein Gewehr hoch. Blitzartig erkannte Oie seine schlechten Chancen und stieg in die Bremsen. Die Maschine schleuderte, brach aus und er hatte große Schwierigkeiten sie abzufangen – um nicht zu Füßen des Flintenmannes zu

landen – aber abgewürgt hatte er sie.

Der Blick auf Grün-Grau mit Dienstmütze ließ seinen Puls runterkommen, aber der sichtlich erzürnte Mann hinter der Flinte fluchte: »Hundsfott, auf Sie habe ich schon gewartet.«

Der Förster war ein älterer, stattlicher Herr und hieß Brammert, so stellte er sich vor.

Als er Oies verzweifelten, irren Blick sah, ließ er den Drilling sinken: »Ein Motorrad im Wald hört man doch kilometerweit, wissen Sie das nicht? Motorradrennen sind hier verboten, besonders bei dieserTrockenheit – auch für ältere Herren!« – konnte sich der Forstmann einen ironischen Unterton nicht verkneifen.

Oie senkte pflichtschuldig sein Haupt und überlegte, wie er dem lästigen Amtmann von der Schippe springen könne. Dann hörte er sich lächelnd sagen: »Ich bitte um Nachsicht, Herr Oberförster, aber ich komme von Freunden und habe keinen Sturzhelm – da wollte ich mich auf den Landstraßen nicht sehen lassen.«

Der Förster berichtigte: »Revierförster. – Und die Schuhe haben Sie auch vergessen?« – Dabei rutschte das Gewehr wieder etwas höher.

Oie entschloss sich zum Angriff: »Ach wissen Sie«, lächelte er, mit der leisen Stimme eines Ertappten, und schaute dem Förster mutig in die Augen, »eigentlich war ich nur bei einer alten Freundin. Bloß da kam ihr Kerl nach Hause und ich musste mich rausschleichen – Sie verstehen doch?«

Der Förster, faltig angejahrt, schmunzelte. Die Flinte

sank dabei wieder etwas herunter: »War kein Schrank da?«

»Nee«, gewann Oie Oberwasser. »Aus dem Alter bin ich raus. Der hat ja nur einen Ausgang, und wenn man Pech hat, legt sich der Kerl daneben zum Schlafen – und das beschädigt doch im Ernstfall auch die Dame.«

Der Förster nickte verständig, wurde freundlicher und schritt zur Vernehmung: »Wer sind Sie und woher kommen Sie?«

Aus Oie konnte nun die Wahrheit heraus: »Albrecht van Oie heiß ich – aus Berlin, aber jetzt ein paar Tage zu Gast auf Franzfelde.«

Der Förster lächelte wissend: »So so, bei Alma sind Sie? Ihr Name kommt mir bekannt vor. – Waren Sie nicht mal mit Alma….?«

»Ja. – Kennen sie Alma?«

»Natürlich! Persönlich und gut, seit Jahren. Wer kennt sie hier nicht? In unserer Gegend ist doch sonst nicht viel los. Ihre Sommerfeste zum Abschluss der Plein-Airs sind legendär. Ich kaufe auch immer mal was – mein Forsthaus hängt voll davon. Landschaften, wie sie heute keiner mehr malt, Skulpturen, wo man sich als Mensch wiedererkennt und Grafiken, denen man die handwerkliche Meisterschaft ansieht. Wo gibt’s das sonst noch in unserer Provinz? – Einfach schön.«

Oie war erstaunt und erfreut über soviel Kunstsinn bei einem Revierförster.

»Also«, sagte Brammert und reichte ihm die Hand: »Grüßen Sie Alma – und machen Sie künftig einen Bogen um

meinen Wald, denn das stresst die Tiere. Vorn an der Straße rechts geht’s nach Franzfelde.«

Oie bedankte sich für soviel Nachsicht und warf seine Mühle wieder an.

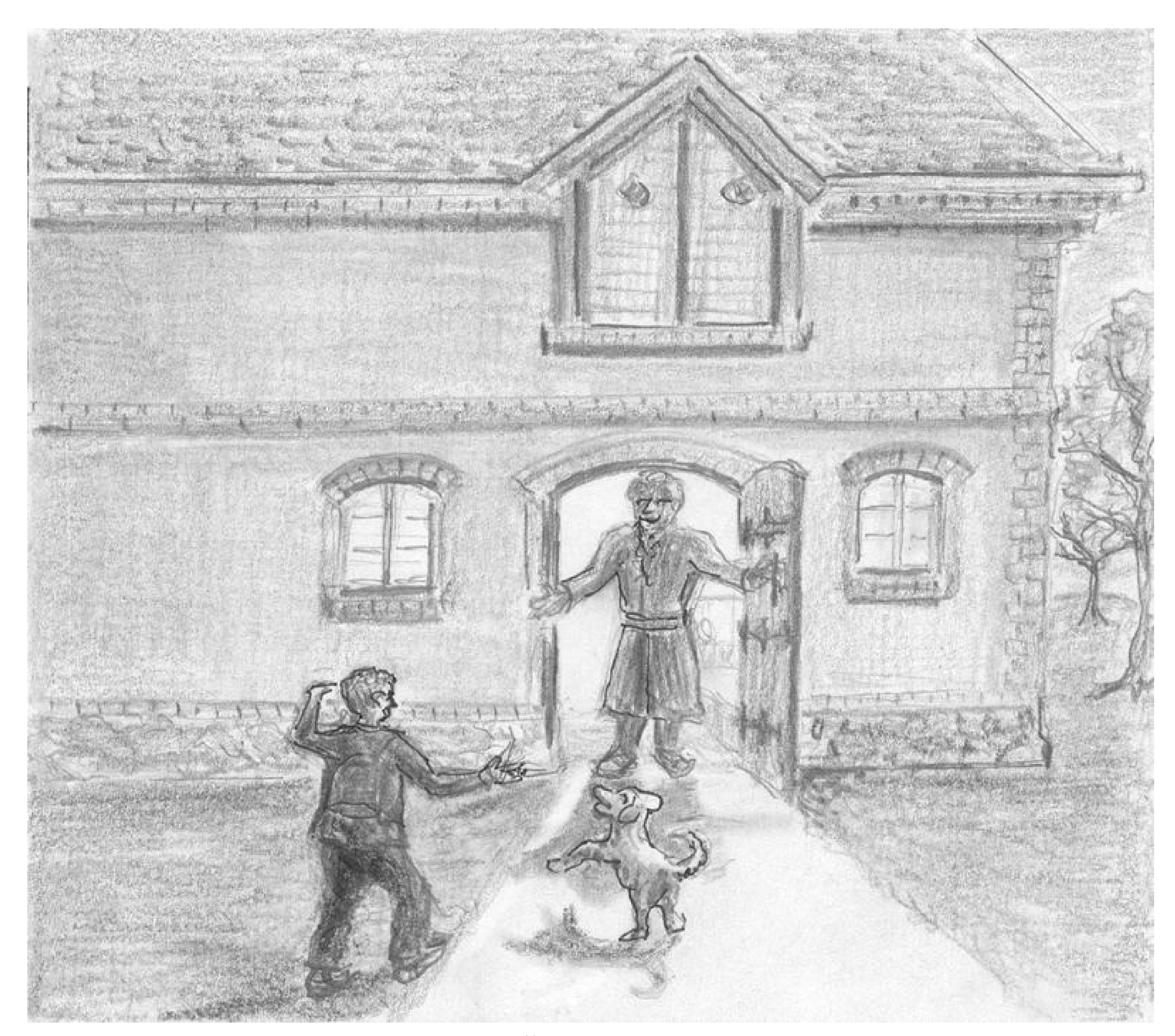
Im letzten Abendlicht näherte er sich Lichtenhain.

6 Ulms Elysium

Als er bei Ulm vorfuhr, war es im Hause dunkel und das Tor verschlossen, aber im quer zur Straße stehenden Ateliergebäude sah er Licht.

Wie zum letzten Mal vor zwanzig Jahren nahm er den Feldweg um die seeseitig gelegene, alte und windschiefe, mit schwarzem Holz beplankte Scheune herum, und stellte die JAWA dahinter ab.

Als er durch die offene Tenne der Scheune zum Hof ging, schlug der Hund an. Ein weißer Zwergpudel sprang aus der Hütte und umkreiste Oie kläffend.



Am ehemaligen Stallgebäude, in dem das Bildhauer-Paar arbeitete, öffnete sich die Tür, der große Schatten Ulms stand vor dem Licht und rief: »Mephisto – ist gut!«

Das besänftigte den Hund soweit, dass er, immer noch knurrend, in seine Hütte am Haus zurück trabte.»

Hab dich erwartet«, brummte Ulm, »der Zettel nach so vielen Jahren war wirklich eine Überraschung!«

Er musterte Oie beim Näherkommen mit spöttischem, ungläubigem Grinsen von oben bis unten, und sagte mit Blick auf seinen schuhlosen Aufzug: »Machst du Indianer-Urlaub?«

Sie schüttelten die Hände, klopften die Schultern und

freuten sich.»Komm rein«, zog ihn Ulm vorwärts, »Schuhe sind wichtig auf meinem Ziegelboden« – und griff nach einem Paar hölzerne Pantinen aus dem Regal neben der Tür.

»Ist immer noch der alte Backsteinboden von damals. Ist doch das Beste, hält durch und kühlt in heißen Sommern wie diesem. Man braucht aber immer auch Holzschuhe, im Winter mit dicken Socken. Was gut ist gegen Hitze, ist auch gut gegen Kälte, sagen die Alten.«

Ulms Atelier war ein lang gestreckter, großer, weiß getünchter ehemaliger Kuh-Stall, mit quer liegenden, starken, hölzernen Deckenbalken für den Heuboden darüber. Die ruhten auf einer mittigen Reihe schwarzer, schöner Stützen aus Eisen-Kunstguss mit Sockel und Kapitell. Auf eine überzeugende Art gaben sie dem profanen Backsteinbau klassisches Maß und poetisches Detail zugleich.

Auf der Nordseite des Ateliers war die Längswand im Raster aufgebrochen und raumhoch, kleinteilig verglast.

Die heraufziehende Dämmerung schuf im Obstgarten dahinter – mit alten knorrigen Stämmen und Astgewirr – eine feine, organische Grafik aus Licht und Grün und Grau, die langsam in der Dunkelheit zu verschwinden begann.



»Ich vermute mal, da kommen Anregungen her«, zeigte sich Oie von der verzauberten Szenerie im Dämmerlicht des Gartens beeindruckt.

»Ist so«, nickte Ulm heiter brummend. »Vor allem für meine Zeichnungen. Ich liebe diese Abendstimmungen zu jeder Jahreszeit und arbeite dann. Linde bevorzugt das Morgenlicht und steht deshalb mit den Hühnern auf. Das sind unsere produktivsten Zeiten und so stören wir uns nicht, wenn wir im gleichen Atelier arbeiten. Auch genießen wir die wenigen Stunden, in denen es sich überschneidet und der Andere – gelegentlich und mit frischem Eindruck – etwas zur Arbeit sagen kann.«

Oie, der fürchtete, im Rampenlicht des Ateliers zu stehen, sodass man ihn aus der Kurve der Straße sehen würde, ging sofort auf das in der Ecke gelegene, kniehohe Podest zu. Dort hatten die beiden Bildhauer noch immer ihr altes Gipsstaub bepudertes Leder-Sofa stehen, von dem aus man die Atelierszene in ganzer Länge überblicken konnte.

»Wie in alten Zeiten«, lächelte Oie und setzte sich.

Ulm rief aus der Ferne: »Schön, schön – schön, dass du mal vorbeikommst!«

Er stand jetzt in der Mitte des Raumes vor einer liegenden Gipsfigur und rührte mit dem Spachtel in einem Gummigefäß der anderen Hand: »Muss ich noch aufbrauchen«, rief er entschuldigend und spachtelte, mit dem Oberkörper schwingend und wiegend, an einer Schulter der überlebensgroßen Figur.

Oie kannte Ulms Plastiken seit den Anfängen seines Studiums an der Kunsthochschule in Berlin und gemeinsamer Plein-Airs der Holz-Bildhauer. Ulm hatte einige Jahre vor ihm bei den Altmeistern Stötzer und Jastram begonnen, und war damals schon sehr eigenständig in seiner plastisch-figürlichen Haltung. Alles hatte etwas Leises und gleichzeitig Menschlich-Grandioses. Die straffe Form und die feine Geste zugleich, die dem Betrachter sagen konnte: Ich bin in Dir, bin Mensch – erkennst du mich?

»Wofür ist die …?«

»Große Liegende«, rief Ulm. »Sie war für einen Wettbewerb im Westen – für einen Kurpark. Aber die angereisten Beauftragten wollten sie nicht, nachdem sie das

Modell besichtigt hatten – es sei zu realistisch! Du weißt, das ist jetzt ein Schimpfwort in der Kaste der Kunst-Erklärer. Sie fürchten arbeitslos zu werden und sie fürchten das Leise, wenn das Werk menschliche Haltung trägt, die jeder fühlt und die poetisch spricht.

Aber ich mache sie, so wie ich es gedacht habe, in Originalgröße – ich muss das.«

Während Ulm sprach, strich er den Spachtel in einem finalen Akkord von letzten Gips ab, kam herüber und setzte sich zu Oie aufs Sofa.

»Nun erzähl mal – was liegt an? Fliehst du vor dem Gestaltungsrummel der Metropole oder weshalb suchst du die Ruhe der Provinz?«

Diese Spitze kam nicht überraschend, denn im Gegensatz zu den Bildenden Künstlern führte Oie als Gestalter ein nahezu aktionistisches Leben. Das lag in der Natur der Sache und das wusste er. Dieses kleine Vorurteil war auch schon damals, zu Ostzeiten – vor allem durch Alma verbreitet – entstanden, als er in der Szene der baugebundenen Kunst mit besonderen Arbeitsweisen neue Wege ging und auf die Möglichkeiten von Gesamtgestaltung, wie er es nannte, aufmerksam machte.

Ulm hatte gut Reden, fand Oie: Seit fünfundzwanzig Jahren am gleichen Platz, seit dreißig Jahren mit derselben Frau und der gleichen, immer anders schönen Arbeit, was auch in einem Bildhauer-Leben nicht so oft vorkommt.

So war die Anspielung, auf seinen Ortswechsel vor langer Zeit, das Stichwort und er gab zu: »Ulm, diesmal fliehe ich

wirklich. Die Vergangenheit hat gerade in Franzfelde versucht, mir den Hals umzudrehen. Bei Alma ist eingebrochen worden – und der Dackel Franz ist tot.

Ich kam gerade dazu, habe einem der Gangster ein Ding verpasst und konnte mich mit dem Motorrad absetzen.«

Der große Ulm schaute bei diesen Worten ungläubig und belustigt auf den Freund.

»Alma ist, Gott sei Dank, bei meiner Ankunft für ein paar Tage weggefahren, sonst hätte sie sicher einen Herz-Kasper bekommen, oder Schlimmeres. Die Typen schienen zu allem fähig.«

»Wer ist denn hier draußen hinter dir her?«, fragte Ulm, der nun den Ernst begriff, mit großen Augen.

»Ich bin nicht sicher. Es hängt vermutlich mit einem Brief und Dokumenten aus Moskau zusammen, die ich nach dem Tod eines Freundes über einen Berliner Notar erhalten habe. Aber das ist eine lange Geschichte, die mit den Wende-Ereignissen zusammenhängt – die erzähle ich dir, wenn ich weiß, was da im Hintergrund läuft.«

»Ja die Wende, das war so ein Ding mit Ansage von dir – und keiner hat es geglaubt – ein Jahr davor. Ich denke noch heute manchmal daran, wie du zum siebzigsten Geburtstag von Jo Jastram in seinem Bildhauer-Atelier zu später Stunde im kleinen Kreis darüber geredet hast. Die großen Augen des Westberliner Gastes, des späteren Kultursenators Roloff-Momin sehe ich heute noch leuchten.

Du kamst gerade von so einem Bahnhofsprojekt in Dessau, mit Rolf Biebl von unserer Zunft, der immer so

schöne Geschichten draufhatte, von den Kultur-Funktionären in Berlin und deren aktionistischer Ratlosigkeit.

Der Kulturbetrieb war ja sehr verunsichert vom bleiernen Stillstand, der sich in diesem Herbst wie klebriger Nebel über alles legte – trotz Perestroika in der Sowjetunion.

Da kamst du, wie ein Glühwürmchen im Dunkeln, und maltest ein Bild von dem Wandel, der im Gange sei und der folgerichtig zu einem europäischen Frieden, zum Abbau des Eisernen Vorhanges, zum Fall der Mauer und zu einer Deutschen Union führen würde.

Die ungläubigen Gesichter sehe ich heute noch. Das war schon ein Ding damals! Ich glaube, wenn ich das ernster genommen hätte, wäre ich auf das, was dann kam, besser vorbereitet gewesen.«

»Ja, das mag sein Ulm, aber die stete Entwertung akademisch gebildeter Kunst durch die Szene der Spekulanten wäre so oder so nicht aufzuhalten gewesen. Nun bestimmen die Herrscher der Börsen den Stellenwert von Kunst. Eigentlich war ich mit meinem Informationsvorsprung, ohne es zu wissen und wahrhaben zu wollen, in der Rolle einer Kassandra künftiger Verhältnisse in der Kunst, – bloß darauf hat damals niemand einen Gedanken verschwendet.

Es ging ja vor allem um den Abbau von paranoiden militärischen Bedrohungs-Szenarien, den großen Frieden, eine demokratische Gesellschaft und eine neue wirtschaftliche Zusammenarbeit – dafür wurde die Europäische Perestroika entwickelt.«

»Europäische Perestroika, davon habe ich noch nie gehört – was soll das sein?«

»Das, Ulm, waren verdeckte Operationen der Militär-Geheimdienste in den Ostblock-Staaten, die den friedlichen Übergang und die neue Unabhängigkeit der Länder des Ostens sichern sollten. Jedenfalls verstehe ich das im Augenblick so, nach den Dokumenten, die mir ein verstorbener Freund, der maßgeblich beteiligt war, übermittelt hat. Konkretes weiß ich auch noch nicht und will es herausfinden. Wohl deshalb wollten die mir in Franzfelde an den Kragen. Wegen Alma werden sie nicht gekommen sein.

Ich konnte in der Hektik der Attacke ja auch nicht fragen«, schnaufte Oie seine noch immer schnürende Spannung heraus.

Ulm schaute halb belustigt halb ernst ob dieser spontanen Groß-Ereignisse in der schläfrig beschaulichen Ruhe der Provinz, spürte jedoch die Brisanz der Lage und brummte: »Wenn ich helfen kann sag es – aber lass uns erst mal was essen«, stand auf und schaute aus seinen kleinen, etwas hervorstehenden aber lustigen Augen auf ihn herab.

Ulm trug wie immer Vollbart, aus dessen mittlerweile eisgrauem Gebüsch zuweilen Worte und Sätze wie Gewehrsalven hervorschießen konnten. Diese Art zu reden, und der fundamentale Anspruch seines Beitrages – nach langem, bedächtigem Schweigen – hatten schon damals die viel- und schönredenden, die Kunst verwaltenden Funktionäre und Parteibonzen verwirrt. Sein knielanger,

grob-leinener Arbeitskittel, mit breitem Gürtel, gab ihm zudem schon in der alten Zeit den Habitus einer ehernen Tolstoischen Erscheinung, die dann, besonders durch seine ausgreifende Gestik, expressiv und dynamisch wirkte.

Wie beständig sich doch der charaktervolle Mensch über die Jahre zeigt, freute sich Oie an Ulms Erscheinung – beständig wie eine alte Eiche.

Umsprungen vom Pudel gingen sie zum Haupthaus, in dessen Küche schon ein großer Teller mit belegten Broten stand.

»Hat Linde gemacht«, rückte Ulm das Geschirr zurecht. – »Sie ist schon um acht ins Bett, wie es bei ihr üblich ist.«

Oie erinnerte sich bei Ulms Worten daran, dass das schon damals irgendwie als das Geheimnis ihrer marmorschönen Haut und inneren Strahlkraft galt.

Schweigend saßen und aßen sie nebeneinander – und erst jetzt merkte Oie an seinem nachhaltigen Appetit, dass er seit dem Frühstück nichts mehr zu sich genommen hatte. Die Landbrot-Stullen mit Aal und Räucherfisch waren besonders gut.

»Immer noch von dir?«, hob Oie ein duftendes Stück und sog den fantastischen Geruch von Räucherfisch ein.

»Ist schon Tradition – ist besser und preiswerter als gekauft – obwohl man auch Aale jetzt in jedem Supermarkt bekommen kann.«

»Ich erinnere mich«, lächelte Oie. »Du hast ja schon zu Ost-Zeiten die Buchenspäne eingesammelt, die bei unseren Holzplastiken abfielen.«

Ulm brummte bestätigend: »Die vom Buchenholz sind für mich die Besten«, und schob dabei mit schwerer Hand ein kleines Stück Räucherkarpfen über die Tischkante. Als es auf den blau-weißen Boden gefallen war, stand Mephisto langsam auf, trabte zum Fisch und fraß ihn schmatzend auf. Dann leckte er die Fliesen und trollte sich wieder an seinen Platz im Korb neben der Tür. Als das so ein paar Mal gegangen war, fixierte Oie den Hund:

»War der nicht mal schwarz?«

»Na klar, im Osten war der Teufel schwarz. Jetzt haben wir Westen und da sind die Teufel weiß – oder sie tun so. Aber im Ernst, was denkst du, wie alt so ein Hund wird? Das ist sicher schon der Dritte, seit du fort bist – wir Menschen sind da einfach besser dran!«

»Vielleicht ist so lange gar nicht gut, wenn man dafür drei kürzere Leben haben könnte«, provozierte Oie lächelnd.

»Was soll das bringen? – Dann sind Gelassenheit und Weisheit ausverkauft, dann gibt's doch nur noch Zeitgeist-Schwachsinn von immer fröhlichen, aufgedrehten jungen Leuten, wie in der Werbung. Ein fürchterlicher Gedanke!«

Eine Weile war wieder Schweigen. Sie kauten und der Hund leckte sich schmatzend den letzten Duft von der Schnauze. Ulm goss noch einmal Kaffee ein und schüttete den großen Rest in eine Thermosflasche.

»Feierabend! – Jetzt hole ich mal den Obstgeist und dann reden wir!«

Er stand auf, ging an den Küchenschrank, holte eine halbvolle Flasche Birnen-Geist und Gläser, schenkte ein und

setzte sich.

»So«, rückte er näher heran. »Nun erzähl mal – was liegt an?«

»Eigentlich wollte ich mich nach so langen Jahren nur mal sehen lassen und mit dir und Linde reden, wie in alten Zeiten. Aber jetzt brauche ich Hilfe: Ich muss unauffällig nach Berlin – morgen.«

»Kein Problem«, brummelte Ulm. Er neigte sich zur Seite, musterte die Holzschuhgröße, ging zur Ofenbank und holte darunter ein paar gelbe Gummistiefel hervor.

»Sind von unserer jüngsten Tochter, die studiert in Berlin Tiermedizin – müssten dir passen, die alten Dinger. Eine Anglerweste habe ich auch für dich, damit du nicht so städtisch rumläufst.«

»Hast du auch ein bisschen Anglerzeugs – als Tarnung?«

»Na klar, jede Menge alter Kram, der sich da ansammelt, einen Köderkoffer und eine Teleskop-Angel auch, dann bist du vollständig.«

»Gut«, freute sich Oie. – »Bringe ich bald mal wieder und würde auch gerne das Motorrad dalassen.«

»Endlich!«, grinste Ulm. »Weißt du, wie scharf ich immer auf eure stromlinienblaue JAWA war, seit ihr damals das Ding aufgebrezelt habt. Dieses Zweizylinder-Böllern in Chrom und blauem Glitzern war hier in der Gegend schon ein Ereignis, um das ich euch beneidet habe. Aber Alma wollte sie mir nie verkaufen – wegen eurer Söhne.«

»Schleiflack mit Fischschuppen, neun Schichten – die kommt sicher mal in irgendein JAWA-Museum«, schwärmte

Oie, »und so lange sie hier steht, fährst du einfach damit. Nur den rechten Rückspiegel musst du erst mal abbauen oder reparieren – da fehlt das Glas.

Hier ist der Schlüssel, die Papiere liegen allerdings auf dem Küchenschrank bei Alma!«

»Willst du zum Bahnhof Feldberg?«, fragte Ulm – noch glücklich lächelnd über das Motorrad.

»Nee, ist nicht so gut. Vielleicht haben die grauen Typen da ein Auge drauf. Besser ist Fürstenberg, das ist weiter weg und da ist mehr los.«

»Machen wir morgen früh – jetzt gehen wir erst mal fischen.«

Oie war es recht, denn er war durch die Ereignisse der letzten Stunden immer noch völlig aufgewühlt. Auch fühlte er sich in Ulms Gesellschaft sicher und genoss dessen urige Art, die Dinge zu sehen und anzusprechen – auch nach so vielen Jahren wieder.

»Hier«, brummte Ulm und griff zu den Messinghaken über der Ofenbank. »Nimm den Pullover, den Südwester und dort die blaue Decke, wir bleiben draußen. Wir gehen auf Aal. Du kannst mir helfen.«

Oie kannte die spontanen Anweisungen Ulms von früher, denn gewöhnlich kam immer so was, wenn man mit ihm arbeitete. Die verflossenen Jahre hatten daran nichts geändert.

Sie standen auf, ließen alles so stehen, riefen den Hund und gingen im Licht der Taschenlampen runter zum See.

Der von Wald und Busch umfangene See hinter dem

Garten war nicht sehr groß, wie Oie sich erinnerte. Im Schwarzgrau der Nacht war nur ein schmaler Schilfgürtel über einen kurzen Steg zu passieren, an dessen Ende ein hölzernes, geteertes Ruderboot lag.

»Erst mal ein bisschen Schöpfen gegen nasse Füße.« – griff sich Ulm die Gummi-Pütz und reichte sie dem vorsichtig auf die Spanten steigenden Freund.

Während Oie Wasser schöpfte, machte Ulm das Boot klar.

7 Feindlich-freundliche Kooperation

Noch am gleichen Abend hatte die Information von der fehlgeschlagenen blutigen Aktion, die Listen Igor Antonows einzufangen, Moskau erreicht.

Am nächsten Morgen tagte erneut die Runde im Russischen Geheimdienst. Durch den toten Legionär drohte, wenn es ruchbar würde, über kurz oder lang Ärger mit den Deutschen. Vor allem aber kamen sie in der Sache nicht weiter.

Alle stillen Hoffnungen, über den Zusammenhang von verzeichneten Personen und Operationen in den Listen, Beweise des Verrates gegen den arroganten Militär-Geheimdienst in die Hand zu bekommen, um endlich Nachtreten zu können, mussten sie vorerst begraben.

Zur Prävention von drohenden diplomatischen Verwicklungen wurde beschlossen, den zuständigen Sekretär für die Bekämpfung des Internationalen Terrorismus der Deutschen Botschaft in Moskau, zu kontaktieren. Man wollte Misshelligkeiten vorbeugen – und vielleicht Hilfe bei der Suche nach van Oie erhalten.

Für den Nachmittag wurde telefonisch ein Vier-Augen-Gespräch im Hotel Intercontinental vereinbart.

Der Russische Geheimdienst RSG schickte den Kopf der Ermittler, Generalmajor Fjodor Folim, der zu Igor Antonows Zeiten dessen Gegenspieler im KGB war.

Damals von fast uneingeschränkter Machtfülle, jedoch –

so musste er sich eingestehen – voller Ahnungslosigkeit gegenüber den Operationen des Militär-Geheimdienstes in der Perestroika, hatte Folim brennend offene Rechnungen.

Sollte er sich posthum noch einmal von Antonows vertrackten Schachzügen vorführen lassen – von einem Toten?

Und dies so kurz vor der Pensionierung, die er sehnlichst erwartete, weil seit einiger Zeit jeder Tag ein unendlicher Kraftakt war. Sein schwerer Körper, die verschlissen Gelenke und die vom Wässerchen zerstörte Leber erhofften den Ruhestand, wie der Marathon-Schwimmer das rettende Ufer.

So geplagt und voll gekränktem, postsowjetischem Groll ging er zur Verabredung mit Ernst Buch, der – fast so alt wie er – mittelgroß, schlank und gelenkig, wie auf Schienen ins Hotel-Foyer huschte, in dem Fjodor Folim bereits ungeduldig wartete.

Buch entschuldigte sich mit einem Lächeln und spöttisch-eleganter Verbeugung artig für seine Verspätung, die den Moskauer Verkehrsverhältnissen anzulasten sei – und Folim war über diesen souveränen Auftritt, wie immer, neidvoll irritiert.

Waren es Buchs Verbindungen zum Theater oder der yogagestählte Körper, der seine Auftritte immer so leicht und eigentümlich alterslos erscheinen ließ?

Fjodor Folim hielt, bei allem Respekt, Ernst Buch in den Maßstäben der Dienste für einen bunten Vogel, – aber jetzt brauchte er ihn.

Jedenfalls gab es alle Vollmachten, um mit dem Residenten des Deutschen Geheimdienstes-DGD zu verhandeln, dem Feind, dessen dunkle Seiten er ansonsten täglich brauchte, um sein eigenes Licht heller erstrahlen zu lassen.

Das beruhte auf Gegenseitigkeit, war ihm in resignativer Altersweisheit bewusst, war es doch eine System übergreifende, fundamentale Existenzbedingung für die unterirdisch wuchernden Biotope aller Geheimdienste dieser Welt.

Man kannte sich, man respektierte sich, man war bestrebt Vorteile in Operationen zu erlangen, schon um für den Fall des Misslingens anderer Unternehmungen, Verhandlungs-Masse zu besitzen.

Insgesamt war es – dessen war er sich nach langen Dienstjahren bewusst – immer auch ein zynisches Spiel, um in den Augen der jeweiligen politischen Machthaber, mit ein paar Erfolgen, ein notwendiges Maß an Existenzberechtigung zu zeigen und damit gleichzeitig die über viele Dienstjahre eroberten Privilegien, mit Pensionsanspruch, zu befördern.

Das war auf beiden Seiten so – nur mit einem gewaltigen Unterschied im Salär.

Auch deshalb reizte es Fjodor Folim immer wieder, sich mit dem DGD-Residenten anzulegen, – diesmal jedoch brauchte er seine Hilfe.

Man hatte ja seit einigen Jahren auch gemeinsame Interessen, besonders beim einsickernden Islamischen

Terrorismus, wie sie ihn angewidert und zugleich hoffnungsvoll nannten, denn der hatte den Stellenwert der Dienste beider Seiten in ungeahnte Höhen befördert.

Dieser in den Medien lauthals beschriene Terrorismus drohte den Russen vor allem aus dem Kaukasus, besonders aus Tschetschenien, – den deutschen Vasallen des Amerikanischen Imperiums, so glaubten sie, vor allem aus Afghanistan und dem Nahen Osten.

Fjodor Folim kannte den Residenten Ernst Buch schon lange, erst aus dem diplomatischen Dienst der DDR, dann als ein Russland-Experte und Vertreter deren letzter Regierung vor der Deutschen Einheit.

Sie hatten bei den Verhandlungen über den sowjetischen Truppenabzug, Anfang der Neunzigerjahre, im Hintergrund an den sicherheitspolitischen Expertisen gearbeitet. Als zweite Geigen im Orchester der Sicherheitsexperten, auf deren Grundlage die Militär-Chefs und Politiker die Modalitäten und den Zeitplan der Abrüstung und des militärischen Rückzuges aushandelten.

Man einigte sich damals – am Rande der Abkommen – im Interesse eines schnellen Abzuges aus Deutschland, auf immerwährendes Schweigen über konkrete Fakten und Personalien aus der Zeit des Kalten Krieges.

Man wollte vonseiten der Bundesrepublik, dass nichts von der breiten Unterwanderung durch den KGB, den sowjetischen Militär-Geheimdienst, die Staatssicherheit der DDR und die Militäraufklärung der NVA ans Licht kommt – und man wollte, vonseiten der Russen, keine Jagd auf die

ehemaligen Agenten.

Das hatte zwanzig Jahre lang gut funktioniert. Selbst die durch russische Überläufer enttarnten Spitzenagenten und Kontakte unter deutschen Politikern, Amts- und Würdenträgern wurden diskret beschwiegen, alsdann jedoch auf ein Abstellgleis rangiert.

Lasst die Toten ruhen, war in beider Seiten Interesse. Alle großen Parteien der Bundesrepublik wollten das, denn jede hatte da Leichen im Keller und stockte auch deshalb bereitwillig die Mittel für den Abzug der Sowjet-Armee bis auf sechsundfünfzig Milliarden Mark auf. Dann war alles gut.

Nun aber war da ein Leck entstanden, das Fjodor Folim dem vollends überraschten Ernst Buch so zu erklären versuchte: »Ernst, du musst wissen, es war bei uns damals so wie überall. Die Rivalitäten der Dienste – bei uns zwischen KGB und Militär-Geheimdienst – das hatte ein Eigenleben. Wir durchschauten es manchmal erst, als das Kind schon in den Brunnen gefallen war. So war das auch bei der Öffnung der Berliner Mauer, die damals unser Militär-Geheimdienst organisiert haben soll.«

Ernst Buch traf der letzte Satz wie ein Blitz, aber er gab sich gelassen, nur die weißen Knöchel seiner verspannten Hände auf den Armlehnen und die geschlossenen Augen, konnten auf einen Alarm im Kopf schließen lassen.

»Du siehst mich erstaunt, Fjodor Fjodorowitsch«, war der Deutsche bemüht Ruhe zu bewahren. »Irgendwas kam uns dabei immer Spanisch vor und es ist gut, wenn du nach über

zwanzig Jahren so offen sprichst. Aber was hat das mit uns zu tun, hier und jetzt?«

»Sehr viel: An der Spitze dieser Operationen stand ein gewisser in der Perestroika eingesetzter Igor Iwanowitsch Antonow. Der wurde dann – nach dem August-Putsch und der Auflösung der Sowjetunion – auf ein Abstellgleis geschoben. Als Militär-Pensionär aber hat er aus seinen alten Datenbanken Listen erstellt, über alle durch ihn rekrutierten Mitarbeiter und Einfluss-Agenten in Deutschland. Klarnamen, Decknamen, Adressen, operaive Zuordnungen – wer weiß was noch alles.

Du bemerkst – die Kronjuwelen.

Als er starb, war auch all sein Wissen ins Grab gesunken, – dachten wir. Da bekommen wir kürzlich die Information, dass eine Verwandte, noch sechs Jahre nach seinem Tod, Informationen an einen Deutschen gegeben hat. Wir haben daraufhin recherchiert und festgestellt, dass es eben diese Listen waren, die da abgeflossen sind.

Du verstehst unsere Besorgnis, Ernst? Da sind wichtige Personen des öffentlichen Lebens verzeichnet, die meisten sind schon tot oder im Ruhestand. Aber jede Veröffentlichung wäre trotzdem ein Supergau, – denn es berührt unsere Abmachung, zu schweigen.«

Ernst Buch hörte Folims letzte Worte wie im Traum, denn er ahnte, mit dem Erscheinen dieser Listen stand für ihn wieder alles auf dem Spiel. All die Jahre, die er Deutschland treu gedient hatte, erst im Osten und dann in der vereinigten Bundesrepublik. Dann war alles umsonst, denn die politisch

korrekten Amts-Geier würden ihn vom Hof hacken wie einen räudigen Hund, verlustig aller Privilegien, Auszeichnungen und Pensionsansprüche. Ein abgewrackter Geheimer, der froh sein konnte, noch einen Job als Nachtwächter zu finden.

Seine Karriere zog wie ein Abspann zum Traum, wie ein eiliger Schwarm von Zugvögeln vorbei: Am Anfang ein talentierter Puppenspieler im Pionierpalast, delegiert zum Studium der Theaterwissenschaften in Moskau. Dann, als Sohn von Funktionären der liberalen Partei, ein Quoten-Liberaler an der Diplomaten-Akademie der DDR und in den Ost-Botschaften tätig. Nach der Wende, als Unbelasteter in die Dienste der Bundesrepublik übernommen, galt er dort als Experte für Ost-Europa.

Seine Kenntnisse der Kultur und politischen Szene, sein bisweilen artistisches Parlieren zwischen Diplomaten-Sprache, russischer Hochkultur und Moskauer Vorstadt-Slang verschafften ihm dann Zugang zu einer Karriere im Deutschen Geheimdienst – und begründeten dort seinen Ruf als Vielzweck-Waffe.

Ernst Buch kannte seine Pappenheimer, bewegte sich in Moskau wie ein Chamäleon und bevorzugte das Jagdverhalten einer Muräne im Korallenriff: immer geräuschlos, immer abgetarnt, alles registrierend und dann blitzschnell zuschlagend, wenn ein Vorteil in Sicht war. Er kannte sich aus, er kannte die scharfzähnigen Muränen der anderen Riffe und war bestrebt sein Revier beständig auszubauen – was in Zeiten, da alles käuflich wurde, immer weniger Probleme machte.

Er war der erfolgreichste Agent in Moskau, so sahen es seine Chefs: Politische Stiftungen, Nichtregierungs-Organisationen und durchgeknallte Typen mit Zugang zur Hightech-Szene waren seine Lieblingswerkzeuge.

Und nun auf einmal – mit den Listen – stand nach über zwanzig Jahren für ihn alles auf dem Spiel, wie in einer letzten Poker-Runde, nach der er sich die Kugel geben konnte.

Er zwang sich zur Ruhe und ging in die Offensive. »Warum so verkniffen?«, fragte er mit gespielter Siegermiene. »Unsere Vereinbarung kenne ich, aber sind da vielleicht Leute dabei, die heute noch für euch arbeiten? Habt ihr deshalb Fracksausen?«

»Nein, nein – wenn es darum ginge, würde ich dich nicht um Hilfe bitten, sondern allein handeln. Es ist nicht wie du denkst. Es geht vielmehr um unsere gemeinsame Geschichte bei der Deutschen Einheit, wenn du so willst. Die hatte für beide Seiten gerade ihr Gleis gefunden, wie man bei uns so sagt. Wie stehen wir da, als Russen? Es waren nicht die äußeren Umstände damals, nicht unsere beschränkten, missgünstigen Satelliten, nicht unsere objektiven, wirtschaftlichen Schwierigkeiten, ein überdehntes Imperium zu sichern, sondern Agenten der Militär-Geheimdienste des ganzen Ostblocks waren es, die halfen, einen der geschichtlich größten Machtblöcke aufzulösen.«

Wieder durchzuckte es Ernst Buch. Obwohl sich Folim nichts anmerken ließ, denn eigentlich musste der Russe, bei der Sichtung der Listen, auch auf seinen Namen gestoßen

sein, – den Puppenspieler, als der er im Militärgeheimdienst der DDR einst agierte.

Ihn jetzt damit gefügig zu machen, hob sich der alte Taktik-Fuchs, als den er Folim kannte, wohl für brisantere Momente auf – da hatte er keine Zweifel.

Beeindruckt schob er seine Brille zurecht: »Das klingt gewaltig – gerade aus deinem Munde, Fjodor – aber was geht das uns an, als Deutsche?«

»Bedenke das Ende!«, raunzte Folim. – »Eure ganzen schönen Geschichten vom Wunder der Deutschen Einheit, vom Heiligen Geist der Revolution, der da übers Volk kam, werden völlig neu beleuchtet, da bin ich mir sicher. Ich frage dich, ob das dann unseren und euren regierenden Politikern gefällt?«

»Hm, – ist schon gut«, stöhnte Buch einsichtig, «ich verstehe die Brisanz, glaube ich. Was erwartest du von uns, Fjodor Fjodorowitsch?«

»Hier hast du seine Legende – ein gewisser Albrecht van Oie. Zieh ihn aus dem Verkehr und sammele die Daten von Antonow ein. Du kannst dir ja eine Kopie machen und kannst dann sicher auch Schlüsse ziehen, was zu tun ist«, lächelte er mit geschlossenen Augen so kryptisch, dass Ernst Buch eine Chance witterte, doch noch das Unheil abzuwenden, oder wenigstens darauf vorbereitet zu sein.

Vor allem aber irritierte auch Buch jetzt der Name van Oie, denn den hatte er im Herbst des Wendejahres in der Moskauer Botschaft gehört, ohne ihn zuordnen zu können, – auch wegen der nervenzerreißenden Kommandoaktion

gegen den KGB, die ihn damals fast den Hals gekostet hätte und ihn zum Abtauchen nach Berlin zwang.

Er beäugte Oies altes Bild wie ein Numismatiker und fand keinen Anhaltspunkt – doch der Name verunsicherte ihn zutiefst.

»Danke, dass ich Einsicht in die Daten bekommen kann«, fing er sich, »bloß wie stellst du dir das vor, Fjodor, wenn gegen den Mann nichts vorliegt? Ich bekomme in dieser Gefechtslage nicht einmal einen Durchsuchungsbeschluss, wir sind ein Rechtsstaat.«

»Was könnt ihr eigentlich noch, wenn ich das höre? Aber auch da haben wir – unfreiwillig –, eine Vorlage für euch, denn es gibt kein Glück, wenn das Unglück nicht ein bisschen geholfen hätte, sagt man bei uns in Russland.

Ein paar Leute haben schon versucht den Oie einzufangen, ohne dass ich davon wusste. Da ist dann was schief gegangen und ein Toter blieb liegen. In einem Ort Namens Franzfelde, nördlich von Berlin, da war es – das ist die Vorlage.

Außerdem, Ernst, haben wir noch einen Gefallen bei euch gut, wegen der zwei deutschen Islamisten, die wir auf dem Weg nach Afghanistan abgefangen haben.«

»Ja schon, aber dazu haben unsere Chefs schon telefoniert. Ihr habt unsere Operation gestört, der eine war unser V-Mann und ihr habt ihm mächtig zugesetzt in Moskau.«

»Das war nur ein Vorgeschmack von dem, was ihm bevorsteht, wenn bei den Talib seine Tarnung auffliegt oder

er nur unter Verdacht gerät. Ich kenne Afghanistan als Offizier, da könnt ihr nicht solche grünen Jungs hinschicken, die werden sofort in die Mangel genommen. Ich habe noch von keinem gehört, der da nicht gesungen hätte.«

»Du meinst den zweiten Islamisten, Fjodor, das war nicht unser Mann – nur ein Fanatiker zur Tarnung. Wir hatten keinen anderen.«

»Siehst du Ernst, es war gut, dass wir den zurückgeschickt haben. Außerdem habt ihr bessere Kliniken für Rehabilitation. Wenn der eher gesungen hätte, wäre es ihm nicht so schlecht ergangen. Wir haben euch dafür einen unserer Männer gegeben. Den Besten, einen Tschetschenen, der sich auskennt, gute Verbindungen hat und nun, mit eurem Mann gemeinsam, regelmäßig Lageberichte aus Afghanistan schickt. Deshalb sollten wir auch in dieser unerfreulichen Sache Antonow kooperieren!«

»Grundsätzlich ja, aber wie konnte das mit diesem Antonow eigentlich geschehen, Fjodor Fjodorowitsch – bei eurem Apparat und euren Vollmachten?«

»Du scherzt, Ernst, das ist auch nicht mehr so wie früher. Versteh bitte: Antonow war ein Offizier mit hohen Verdiensten, absolut zuverlässig, ein brillanter Kopf, der beste Mann des Militär-Geheimdienstes damals, sagte man – und sein Leben lang der Partei ergeben, wie es bei uns hieß.«

»Versteh schon, aber noch mal, wie konnte so was passieren?« In Buchs Worten schwang ein Anflug von Irritation mit.

»Ganz profan: Er hinterlässt einer Person der Familie einen versiegelten Brief mit dem Auftrag, ihn nach seinem Ableben an die Adresse in Deutschland zu überbringen. So ein Wunsch ist auch in Russland heilig.

Gott sei Dank hatten sie in der Familie, als alte Kommunisten, Bedenken, gleich nach dem Tode, mit so einer Sendung nach Deutschland – es war ja ein Geheimdienst-General. Also blieb der Brief irgendwie liegen. Alle, die davon wussten, starben, und als nur noch eine alte Dame da war – soviel wissen wir – bekam die auf einmal einen Gewissenskonflikt. Vielleicht hat sie ihren Popen gefragt, wie es jetzt so Mode ist. Vielleicht wollte sie aber auch nur einkaufen in Berlin – wir wissen es nicht. Jedenfalls ist die Sendung von ihr zu einem Notar in Berlin gebracht worden und wurde zum Glück nicht persönlich an den Oie übergeben. Auf diese Weise haben wir es erfahren.«

»Welcher Notar denn, Fjodor?«, merkte Buch auf.

»Den kennst du nicht – und es tut auch nichts zur Sache!«

»Welcher Notar, Fjodor Folim, wenn wir zusammenarbeiten wollen – nur für uns und ohne Konsequenzen?«

»Na schön – Bulgakow heißt der Mann, auf der Kantstraße in Berlin, wir haben ihn schon lange wegen Steuerhinterziehung und Geldwäsche für einen Londoner Oligarchen unter Beobachtung.«

»Gut«, erhob sich erst Buch, »fangt den Oie selbst. Wir werden erst mal nicht aktiv, aber stellen euch Koordinaten über eventuelle Aufenthaltsorte und die letzten Bewegungs-

Profile aus dem Funknetz. Die bekommst du auf dem üblichen Wege.

Ob sich was aus dem Vorfall Franzfelde ergibt, muss ich sehen. Da ist die Kriminalpolizei sicher schon dran.

Aber bitte, Fjodor, keine Schweinereien, kein Blut mehr, keinen Lärm, einen Skandal können wir uns beide nicht leisten.

Und eine Frage noch von einem wichtigen Mann in unserer Botschaft: Er sucht sibirische Zobelfelle – Winterfelle – für einen Mantel seiner Frau zu Weihnachten.«

»Oh ja, Ernst – was wäre diese Welt, wenn wir nicht gelegentlich zusammenhalten würden?

Eine Adresse schicke ich dir morgen. Da habt ihr die größte Auswahl.

Aber topsecret! Es ist ein Zoll-Lager. Ich melde euch telefonisch an, wenn ihr wisst, wann ihr hinwollt.«

Die Agenten verabschiedeten sich förmlich.

8 Fischzug der Erinnerungen

Sie drückten sich leicht vom Steg ab, schwebten in freies Wasser und der Kahn glitt mit ein paar Ruderschlägen Ulms hinaus.

Kein Windhauch war zwischen dem Hochwald-Saum der Ufer in dieser sternklaren Nacht spürbar. Der See erschien im sanften Licht des gerade aufgehenden Mondes spiegelglatt.

Fast lautlos kamen sie nach wenigen Minuten zu einer Boje nahe am Schilf, die ein im Wasser schwimmender kaum sichtbarer, rindenlos-heller Holzkloben war.

»Der ist über ein Perlonseil auf dem Grund verankert, so fällt er nicht auf«, flüsterte Ulm.

»Wem fällt er nicht auf?«

»Na allen: Den Nachbarn, dem Förster und den anderen Anglern.«

»Ach, deshalb im Dunkeln?«

»Nö. Vor allem wegen der Chancen nachts an meinem Platz etwaszu fangen – und wegen der Stimmung. Wirst du gleich sehen, so was erlebst du nicht in der Stadt. Lass uns bisschen was tun.«

Sprach’s, und holte aus einem Plast-Eimer im Boot eine lange feste Sehne, die er an der Holzboje verknüpperte. An dieser Schnur waren im Abstand von einigen Metern armlange Schnüre mit Haken befestigt. Ulm griff in eine Büchse des Anglerkoffers und zog spitzfingrig Mehlwürmer

heraus, die er einzeln an die Haken steckte.

»So geht das und das mach ich jetzt, während du langsam rudernd voraus gehst, immer in dem Abstand am Schilf entlang.«

Oie tat wie ihm geheißen und bemühte sich um möglichst geräuschloses Rudern. Schon nach etwa zweihundert Metern war das Ende der Leitschnur erreicht.

»Stopp jetzt«, brummte Ulm, »und die Schnur versank in der Tiefe. Nur eine Sorgleine mit Plast-Schwimmer am Ende markierte die Position.

»Wie tief ist es hier?«

»Zwischen zwei und drei Meter«, antwortete Ulm. Er wies auf die Ruder und dann voraus, worauf Oie mit kräftigen Schlägen in die Mitte des Sees zog, wo ihn ein aufkommendes Lüftchen mit den unvergleichlichen Gerüchen des feuchten Nacht-Waldes überraschte.

Ulm steckte einen Klappanker zusammen, versenkte ihn und sortierte sich.

»Hier – nimm die Decke, bevor du auskühlst. Das Wasser hat zwar Sommer-Temperatur, aber gegen Morgen wird’s frisch.«

Der Mond war in der Zeit ihrer Leinenarbeit in voller Schönheit aus dem Wald über den See gezogen und tauchte die Szene nun in ein graublau-silbernes Zauberlicht.



Darunter machten sie es sich bequem, und Ulm griff Obstgeist aus dem Koffer, den er mit einem Brummeln, mehr auffordernd als fragend, Oie hinhielt: »Schluck!«

Der nahm einen kräftigen Zug und gab ihn zurück, worauf Ulm schnaufend einen herunter gurgelte, der seinem Kampfgewicht entsprach.

Es war eine zauberhafte Nacht. Der Pudel stand im Bug mit den Vorderpfoten auf der Bordwand, witterte und lauschte den feinen Geräuschen des nächtlichen Waldes, die sie erst jetzt wahrnahmen.

Ein Kuckuck tönte in der Ferne, ein Waschbär planschte grunzend und Oie empfand eine kaum zu beschreibende

Idylle.

Nach einiger Zeit durchbrach Ulm flüsternd die Stille: »Wie ist es dir damals in Berlin ergangen, nachdem du weg bist?

»Nicht schlecht – oder besser gesagt, wie hier auf dem Lande – wo ich ja noch weiter Projekte bearbeitete und auch mein angestammtes Atelier behielt. Die Aufgaben wurden allerdings vielfältiger.

Die Kehrseite der Medaille war dann Terminstress, denn die ganze Vorstandsarbeit beim Künstlerverband war ja ehrenamtlich und nur zu bewältigen, weil ein effizienter Apparat dahinterstand.

Ich konnte mir bald, wegen der großen Nachfrage, die Arbeit an den Gestaltungsprojekten aussuchen und zu Gastvorträgen, Workshops und Seminaren so einiges in der Welt bereisen. Meine tolle Frau kam dann dazu – du bist ihr doch damals begegnet?«

»Ja«, bestätigte Ulm, »ich erinnere mich an diese schöne Kollegin. Alle waren der Meinung, sie sei letztendlich der Grund für deinen Weggang.«

»Nein, es war die neue Verantwortung in Berlin, denn ihr hattet mich ja - frei und geheim, wie ich immer betone, und ein kleines Novum in der DDR – auf diesem letzten Verbands-Kongress im Herbst achtundachtzig in den Vorstand und ins Präsidium des Künstlerverbandes gewählt – verantwortlich für Architektur und Bildende Kunst, die von vielen Kollegen als ambivalent empfundene Baugebundene Kunst.«

»Ja, wegen des organisatorischen Aufwandes manchmal störend, aber wichtig für die Kultur des öffentlichen Raumes – und gut bezahlt – auch bei uns auf den Dörfern. Damit konnten wir unsere freien Bildhauer-Arbeiten gut finanzieren.«

»Aber andererseits, mit ihren kreativen Explosionen, der Feind der Planwirtschaft«, setzte Oie nach. – »Das war für mich, in Konfrontation der Bildenden Künstler mit der damals allmächtigen, zentralen Plattenbau-Mafia, eigentlich ein Himmelfahrtskommando.

Da hatte ich dann jede Woche Fingerhakeln um Projekte und Mittel mit gutwilligen, interessierten Auftraggebern, aber auch gewohnheitsträgen, mauernden Bonzen der Bauverwaltungen.

Auch mit dem Ausräumen von Hindernissen der Reichsbedenkenträger auf allen Ebenen. Du weist schon: Was ist das denn? Brauchen wir das? – Es stört den Plan-Ablauf! Geht nicht! Was das kostet! – Das wollen unsere Menschen nicht!

Mit der Reisestelle des Verbandes und des Kulturministeriums gab es auch ständig Probleme, um die man sich kümmern musste. Die Reise-Angelegenheiten unseres Bezirkes und deine Sache waren auch dabei.«

»Ja, meine Sache«, wurde Ulm bedächtig. Er nahm wieder einen Schluck aus der Pulle und reichte sie herüber.

»Ich habe damals nicht mehr geglaubt, zu der Giacometti-Ausstellung nach München fahren zu können. Der Antrag wurde zweimal ohne Begründung abgelehnt – und dann

überraschend doch gestattet. Warst du das?«

Oie trank und fixierte Ulm lächelnd: »Ja, damals eigentlich ganz einfach für mich. Ich kannte ja euer Reiseproblem, den Frust über dieAblehnungen – und habe mit denen in der Zentrale des Verbandes offen darüber geredet.«

»Mit wem?«

»Mit einem geheimnisvollen Herrn, vom Ministerium des Innern – zumindest sagte er mir das anfangs so, als Neuling im Vorstand. Der tauchte regelmäßig auf und befragte mich zu verqueren Verbands-Angelegenheiten.«

»Was für Angelegenheiten?«

»Na, wenn mal wieder ein Kollege bei einer West-Reise drüben geblieben war, wie dieser Restaurator, mit den Packen Blattgold für die Restaurierung der Orangerie Neustrelitz – oder der blauäugige Fluchtversuch unserer malenden Freundin, mit dem Stehgeiger aus dem Orchester der Stadt, über die bulgarische Grenze, der dort dann im Knast gelandet war. Den Genossen interessierte auch, wie es aktuell um den Künstlerverband stände, nach diesem für den Partei-Apparat provozierenden Verbands-Kongress.

Ich habe immer Klartext geredet und ihn, nachdem ich von deiner zweiten Ablehnung erfuhr, direkt gefragt, was da los ist. Er konnte nichts sagen, aber versprach, sich zu erkundigen.

Einige Zeit später kam er mit der Nachricht, dass so ein Ortswichtig aus eurem Dorf kein gutes Haar an euch gelassen hätte – so wie ihr lebt, arbeitet und eure Kinder

erzieht.

Auch dass ihr das alte, nicht mehr gebrauchte Feuerwehrhaus, gegen den Willen der lokalen Obrigkeit, zu einer kleinen Galerie umbauen wolltet, Stimmung dafür in der Gemeinde machtet – das war der tiefere Grund.

Einige in der Provinz-Provinz sahen die führende Rolle der Partei im Dorf angekratzt, mochten euch bunte Vögel nicht – und die örtlichen IM haben euch denunziert.«

»Ja« – brummte Ulm »es war für uns Zugezogene sicher ein kleiner Kulturkampf, bei dem wir nach und nach die Mehrheit der Dörfler auf unsere Seite ziehen konnten. Die, die sich davon was für das Dorfleben und den Tourismus versprachen. Das haben uns allerdings einige machtbesoffene Dorf-Schranzen nicht verziehen.«

»Letztlich habe ich dem Offizier von der Stasi – so war später klar – gesagt, dass diese Anschuldigungen einfach Quatsch seien, nichts mit eurer Qualität als Bildhauer zu tun hätten und ich als Vorstand für euch bürge. Ansonsten könne ich nicht mehr dafür garantieren, dass ihr unter dieser Reisesperre dem Arbeiter- und Bauern-Paradies künstlerisch noch freundlich gesonnen bleiben könnt.«

»Das hast du gesagt?«, zweifelte Ulm ungläubig.

»Na so sinngemäß natürlich – nach zwanzig Jahren. Ich war nie sehr diplomatisch!«

»Aber«, sagte Ulm, »in meiner Stasi-Akte, die ich vor einigen Jahren lesen konnte, stand, ich sei ein Feind der Republik, – irgendein IM-Waldläufer hat das von sich gegeben.«

»Der steht auch in meiner Akte und ich weiß, wer das war«, stöhnte Oie.

»So was, bei mir waren entscheidende Stellen geschwärzt.«

»Bei mir war das auch so – aber es war trotzdem einfach. Da tauchten ganz persönliche Dinge auf, die nur Steinfelds wissen konnten. – Gerd Steinfeld, der sich überall anbiedernde Dozent für Philosophie, der angeblich wegen der Biermann-Affäre geschasst wurde. In Wirklichkeit hatte er seine Stelle verloren, weil er seine lange terminierte und oft verschobene Doktorarbeit nicht auf die Reihe bekam. Das habe ich aber erst Jahre später erfahren.«

»Ja«, brummte Ulm traurig. »Steinfeld und seine Frau Doktor Steinfeld haben Spuren hinterlassen im Kunstbetrieb.«

»Na ja«, wiegelte Oie ab, »ihr konntet den großen Softie alle ganz gut leiden in eurem Jahrgang an der Kunsthochschule und habt nicht bemerkt, dass er alle bespitzelte. Auch Alma mochte ihn und hat ihn angeschleppt. Die Steinfelds verkehrten dann oft privat bei uns – auch bei den abendfüllenden Küchentisch-Disputen. Du erinnerst dich: Nirgendwo sonst wurde so Klartext über die versumpften Verhältnisse geredet, wie dort, im Privaten. Diese kleine Form des Dampfablassens war immer wie ein Sauerstoff-Zelt.

Da Steinfeld nach seinem Rauswurf angeblich keine standesgemäße Anstellung mehr fand, habe ich ihn mitgenommen und als Werkstatt-Gehilfen eingestellt. Als

freiberuflicher Künstler konnte ich das unkompliziert. Er hielt sich auch für einen begnadeten Handwerker und ich glaubte das anfangs auch.

Sogar beim Wohnungstausch habe ich ihnen geholfen, was – wie du weißt – damals ein Riesenproblem werden konnte. Bei uns im Haus haben wir sie aufgenommen, nachdem eine passende Wohnung für das Rentner-Ehepaar gefunden worden war, das da vorher wohnte. In diesem verfallenden Mehrfamilienhaus aus der Gründerzeit, für das ich dann große Sanierungs-Kredite aufnahm.

Steinfeld sollte eine Rolle als Geselle in meiner Werkstatt spielen, da ich bei vielen Projekten auf Reisen und auf Baustellen war.

Nur, es passierte nichts, wenn ich abwesend war. Irgendwas fehlte immer: Wie in dem Witz von der Ost-Hölle, in der die Teufel mal keine Nägel haben und mal keine Bretter, um Feuer-Kreuze zu bauen. Und wenn sie doch mal beides haben – ist Versammlung.

Oder es war höhere Gewalt, weshalb nicht viel passierte.

Heute glaube ich, ihm saß die ganze marxistisch-leninistische Ideologie quer im Kopf. Er hätte wohl doch lieber als Partei-Sekretär in meinem Atelier gearbeitet – oder mitregiert, wie sich das damals Parteichinesisch nannte. Wir waren also bald auf Kollisionskurs.«

»Ja der war schon ein komischer Vogel«, belustigte sich Ulm. – »Erkonnte mit intellektueller Attitüde hervorragend und überaus betroffen die Probleme der Gesellschaft in der DDR reflektieren. Aber offensichtlich wollte er nur

provozieren und aushorchen.«

»Aber du weißt, Ulm, ihr wart alle erfreut über diesen Zugewinn an Persönlichkeit in der intellektuell beschränkten Provinz – und auch ich habe ihm anfangs vertraut.

Auch seiner Frau, die als Philosophin – zum Erschrecken aller Kollegen – zum Kunst-Erklärer mutierte, als sie mit dem Segen der Partei einen entsprechenden Posten ergattert hatte.«

»Joohh«, grunzte Ulm, »ein promovierter Kampfbesen mit Hintern und Brüsten. Kunst-Kritikerin mit Hausfrauenverstand und Marx-Engels-Lenin-Gesamtausgabe unter dem Arm – in freihändiger Kunstdeutung – das war Spitze! Ich musste sie wegen ihres blöden, ahnungslosen Geschwätzes vor Publikum, bei Beratungen und Ausstellungseröffnungen ein paar Mal bloßstellen, sonst hätten die Anwesenden gedacht, da ist was dran. Danach war richtig Hass auf mich und Linde – das erklärt auch einen Teil unserer Schwierigkeiten.«

»Das war für mich dann doch ein lösbares Problem, weil ich Steinfeld als Gehilfen entlassen habe. Damals allerdings ein ungeheurer Fauxpas im erträumten Sozialismus«, stöhnte Oie, »und der Beginn einer Treibjagd von sechs IM auf mich. Mit allen Registern, wie Zigarettenkippenauf unserem Küchentisch, wenn wir als Nichtraucher in unsere Wohnung zurückkehrten, abgehörten Telefonaten, sichtlich inspiziertem Atelier, nicht zugestellten Fachzeitschriften von West-Kollegen und Beschwerden über meine unkonventionelle Arbeitsweise. – Ich sollte zur Strecke

gebracht werden.«

»Das war damals für alle zu bemerken«, schürzte Ulm die Lippen. »Dem entspricht auch, was ich in dieser ersten Broschüre ‚FeindlichNegativ – Zur politisch-operativen Arbeit einer Stasi-Zentrale' nach der Wende gelesen habe.

Da ging es um die Bekämpfung und Zersetzung von Künstlern. Da sind Linde und ich, Alma und du, sowie zwei Dutzend anderer Künstler, Theaterleute, Schauspieler und Musiker namentlich erwähnt. Bloß, wie bist du damals da rausgekommen?«

»Nur durch vorzeigbare, nicht angreifbare Gestaltungsergebnisse an der Basis, wie du dich sicher erinnerst. Aber natürlich auch wegen der Wahl in den Zentralvorstand des Künstlerverbandes – und wohl auch wegen eines Schutzengels, dessen Nachlass mir jetzt Sorgen macht und weshalb ich auf der Flucht sein muss.

Das ist aber eine andere Geschichte, die ich dir erzählen kann, wenn ich da durch bin und selbst Klarheit habe.«

Ulm brummelte, immer noch erschüttert: »So was – die Steinfelds!«

Er nahm noch einen kräftigen Schluck. Oie nur einen Kleinen, denn es ging schon an sein Limit.

»Deinen Roten Hammer aus dem Tor-Café in der Stadtmauer, hast du den damals wiederbekommen?«, fragte Ulm dann mit nervösem Lachen, wie um den letzten Erkenntnissen ein bisschen die Bitternis zu nehmen.

»Nein, der war weg, konfisziert von zwei Herren, die sich nicht vorstellten, erzählte mir noch zu Ostzeiten unsere

Kellnerin unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Aber ich habe ein zweites Original angefertigt, das hängt jetzt in unserem Atelier.«

»Wie bist du eigentlich darauf gekommen, diesen Roten Hammer über den Künstler-Stammtisch zu hängen? Das war ja irgendwie die musischste Insel in Neubrandenburg und über die Zeit ein magischer Ort, der beliebte Anlaufpunkt für alle Kollegen vom Lande. – Und auf einmal hängt da so ein Kontrapunkt, wie eine Provokation – dein Igel-Hammer.«

»Aus Ratlosigkeit Ulm – Jux und Freude würde ich heute sagen. An Provokation habe ich dabei erst gar nicht gedacht. – Es war ja damals schon eine schöne Tradition geworden, bei der Kollegen, ringsherum an den Wänden, Grafik und kleinere Bilder aufhängten. Ich besaß nichts Derartiges, nur große Entwurfs-Zeichnungen, die da nicht hinpassten. Aber immer mittags, wenn ich da war und die Bilder sah, schaute mich dieser große schmiedeeiserne Leuchter über dem achteckigen Eichentisch an.

Etwas Ergänzendes, Raumwirksames musste her – und außerdem hatte Gorbatschow in der Sowjetunion gerade die Perestroika verkündet. Dazu braucht man einen Hammer dachte ich und habe, von irgendeiner Vorahnung geritten einen großen Bau-Schlegel aus meiner Werkstatt genommen, den Kopf feuerrot lackiert und den hellen Stiel rundum mit Messing-Reißnägeln beklebt – wie einen Igel halt.«

Ulm grunzte lachend so laut, dass der Pudel hechelte und nach Beute Ausschau hielt.

»Als ich das Ding dann mittags kopfüber mit einer verchromten Klo-Perlenschnur am Leuchter aufhängte, war gleich großes Hallo unter unseren Kollegen und allgemeines Gelächter über die Idee.

Da noch viele andere Gäste im Tor-Café waren, ging das natürlich schnellrum in der Provinz-Hauptstadt. Auf dem dazugehörigen kleinen Pappschild an der Wand stand auch noch mein Name und ‚Ohne Worte– 1986'. Ich konnte den Hammer ja schlecht signieren.«

»Das haben wir bis zu uns aufs Dorf gehört und die Sektion Bildhauere iwurde von der Partei aufgefordert, dagegen Stellung zu beziehen, da man das Objekt unbedingt abhängen wollte, sich aber nicht traute. Natürlich konnte man auch nichts Sachliches vorbringen gegen das plastische Objekt an diesem Künstler-Stammtisch - und Ohne Worte! Also taten wir natürlich nichts«, brummte Ulm.

»Ja, Partei und Regierung des Bezirkes haben sich damit beschäftigt, wurde mir zugetragen. Ich wurde mehrfach hinter vorgehaltener Hand gebeten, den Hammer als Beitrag zurückzuziehen. Aber niemand konnte mir einen plausiblen Grund sagen, außer Verdächtigungen und Unterstellungen, – die ich natürlich, mit Hinweis auf ‚Ohne Worte' zurückwies.

Doch die Mächtigen fühlten sich irgendwie provoziert. Ein Hammer war ja Teil des Staats-Emblems – Rot die Farbe der Arbeiterklasseund ihrer Partei – aber ein Reißzwecken-Stiel? Und kopfüber mit einer Klo-Perlenschnur an einem Kaffeehaus-Tisch?

Sie fühlten sich verunglimpft oder angegriffen – wussten

aber nicht warum.«

»Oie, die fühlten sich doch immer angegriffen. Schon, wenn einer eine unbequeme Frage stellte oder etwas Frisches, Überraschendes vortrug, das sie nicht verstanden. Das war doch die mentale Folge der ideologischen Verblendung dieser Leute.«

»Du hast recht, Ulm. – Das Hauptproblem war aber, glaube ich, mehr die Öffentlichkeit. Der Künstler-Stammtisch, in der mittelalterlichen Wehr-Anlage mit der romantischen Ecke am Ofen, war einer der beliebtesten Plätze in der Stadt. Er wurde als musischer Ort gerne von irgendwelchen Leuten zu Kaffee-Kränzchen, Brigadefeiern oder Geburtstagen reserviert.

Die verstiegen sich dann über kurz oder lang zu lustigen Deutungen über den roten Igel-Hammer, erzählte mir die Kellnerin.

Da zeigt denen mal einer, wo der Hammer hängt, war wohl eine der häufigsten Deutungen des Bilderrätsels. Und - Da, wo der Hammer hängt, wurde zu einer kryptischen Orts-Bezeichnung unter den Leuten in der Stadt.

Die öfter auch anwesenden Spitzel an Nachbartischen kamen dann wohl mit dem Notieren defätistischer Äußerungen nicht hinterher.

Lustigerweise hat dann auch die Stasi reserviert, denn in der Nachmittagszeit – nach unserem Stammtisch – saßen da oft nur wenige, graue, schlecht gelaunte Figuren und bewachten den Roten Hammer quasi als Platzhalter, beobachtete die Kellnerin.

Ein paar Wochen lang ging das gut, bis die Herrschende Klasse – besser gesagt ihre Wadenbeißer – den Mut fasste, den Hammer einfach verschwinden zu lassen.«

»Verrückte Zeiten waren das schon«, lächelte Ulm, »und schon hoch nervös im Kulturbetrieb, vor allem in der Beschaulichkeit unserer Provinz, denn die Funktionäre wurden durch Gorbatschows Ideen der Perestroika in ihrem Herrschaftswahn fundamental erschüttert.«

Im Boot lagernd, erinnerten sie sich leise flüsternd an diese Zeit des Aufbruchs – eine Zeit der Suche nach Orientierung und neuen Maßstäben des Handelns. Dabei nahm sie Glanz und Stille der Nacht unterm Mondschein gefangen, der den Himmel über ihnen, begrenzt vom schwarzen Waldrand, wie einen riesigen See von funkelnden Sternen erscheinen ließ.

»Was war eigentlich damals mit diesem Leuchtenbauer Volkmar Nickel, aus Berlin, den du mir, im Jahr vor der Wende, für mein Gestaltungsprojekt vermittelt hast – für den Jugendclub in Neustrelitz – du erinnerst dich? Hast du noch mal was von ihm gehört, Oie?«

»Nein, der ist gleich nach der Währungsunion von der Bildfläche verschwunden. Du hast Glück gehabt, dass er dein Projekt damals noch beliefern konnte.«

»Vor der Wende war er schwer in Bedrängnis – deshalb frage ich dich ja. Am Schluss hat es gerade noch rechtzeitig geklappt. Ich hätte sonst hässliche Leuchten vom VEB-

Elektrohandel nehmen müssen. Warum waren die einfachen Dinge damals so schwer?«

»Ach weißt du Ulm, das war doch im Sozialismus wie beim Spargel: Wer zuerst den Kopf rausstreckt, wird geköpft. – Das war dasProblem von Lampen-Nickel als Handwerksbetrieb. Wir haben ihn deshalb in einem Wettrennen mit dem Apparat, der ihn zur Strecke bringen wollte, unter das Dach des Künstlerverbandes geholt – sonst wäre Schluss gewesen.«

»Ein typischer, systembedingter Schwachsinn«, grimmte Ulm. »Er war doch der Einzige, der Leuchten mit besonderem ästhetischen Anspruch gebaut hat. In kleinen Serien, die ich in seiner Verkaufsgalerie am Prenzlauer Berg anschauen konnte. Dort habe ich mir, auf deine Empfehlung, technoide Design-Leuchten raussuchen können, obwohl er jammerte, weil er als gewöhnlicher Handwerker, mit verplantem Reparatur-Auftrag, für anständige Serien kein Material bekam.«

Oie erinnerte sich: »Die geballte Staatsmacht des Kreises wollte ihn damals ausbremsen, weil nicht sein konnte was nicht sein durfte, in ihrem sozialistischen Planwirtschafts-Wahn.

Da produzierte die größte DDR der Welt unendlich viele, teils gut gestaltete Lampen, vor allem für IKEA und die West-Warenhäuser, die natürlich kein Ostbürger kaufen konnte – bestenfalls für Westgeld im Intershop.

Und da kommt so ein Elektro-Ingenieur und produziert ohne Genehmigung in seinem Hinterhof, mit Maschinen vom

Schrottplatz, Design-Leuchten, die Kult-Charakter hatten im Osten – und nachdenen die kulturelle Elite Schlange stand.

Ästhetische, langlebige Halogenleuchten aus Rest-Materialien der großen sozialistischen Industrie, – was anderes bekam er ja kaum.

Den Lampen-Nickel wollten sie deshalb unbedingt in die Knie zwingen, als sichtbare Alternative ausschalten, obwohl der Apparat ihm selbst die Luxus-Preise für seine Design-Leuchten vorschrieb, die er zu nehmen hatte, – um dann neunzig Prozent Gewinn bei ihm abzuschöpfen.

Vor allem fürchteten die Funktionäre – wie immer – das Wecken unerfüllbarer Bedürfnisse und die Frage, warum der so was zustande brachte und die große Volkseigene Industrie nicht. Die normalen Lampen-Läden hingen ja voller unverkäuflicher, überteuerter Trottel-Leuchten, die dann irgendwann hinter den Ural geschickt wurden, weil sie hier keiner kaufen wollte.

Nickel war damals ein Nervenbündel und hat das nur noch gemacht, um die Projekte im Lande, bei denen Gestalter mit seinen Leuchten in der Ausstattung geplant hatten, nicht im Regen stehen zu lassen.

Als ihm die Kreis-Planbehörde wieder mal besonders zusetzte, mit zugesagten und dann gestrichenen Materiallieferungen, haben wir ihm grundsätzlich geholfen – denn wir machten ihn zum Kandidaten im Künstlerverband.«

»Das habe ich von hier gar nicht mitbekommen. – Wie ging das denn?«

»Nickel war ja ein talentierter Macher und eine ganze

Reihe von Leuchten hatten hohe Designqualität. Da hat er, für die Präsentation, aus seinen Produktions-Skizzen nur noch anständige Entwurfs-Grafiken machen müssen. Dann stand er, im Licht seiner Leuchten, vor der respektablen Aufnahme-Kommission und bekam Applaus für seine Leistungen. Ich hielt, als sein Mentor, die Laudatio auf das Wesen der Nickel-Leuchten, nämlich ästhetisches Licht, und anschließend wurde er als Kandidat aufgenommen.

Das war der Befreiungsschlag – denn er war der Planwirtschaft entronnen. Von da an war alles Kunsthandwerk, er bekam seine Wunschmaterialien, eine andere Steuerklasse und keiner redete ihm mehr in sein Produktions-Programm rein.

Der bornierte Apparat hat gespuckt, aber sie konnten nichts machen, denn er unterstand damit nicht mehr der Kreis-Plankommission. Nur deshalb hast du deine Leuchten doch noch bekommen.

So ging das, und so kenne ich viele Fälle, bei denen sich Künstler aus dem Vorstand für Kollegen eingesetzt haben, die in Bedrängnis waren – das war selbstverständlich. Natürlich auch, um dem konkreten Schwachsinn des verkalkten Systems die Stirn zu bieten.

Nach der Wende und mit der Währungsunion war allerdings Schluss bei Nickel. Alle kauften West-Leuchten zum halben Preis, da kam er mit seiner Uralt-Technik in der Fertigung nicht mit. Er musste schließen. Dann ist er – glaube ich – zu seiner Freundin nach Bulgarien gezogen.«

»Ja, damals war manches unendlich zäh, voller Tücken

und Fangeisen, wenn man als Bildhauer für den öffentlichen Raum gestalten wollte«, schnaufte Ulm, »aber in meiner plastischen Arbeit war ich frei, denn es gab einen traditionellen, bildungsbürgerlichen Respekt vor der menschlichen Figur, vor Anspruch, Haltung und Poesie bildnerischenSchaffens. Das hat sich nach der Einheit gewaltig geändert. Die Dilettanten, die Spekulanten und verkopften Kunstdeuter bestimmen mittlerweile alles.

Das ist auch der Grund, weshalb wir uns nicht an diesem Wettbewerb für dieses Freiheits- und Einheitsdenkmal in Berlin beteiligt haben. Schon die Tatsache, dass der Wettbewerb für dilettierende Laien aller Couleur offen war, und auch die völlig überdimensionierte Jury von aus der Tradition gefallenen Bildhauern, Intellektuellen und Politikern nach Randgruppen-Proporz. Das machte das zu erwartende Ergebnis klar: Ein überdimensioniertes Bilderrätsel fern aller menschlichen Bezüge, ein modernistisches Monster irgendwelcher verschwurbelter Friseure und kulturell entwurzelter Vortänzer – mit dem intellektuellen Hammer der Kunst-Deuter auf den Kopf des Publikums. Auf das ernüchternde und belanglose, weil menschlich irrelevante Ergebnis, kann man eigentlich warten – und in der Berliner Kulturszene wettet man schon auf eine überdimensionale Schaukel fürs Volk.«

»Wundert dich das, Ulm? Inhalt und Form sind doch Qualitätskriterien für Gestaltung. Auch wenn sich das Ergebnis als entlarvend zeigt – und dann in der Kunstgeschichte, für künftige Generationen, als der letzte

Punkt auf dem ‚i’ einer Zeitenwende steht.

Da hätten die rechtschaffenden Bürger und Fachleute des Ostens endlich ein Bild davon, wie sehr sie verschaukelt wurden, bei ihrem offenherzig-naiven Versuch, Ideale, Erfahrungen und Talente in das wieder vereinte Deutschland einzubringen.«

»Verschaukelt, Oie?«

»Na einerseits wohl versorgt und in den Schlaf gewiegt – mit einem finanziellen Kraftakt auf Pump, der noch unseren Enkeln den Schweiß auf die Stirn treiben wird – und andererseits eben am Voranschreiten zu einem besser verfassten Deutschland durch Verschaukeln gehindert.«

»So habe ich das noch nicht gesehen, das wäre dann wirklich eine Punktlandung – auch eine Entblödung der Mächtigen und ihrer hip-medialen Schleimer. Wenn wirklich so was kommt, werden sie es bejubeln: Fantastisch, noch nie da gewesen! – Und alle konnten sich beteiligen! Als ob das jemals wesentliche Kriterien menschlicher Kunst gewesen wären.«

»Ihr hattet ein Konzept, wie ich euch kenne – und habt dann resigniert?«, stocherte Oie nach.

»Ja, wie gesagt, schon die Zusammensetzung der Jury machte es aber klar, dass wir keine Chance hatten, mit unserem Modell, das mehr eine humanistische Alternative zur Aufgabenstellung geworden wäre.«

»Was war da falsch an der Aufgabenstellung, denkst du?«

»Die Ausblendung des menschlichen Geistes, der Kunstgeschichte und vor allem der bildnerischen Tradition.

Allein schon der Gedanke, dass ein Denkmal für Menschen als Kulturbürger – für Freiheit und Einheit – jenseits figürlicher Plastik darstellbar wäre, ist völlig absurd.

So eine Form um der Form willen, ohne sinnlich erfahrbaren, bildhaften Bezug zur Geschichte und gleichzeitig zum menschlichen Leben, ohne fühlbaren Anspruch und Haltung, als quasi abstraktes, proklamatorisches Gebilde oder als Event-Installation.

Das machte für uns eine Beteiligung hoffnungslos.«

»So ist doch vieles in der zeitgenössischen Kunst und, denke ich an die Pyramiden, ist das doch – rein geometrisch und monumental – auch irgendwie grandios, das musst du zugeben, Ulm.«

»Ja, aber das ist nur eine monumentale nichtssagende Hülle, die Poesie und Formlust der Zeit im Innern versteckt. Ein Mausoleum für den Totenkult eines Gottes. Das hat doch nichts mit dem Lebender Bürger zu tun. Mit Hoffnungen und Tugenden, mit menschlicher Größe oder menschlicher Schwäche, dem fundamentalen Anspruch eines jeden großen Denkmals in der Kulturgeschichte.

Menschlicher Anspruch und menschliche Haltung waren doch in der Wende des Ostens – millionenfach multipliziert – die Triebkräfte zu Freiheit und Einheit. Das ist so alt wie die Welt. Und wird so alt wie die Welt, Oie – auch wenn die Herrscher des Kunstmarktes und ihre intellektuellen Sekundanten es beständig torpedieren.«

»Wie war eure Idee, – was habt ihr konzipiert unter diesem Anspruch?«

»Wir hatten so eine große, begehbare, flach aufsteigende, elliptische Naturstein-Spirale mit getreppten Flanken als Basisform geplant, die den gesamten Sockel des alten Hohenzollern-Denkmals überspannt – mit Arkaden zum Spreekanal, als Fassung, wie beim alten Denkmal.

Auf der Basisform sollten sich – wie in der Tradition abendländischer Kreuzwege – lebensgroße, allegorische Figurenpaare in spannungsvollem Abstand und auf hüfthohen Sockeln gegenüberstehen, zwischen denen die Besucher des Denkmals wie im Dialog hinaufwandeln. Allegorische figürliche Plastik, in Bronzeguss oder Stein, jeweils im Wettbewerb ausgeschrieben und paarweise von einem renommierten, figürlichen Bildhauer bearbeitet. Allegorische Figuren von Mut und Feigheit, Treue und Verrat, Stolz und Demut, Zuversicht und Verzweiflung, Liebe und Hass, Wahrheit und Lüge, – und oben, im Zentrum, eine Allegorie der Freiheit, Einheit und Gerechtigkeit.

Das wäre eine der Bedeutung dieses deutschen Denkmals angemessene Dimension gewesen. Eine derartige Aufgabenstellung wäre eines Rodins, Klingers oder Michelangelos würdig. Das hätte die Chance etwas Großes und universal Gültiges dieser Zeit zu werden: Die menschlichen Tugenden und Schwächen der Bürger von Berlin oder auch Deutschland, wie sie gleichzeitig für die ganze Menschheit stehen könnten – wie es sich bei Rodins Plastik der Bürger von Calais so eindrucksvoll zeigt.«

»Sehr poetisch klingt das, und ich kann mir das gut vorstellen, Ulm. Allegorische Figuren – jede ein erhabenes

Kunstwerk – im besten Sinne begreifbar, umlagert von Besuchern, in dieser poetischen Dimension, die deutsche und menschliche Geschichte trägt.

Und den Klang kann ich hören, das Geplapper und die Gespräche der Flaneure im Licht der Tages- und Jahreszeiten. Stell dir vor, man verabredet sich an der Liebe, oder an der Treue – oder an der Zuversicht. Oder du wirst zum Verrat bestellt, oder zur Verzweiflung – das ist doch eine poetische Ansage.

Schöne Idee Ulm und damals, in der alten Zeit, hätte ich gewusst, wie man die fähigsten Künstler an dieser Aufgabe vereint. Vor allem wie man es den Funktionären beibringt und dafür kämpft, dass es so gestaltet und umgesetzt wird.«

»Dafür warst du ja bekannt Oie, aber heute ist alles anders. Heute muss jeder für sich kämpfen, denn dieses selbstverliebte, wuchernde System der Kunst-Erklärer fürchtet nichts mehr in der Kunst, als menschliche Maßstäbe – und Fachleute, die sich einig sind. Denn da ist kein Platz mehr, für die Kunst-Hypnotiseure der Händler und Spekulanten, für kulturell blinde Intellektuelle und diese profilneurotischen Polit-Zwerge der Jurys.«

Der Mond war auf dem Weg in den Wald, – Ulm räusperte sich, und der Pudel ging erwartungsvoll, mit dem Schwanz wedelnd, in Stellung.

»Jetzt machen wir den Fischzug«, flüsterte er, holte den Anker ein und ruderte mit leichten Zügen zur Boje.

Was sie dann raus zogen, war eine Handvoll Aale, einen Hecht und ein paar kleine Barsche. – »Für Mephisto«, wie Ulm frohlockte, indem er den hechelnden Hund nach dem ersten Fischchen schnappen ließ.

Mit dem aufzwitschernden Gesang der ersten Lerchen in der heraufziehenden Morgendämmerung merkten sie, wie lange sie geredet hatten.

Urplötzlich kroch die Müdigkeit in ihre Knochen.

Beim Anlegen sichtete Oie Licht in der Küche des Hauses – Ulm versprach heißen Kaffee und sie gingen froh hinauf.

Als sie eintraten, kam ihnen Linde mit strahlendem Lächeln entgegen. »Schön, dass du so lange geblieben bist«, umarmte sie Oie. »Ich hatte schon Sorge, du könntest bereits weg sein. Ich mache gerade Frühstück – ist aber gleich fertig. Setz dich und erzähl!«

Dabei bewegte sie sich im körperbetonten naturfarbenen Leinenkleid barfuss und lautlos, wie schwebend, durch die Küche.

Linde war fast so alt wie Ulm, aber man merkte ihr die Jahre weniger an. Etwas üppigere Proportionen als damals, fand er, aber immer noch dieses schöne, strahlende und offene Gesicht, umrahmt von ihren dunklen, schon grau durchwirkten Haaren, die sie als hüftlangenZopf trug.

Oie erzählte ihr von den Projekten und Ereignissen der letzten Zeit, ohne den Vorfallauf Franzfelde zu erwähnen. Er entschuldigte sich auch, dass er bald weiter müsse, aber diesmal würde es nicht wieder zwanzig Jahre dauern, bis zum nächsten Besuch.

Nach dem Frühstück schauten sie sich im Atelier noch Lindes jüngste Arbeiten an. Sie waren so ganz anders als die Ulms. Bodenständige Figuren in Gips und Ton, auch kleine Bronze-Güsse voller Würde in straffen Formen, die etwas von der urigen, steingehobelten Landschaft der Uckermark atmeten.

Sie saßen auf dem Sofa des Ateliers und es schien ihm wie damals, als die beiden Bildhauer hier angefangen hatten und zuweilen – nach Tagen emsiger Arbeit – so manche Nacht durchgefeiert wurde.

Es gab in diesen vergangenen Zeiten klassischer, künstlerischer Exklusivität und gleichzeitig versuchter, ideologischer Bevormundung eine große Gemeinschaft unter den Künstlern auf dem Lande. Man ignorierte das offizielle Propaganda-Gedöns, stand streitbar zu seiner Arbeit, sah sich die der Anderen an und diskutierte über aktuelle Vorhaben am Bau – über Bücher, Musik, Theater und Filme.

Bei diesen Gesprächen ging es – so erinnerten sie sich – immer auch um die eigenen Maßstäbe für die weitere Arbeit vor der Kunst. Selbst in den wilden, politischen Diskussionen, die beinahe unvermeidlich waren, ging es um Anspruch und Haltung des Menschlichen – immer auch als Kontrapunkt zu den komisch-verkrampften Wort-Kapriolen der Kulturfunktionäre, in Vorahnung des heraufdämmernden Endes ihrer Deutungshoheit. Auch ging es um Produktivität, Wert und Nützlichkeit, im ästhetischen Sinne.

So war man erzogen und so hatte man seine akademisch-handwerkliche Ausbildung erfahren – getreu der

goetheschen Maxime: Vom Handwerk kann man sich zur Kunst erheben, vom Pfuschen nie.

Noch heute war diese ewige Wahrheit wichtig für sie – da waren sie sich einig. Gemeinsam erinnerten sie sich mit glänzenden Augen: Weißt du noch? – und die Zeit verging wie im Fluge.

Allerdings schlafften die Männer im Gespräch immer mehr ab und Ulm ruckte gegen seine Müdigkeit an. »Ich muss ins Bett, aber vorher fahre ich dich noch nach Fürstenberg zum Bahnhof.«

Auf der Fahrt bat Oie Ulm darum, spätestens am Abend mal vorsichtig in Franzfelde vorbeizuschauen – wegen der Tierfütterung.

»Das machen wir auch sonst schon mal, wenn Alma auf Reisen geht. Auf dem Lande hilft man sich, das ist selbstverständlich und existenziell. Aber was sage ich der Polizei, wenn da noch wer rumsteigt – nach den von dir angedeuteten Ereignissen?«

»Du sagst am besten, dass du das mit Alma verabredet hättest, wegen der Tiere. Hier ist der Schlüssel. Oder du gehst hinten vom Garten durch die Küchentür. Das mit dem Haken kennst du ja sicher. Mich hast du auf keinen Fall gesehen. – Bitte!«

»Kenne ich, ist schon gut«, brummelte Ulm in seinen Bart, »auch das kriegen wir auf die Reihe.«

Sie verabschiedeten sich herzlich und verabredeten einen weiteren Besuch Oies, mit Katharina, sobald die Umstände es zuließen.

9 Brand-Jagd

In seiner verschlissenen Ausstattung sah Oie aus wie ein Hobby-Angler, der vom Nachtangeln an den Fürstenberger Seen kommt. Tarnweste über der Jacke, gelber Südwester und Stiefel, sperriges Angelgerät, – und im Rucksack noch drei von Ulms selbst geräucherten Aalen, die sie ihm mitgegeben hatten.

So kostümiert löste er eine Fahrkarte am Automaten, stieg in den Regional-Express und sah sich um. Gegen neun Uhr waren wenig Reisende unterwegs, nur einen Wagen weiter lärmte eine Jugend-Gruppe, in freudiger Erwartung ihrer Visite der Hauptstadt.

Oie klappte die Ohren zu und genoss im Oberdeck des Waggons die vorbei schießenden Bilder der Wälder und Seen in der sonnig grünen Frische Brandenburgs.

Immer wieder ruckend versuchte er sich wach zu halten, so als wüsste er, dass die heraufbeschworenen Geister der Vergangenheitnur darauf lauerten, ihn im Schlaf zu attackieren.

Bald aber schlief er vor Erschöpfung ein, die ihn in einen würgenden Albtraum mit einer finalen Version der Ereignisse auf Franzfelde führte.

Ein fauchender, stinkender Schatten umklammerte ihn zerrend und quetschte sein Innerstes, wie aus einer Tube, zum Halse heraus – als ihn die Schaffnerin rettete.

Mit mütterlichem Lächeln sah sie auf den übernächtigt

wirkenden, zerknitterten alten Mann, der sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn wischte.

Es war schon hinter Oranienburg, wo langsam die ausgefranste Steinigkeit Berlins ins Weichbild der grünen Landschaft drängt. Das Eintauchen des Zuges in immer dichtere Wohngebirge wirkte, nach den heftigen Ereignissen und dem nachhallenden Alb, irgendwie beruhigend – schien ihm wie eine Heimkehr, wie der Rückzug in seine sichere Festung Berlin.

Am Hauptbahnhof ausgestiegen nahm er die S-Bahn zum Alex und fuhr mit der U-Bahn weiter zur Samariterstraße.

Kathas winzige Stadtwohnung hatten sie damals nicht aufgegeben, als sie wegen Elena raus aufs Land zogen, denn das jüngste seiner Kinder sollte aufwachsen wie er, in der Natur, mit den unverfälschten Jahreszeiten und den gedämpften kulturellen Anfechtungen des Landlebens, am Rande der großen Stadt.

»Da draußen«, sagte er immer zu allen, die an der Lebensqualität vor der Stadt zweifelten, »da draußen ist die Welt noch in Ordnung. Da fühlt man noch die ewigen Maßstäbe der Natur – fernab vom hedonistischen Medien-Getöse – und Stadt-Neurotiker sind eine seltene Erscheinung.«

Zwischenzeitlich war die Wohnung dann Unterschlupf für die großen Kinder, jugendliche Verwandte, und später auch manchmal Quartier für Gäste, die Berlin besuchten.

Oie hatte sich dort einen Schreibtisch am Fenster, eine Bücherwand und einen Computer hingestellt.

Es war seine Arbeits-Klause, wenn er, wie Katha meinte, wieder mal was auszubrüten hatte. Die Verbindung des Künstlers zur Welt ist die Einsamkeit, war dann seine Erklärung für sich und andere, die sich verwundert zeigten, über diesen abgetaucht-sporadischen Ortswechsel.

Als er nun, von der Frankfurter Allee kommend, in seine Straße einbog, die leicht zur Samariter-Kirche anstieg, sah er rechts in der baumgesäumten Altberliner Stein-Schlucht – auf der Höhe seines Mietshauses – Feuerwehrwagen stehen.

Auf den ersten Blick fühlte er sich sicher beim Anblick der feuerroten öffentlichen Ordnung, besonders nach den chaotischen Erlebnissen auf Franzfelde, wie auch immer. Aber dann - näher herankommend - sah er Schläuche in seinen Hauseingang laufen.

Er verzögerte seinen Schritt, denn es standen viele neugierige Menschen neben den Fahrzeugen und irgendetwas sagte ihm: Halt dich zurück!

Rechts neben seinem Haus befand sich eine Änderungs-Schneiderei, die er von oben, aus seiner Hinterhof-Wohnung, zuweilen bei Nacht arbeiten sah. Er ging hinein und fragte eine kleine, schmächtige Näherin mit asiatischem Einschlag freundlich, ob er einen Anzug zum Kürzen bringen könnte, und was das kosten würde.

Die sagte, ihn von oben bis unten in seinem Aufzug musternd: »Hosbei funfzeh Uro – Äml zeh Uro.«

Er wusste es zu deuten, zeigte sich einverstanden und versprach den Anzug in den nächsten Tagen zu bringen – um dann unverfänglich zu fragen: »Ist nebenan etwas passiert?«

Die Näherin schaute ein Nichtverstehen, doch die hinzutretende Chefin vom gleichen Stamm bestätigte Kaugummi kauend: »Heut Nacht Hof brennt, da, sieh«, und sie ging mit ihm an das Fenster zum Hof, das er des Nachts so oft von seinem Schreibtisch aus erleuchtet gesehen hatte. »Schau da drei Stock, alles brennt – löschen Rest.«

Mit einem Schlag wurde Oie bewusst, dass das ihre Wohnung war, die da gebrannt hatte und es schoss ihm ein Entsetzen in die Knochen, – doch er riss sich zusammen und ließ sich nichts anmerken.

»Is nix passiert, wohnt nix mehr Leut, so das ist Malade. Mann noch lebt, nix gefunden. Ist nix da wesen. Habe nur einmal sehen, – is Künstler reden Leut. – Sieht ähnlich ihm«, und sie schaute dabei auf den Angler – »doch nix!«

»Na ja«, drehte sich Oie um, »ich muss los. Ich habe es noch ein Stückchen bis zum alten Schlachthof. Da wohne ich. Machen Sie es gut – ich komme demnächst vorbei.«

Er entschwand in die vorgezeigte Richtung, ohne sich noch einmal umzudrehen und lief um den Block, ziellos ins Nirgendwo.

Er hätte auch zur Wohnung gehen, sich als Mieter offenbaren und dabei Näheres von der Feuerwehr erfahren können, aber er wusste, zu ändern ist eh nichts mehr. Seine mentale Bewegungsfreiheit hätte gelitten und die Gefahr war groß, dass mit den Ereignissen auf Franzfelde, die vielleicht schon polizeilich hochgekocht waren, seine eigenen noch unklaren Pläne zu Igor Antonows Auftrag gestört würden.

Wieder schossen Gedanken wie Hagelschauer durch seinen Kopf. Dabei war eine Frage seit gestern immer wieder bohrend präsent: Warum? – War das, was er hatte – die Listen – so brisant nach zwanzig Jahren?

Oder ging es denen ums Prinzip, um das Wesen der Geheimdienste, wie Antonow einst betonte – und sich damals auch konsequentdaran hielt. Wenn sie das nicht beherzigen würden, was wären sie dann anderes als eine Nachrichtenbörse, eine Projekt-Gesellschaft oder ein Reisebüro mit anderen, zweifelhaften Mitteln, waren die abwimmelnden Worte Igor Antonows, an die er sich zu erinnern glaubte.

Oie hatte so gar keine Vorstellung von den Hintergründen der letzten Ereignisse, war als Berufsoptimist jedoch noch immer versucht, gegen seine schrillen Ahnungen, intellektuelle Barrieren von Unfall oder Zufall aufzubauen.

Die objektive Ernüchterung wurde jedoch mit jeder Minute größer, denn die letzten Stunden ließen keinen anderen Schluss zu: Der Brand war der zweite Versuch ihn umzubringen. – Oder war es schon Rache für Franzfelde?

Nur der Spontanausflug zu Ulm hatte ihm offensichtlich den Hals gerettet. Wäre er mit der JAWA nach Berlin gefahren, – er konntees nicht zu Ende denken.

Oie war sich jetzt sicher: Die da meinten ihn. Antonows Vermächtnis war eine Bombe mit Magnet-Zünder, die zu jeder Stunde, an jeder Ecke, bei jeder zufälligen Begegnung hochgehen konnte.

Die Brutalität, mit der sie vorgingen, ließ keinen anderen

Schluss zu. Einfach seine Klause abbrennen – das ging über seinen Verstand. Seine Höhle, einen Teil seiner Geschichte zerstören, nur wegen ein paar alter Informationen? Wie sollte er das Katha beibringen? Das beunruhigte ihn am meisten.

Sein überhitztes Gehirn schleuderte zwischen den Optionen: Zu Katharina raus fahren war zu riskant. Sicher warteten die dort schon und er brachte seine Familie in Gefahr – das ging nicht. Verdammt noch mal, was wollten die?

Nur Antonows Vermächtnis, – die Listen? Sicherlich auch ihn als Mitwisser beseitigen, soviel war ihm jetzt klar, anders war diese Brutalität nicht zu erklären. Weiter abtauchen, lag also nahe – aber wohin?

Sein Auto aus der Reparatur abholen erschien ihm nicht sinnvoll, denn wohin sollte er fahren? Sicher kannten, die ihn verfolgten, auch sein Autokennzeichen, wenn sie über zwanzig Jahre vergangene Adressen, wie Franzfelde, auf dem Schirm hatten.

Er lief ziellos, wie betäubt, durch die Stadt, schaute wie abwesend in Schaufenster und ignorierte die Blicke der Kinder, die ihm belustigt, ob seines skurrilen Aufzuges, der sich als Mischung aus Rumpelstilzchen und Klabautermann darstellte, hinterher blickten.

In der Hitze des Tages wurden seine Gummistiefel zu Schweißbädern, sein Südwester zur Brutkappe und sein Anglergepäck zur Plage.

Am S-Bahn-Bahnhof Frankfurter Allee trieben ihn die

schmerzenden Füße ins Café vom Ring-Center. Er setzte sich unter eine Markise, ließ sich einen Eis-Kaffee und zwei große Mineralwasser bringen, – zog die Stiefel aus und goss sich das Wasser über die heißen, wundgescheuerten Füße.

Mit berlinischer Gleichmütigkeit ignorierten die anderen Gäste diese Attitüde eines ungewaschenen, alternden Stadtindianers – sahen sie doch in der Gegend täglich Verrückteres.

Was tun?

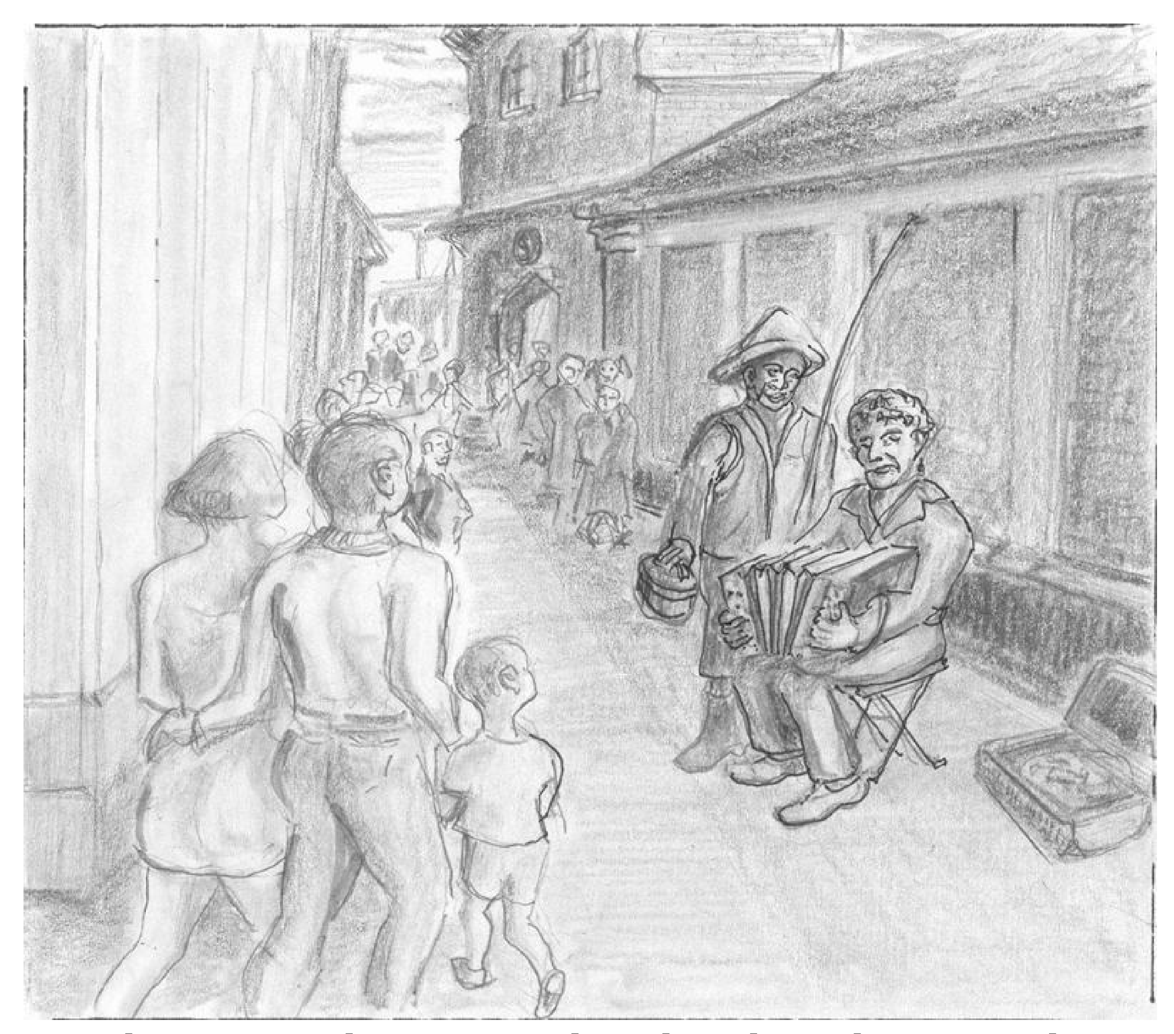
Seine Schwester Maria und sein Schwager fielen ihm ein – nur zwanzig Minuten mit der S-Bahn – und ein Gastgeschenk hatte er auch: geräucherten Aal.

Er bezahlte, quälte sich in die Stiefel und brauchte dann einige beherzte Schritte um den aufflammenden Schmerz zu ignorieren.

Unter der Brücke durch schwenkte er gerade in die Gasse zwischen Kaufhaus und Viadukt zum Bahnhofs-Eingang, da erhob sich ein leiser Klang wie ein fernes, weinendes Horn im Sturm, – dem Seefahrer den sicheren Hafen weisend.

Es war eine Harmonika, die aus dem Menschenstrom herauf klang und Kalinka spielte, wie einen Blues. Im Näherkommen sah er rechter Hand vor der gelbroten Backsteinmauer, einen Musiker hocken, den die Passanten umfluteten wie eine Buhne im Strom. Den antrabenden Oie in seinem exotischen Aufzug wahrnehmend, sang der alte, weißhaarige Musikant aus voller Kehle, – Kalinka – kalinka – kalinka moja! W sadu jagoda malinka, malinka mojaaaa – wie wenn er Oie erwartet hätte.

Seltsam berührt, empfand er es in dem Augenblick wie einen Gruß von Igor Antonow, aus seinem himmlischen Parallel-Universum – und wie eine Mut machende Bestätigung seines Entschlusses, dessen kryptisches Vermächtnis nun anzunehmen.



Aus dem Menschstrom ausbrechend, verharrte er beim Harmonikaspieler, fingerte dann verträumt einen Fünfeuroschein aus der Weste und legte ihn in den rot-samten ausgeschlagenen Harmonika-Koffer.

Der tiefe, dankbare Blick aus wasserblauen Augen und

ein feines Nicken waren wie eine erneute Bestätigung, und wie ein Augenaufschlag des Freundes im Jenseits.

Dem folgte – als wolle Igor ihm Beine machen – ein abrupter Tempowechsel vom Blues in den Kasatschok: Kalinka–kalinka–kalinka moja – der den vorbeieilenden Passanten ein Lächeln in die Gesichter zauberte und – als musikalischer Marschbefehl – bei Oie wie eine Injektion Adrenalin wirkte.

Er spannte die alten Knochen, ruckte an, zwinkerte dem Musikanten dankbar zu, und stieg auf zur S-Bahn.

Als er bei seiner Schwester auftauchte, hatte er sich gefangen. Sie war noch auf der Arbeit, aber sein Schwager Rudolf begrüßte ihn und staunte: »Wat denn, angeln tuste ooch?«, mit dem typischen Berliner Slang, den man abließ, wenn man unter Freunden war.

Er überreichte einen Aal und bat um ein Quartier – weil er Ärger habe und nicht nach Hause könne – so beschrieb er es.

Rudolph verstand ihn offenbar, fragte nicht weiter und bat ihn herein. Oie borgte sich Sandalen und frische Sachen, stieg unter die Dusche und war ein neuer Mensch.

Dann setzten sie sich bei einer Flasche Bier unter die Weinpergola, bis seine Schwester eintraf.

Rudolph sprang auf und ging in die Küche, das Abendbrot zuzubereiten.

Die Schwester war mehr als erstaunt über den

überraschenden Besuch und da Albrecht einige Tage bleiben wollte, hatten sie gefühlt alle Zeit der Welt, tratschten über die letzten Ereignisse in der Familie, ohne dass Oie die Nachricht über den toten Bruder, die ihm die ganze Zeit im Nacken saß, anzusprechen vermochte.

Als sie dann aber am Abend in der Stube zusammensaßen, Wein tranken und alles besprochen war, fasste er sich ein Herz: »Maria, ich muss dir was Schlimmes sagen: Vor ein paar Tagen habe ich erfahren, dass Otto im Jahr neunundachtzig in Russland umgekommen ist.«

Die Schwester wandte sich ihm wie vom Blitz getroffen entgeistert zu, schwieg mit verkrampftem Mund wurde bleich und brach in Tränen aus. Nach einer Weile fassungslosen Schluchzens sagte sie: »Ich habe es nie glauben wollen, hatte immer einen Rest Hoffnung, dass er heimkehrt, irgendwie.

Wenn du das jetzt sagst, ist es, als ob alles gerade geschehen wäre, – woher weißt du es?«, fragte sie mit leidvoll-erstarrtem Gesicht.

Albrecht nahm sie in den Arm und auch ihm kamen die Tränen: »Ein alter Freund aus Russland hat es mir vor seinem Tode mitgeteilt, aber wo und wie wusste er auch nicht. Nur eine Person, die mir mehr sagen könnte, hat er aufgeschrieben. Die lebt in Russland.«

Seine Schwester löste sich und suchte die Beherrschung: »Ich kannes nicht begreifen, so ein kluger und guter Mensch, wer bringt so jemanden um?«

»Umbringen? – Ich weiß nicht«, versuchte Oie sie zu

trösten.

»Es ist bisher nur eine Information aus einer für mich seriösen Quelle, dasser tot ist. Deshalb muss ich hin, um mehr zu erfahren.«

»Kann das nicht jemand anders tun? Ich möchte dich nicht auch noch verlieren. Mit soviel Liebe habe ich euch begleitet – bis ihr mir über den Kopf gewachsen seid. Trotz der ganzen Jahre, seit er verschwunden ist, ist es immer noch schrecklich. Wenn ich dich sehe, denke ich manchmal es ist Otto, oder er kommt wenigstens gleich rein, mit einem lustigen Spruch – und wir können wieder zusammensein.

Ihr wart ja wie Abziehbilder, nur im Temperament so verschieden. Weißt du, wie oft ich uns nachts in meinen Träumen, in der Sonne spielend, im Garten sehe? Oder beim Füttern unserer Kälbchen, Katzen und Kaninchen. Es ist jedes Mal herzzerreißend, wenn ich aufwache. Dann brauche ich lange, um mich zu fassen und den Traum Beiseite zu schieben.

Die ersten Jahre, seit er vermisst ist, habe ich in meinen Träumen ganze Bäche von Tränen geweint. Schöne Träume und Tränen aber nützen ja nichts, wenn das Erwachen so bitter ist. Nur weiß ich nach zwanzig Jahren immer schon vor dem Aufwachen, dass es nur einTraum ist – das macht es aber nicht einfacher.«

Tief ergriffen durch die Nachricht von Ottos Tod sprachen sie noch lange über ihre Kindheit auf dem Bauernhof ihrer Eltern und gingen dann zur Ruhe.

In dieser Nacht lag Oie lange wach. Seine Schwester

hatte dicht am Wasser gebaut, das war ansteckend und das hatte sie von ihrer Mutter. Auch er hatte lange nicht mehr soviel Tränen vergossen. Wie aber konnte er ihr und sich helfen? – Wie konnte es weitergehen?

Wie kam er an Informationen, was mit Otto geschehen war – und warum?

Im Halbschlaf umschwebten ihn schöne Bilder. Otto, der freundliche Schöngeist, der als studierter Historiker soviel wusste und Albrechts Kindern der liebste Onkel war. Voller Fantasie, verspielt und ein Erzähler vor dem Herrn, hingen sie an ihm, sobald er auftauchte.

Otto selbst hatte noch keine Familie, weil die passende Prinzessin fehlte, wie er immer sagte, um die Neugier der Kinder zu stillen. Umso mehr kümmerte er sich um Oies Kinder, wenn er abends Geschichten erzählte – Geschichten aus dem Wald, wie er es märchenhaft nannte.

Dabei konnten sich die Kinder immer die beteiligten Helden wünschen und Otto improvisierte. Einen Abend mit Elch, Eichhörnchen, Biber und Fuchs, – und einen anderen Abend mit der Gans, dem Bär oder Maulwurf, der Katze oder dem Frosch.

Das waren köstliche Momente damals, und jeder Abend war anders, voll von Abenteuern, Sprachwitz und Fantasie, an die sich seine Kinder noch heute gern erinnerten.

So war Otto – und als Historiker am Museum in Berlin unterfordert. »Zu viele Tabus im Gefängnis der Wörter«, sagte er immer und schrieb nebenbei, nach dem Vorbild Victor Klemperers, an der Sprache des Vierten Reiches – der

DDR – wie er ironisch zu verstehen gab, wenn man ihn fragte.

Partei-Chinesisch nannte das damals der Volksmund auf diesem rasant wachsenden Friedhof der Utopien. Diese agitatorische Wort-Mischung aus ideologisch zentrierter Propaganda rund um den Klassenkampf, die Sozialistische Menschen-Gemeinschaft, die Planerfüllung, den Bruderbund mit der Sowjetunion, den proletarischen Internationalismus – den Klassenfeind und die Imperialistische Bedrohung durch den Westen.

Ernteschlacht war eines seiner Lieblingsworte als Bauernsohn. Oder Errungenschaft, fester Klassenstandpunkt, Parteilichkeit oder Einheitsfront. Dazu die permanenten Tabu-Wörter wie Mauer, Flucht, Vertreibung, Wehrdienst-Verweigerung, Reisefreiheit oder Ausreise.

Die damit verbundenen, ja verordneten Verbiegungen der Sprache, hatten es Otto besonders angetan, denn Totschweigen, Umbenennen, Überbügeln und Ausgrenzen waren die Instrumente einer von der täglichen, widerborstigen Realität überforderten Funktionärskaste.

Otto nannte diese ideologisch aufgeladenen Wort-Kapriolen, zwischen idealisierter Theorie und kolateraler Amoralität, im Umgang mit so genannten temporären Entwicklungshindernissen, ironisch Politsprech, Korrektsprech oder Sprachfrevel – denn Wörter unter Kuratel zu stellen, machte ihn wütend.

Nur fehlte ihm die Öffentlichkeit, der Resonanzboden für

seineArbeit auf dem Schneidezahn der alten Propaganda-Hyäne, wie er es beschrieb.

Bis Oie, der da ein Depressionspotential befürchtete, Igor Antonow bat seinem Bruder zu vertrauen – den er ja schon von der Ausstellung in Moskau kannte – und ihm eine angemessene Aufgabe zu geben.

Von da an sammelte Otto, als Historiker, Material über die verbalen und faktischen Widerstände gegen die Perestroika in der DDR, die eben immer auch von diesen unsäglichen Sprach-Volten der Parteifürsten und ihrer wiederkäuenden Polit-Mulis begleitet wurden. Den hundert Jahre alten, klassenkämpferischen Spruch Honeckers ‚Den Sozialismus in seinem Lauf, halten weder Ochs noch Esel auf', konnte er, mit finalem Esels-Geschrei, aufs Lustigste imitieren – da lief er zu Höchstform auf.

Otto sezierte Politsprech aus der Sicht des Historikers und fand in Igor Antonow häufig einen intellektuellen, humorigen Stichwortgeber, soviel bekam Oie am Rande mit. »Glasnost – Transparenz – heißt auch, Ursachen für systembedingte Fehlentwicklungen zu durchschauen, menschliche Verhaltensweisen zu hinterfragen, sowie die finsteren Spielregeln von Desinformation und Propaganda zu entlarven«, betonte Igor in diesem Zusammenhang.

Und zur Veröffentlichung bereit sein – da waren sie sich einig – wenn der Tag kommt, da man offiziell nach den Ursachen und was dem vorausging fragen kann.

Dem diente sein Bruder mit der Leidenschaft und der Akribie eines Wissenschaftlers, bis zu seiner Reise nach

Moskau, die er Oie gegenüberals eigene Entscheidung darstellte.

Er wollte, zum Austausch, in den Kreis der sowjetischen Historiker, die sich der gleichen Aufgabe verschrieben hatten – dass er unter einem Decknamen agierte, wie nun aus den Listen Antonows zu ersehen, war damals für Oie nicht erkennbar.

Es klang damals so, als würde Otto länger bleiben, als er mehrmals anrief und zweimal Karten schrieb, aus verschiedenen Städten.

Dann verlor sich seine Spur und so oft er auch nachhakte – es war immer vergebens. Alle Nervenheilanstalten hatten sie nach Männern ohne Identität abfragen lassen, und alle Polizeibehörden nach nicht identifizierbaren Toten. – Nichts!

Selbst die Bemühungen über Igor Antonow und den Militär-Geheimdienst blieben damals ohne Erfolg. Bis sich die Sowjetunion auflöste und niemand mehr zuständig schien für einen vermissten Deutschen.

Teil II: Verbündete

Die Wahrheit entspringt einem Verdacht, der andauert.

10 Samuel Nussbaum – Kryptologe

Am nächsten Morgen, beim Frühstück mit seinem Schwager, war Oie etwas maulfaul. Seine Gedanken kreisten um die Ereignisse der letzten Tage, die er mit niemandem teilen mochte, solange er ratlos war und keine Vorstellung hatte, wie es weitergehen könnte.

Den Bruder hatten sie am Vorabend betrauert, nun musste er sich nach vorn orientieren, wenn er etwas von den Quellen erfahren wollte, die Igor Antonow für ihn aufgelistet hatte.

Nur so, das fühlte er, gab es überhaupt eine Chance bei dem Auftrag, den er jetzt akzeptierte, einen Ansatzpunkt zu finden. Auch drängte es ihn, hinter die Motive seiner Verfolger zu steigen, um ihnen Paroli bieten zu können.

Entschlossen wollte er das Heft des Handelns in die Hand bekommen – wenigstens ein Stück davon.

Igor Antonow hatte mit seinen Unterstreichungen in den Dateien offenbar einen Ariadnefaden gelegt, und wenn das damals aus dem antiken Labyrinth half, warum sollte es hier nicht möglich sein?

Unter den Namen, die Igor mit dem Kürzel AM versehen hatte – und die zu Offizieren, ausgewiesenen Fachleuten, Wissenschaftlern und Künstlern der DDR gehörten – hoben sich die unterstrichenen deutlich ab. Zwei derart Markierte gab es in Berlin.

Einen Oberst a.D. der Militär-Aufklärung mit Klarnamen

Herbert Gros, und einen Hauptmann a.D. Samuel Nussbaum, der bei der gleichen Organisation mit Tarn-Namen Rechner gelistet war.

Der Name Nussbaum gefiel ihm, und da der ein nicht so großes Tier war, wie er fand, und irgendwie eine sehr bodenständige Adresse in Berlin-Grünau hatte, beschloss Oie dort anzusetzen, mit seinen Recherchen zu den Fundamenten eines für ihn noch imaginären Denkmals.

Überschaubar ging erst mal um Hintergründe der Deutschland betreffenden Operation Strahl oder – Ljutsch – Lichtstrahl, wenn man es genau nahm. Diese Bezeichnung befand sich als übergeordneter Begriff am Rande der Aufstellung und sprang auch deshalb ins Auge, weil er sich dunkel erinnerte, dieses Schlüsselwort von Antonow mehrfach gehört zu haben, ohne dem damals eine Besondere Bedeutung beizumessen.

Er borgte das Auto seiner Schwester, nahm einen von Ulms Aalen aus dem Kühlschrank und fuhr am Nachmittag hinüber nach Grünau.

Eine grüne Vorstadt-Kolonie mit zweigeschossigen Reihenhäusern aus den Zwanzigerjahren, umstellt von bemerkenswert alten und großen Bäumen. Er fuhr am vermerkten Haus vorbei, hielt hundert Meter dahinter und lief zurück. Die hüfthohe Gartenpforte aus weißem Holz war nur eingeklinkt, wie es bei dem schmalen Vorgartenstreifen dieser Häuser, mit der Klingel neben der Haustür, üblich

war.

Noch etwas zögernd schritt er die zwei Stufen hoch und drückte den Messing-Knopf.

Ein altmodischer Ton war zu hören, wie das schnarrende Rasseln eines durchdrehenden Funkrelais, das er aus seiner Militärzeit kannte.

Als sich die Tür öffnete, sah er einen Herrn Ende fünfzig, mittelgroß und schlank. Der schwieg etwas zu lange, musterte ihn mit flackerndem Röntgen-Blick und sagte dann: »Tagschön. – Guten Tag, was wünschen Sie?«

Eigentlich eine typische Frage in Gegenden, in denen jeder zweite Besucher ein Vertreter ist, weil er hinter den altschönen Fassaden, mit tiefen Grundstücken, Geld wittert.

Absichtsvoll offen lächelnd stellte Oie sich vor: »Guten Tag auch. Ich bin Albrecht van Oie, komme von Igor Antonow und suche einen Herrn Samuel Nussbaum – den Rechner.«

Der Hausherr schaute ihn mit einer Mischung aus Erstaunen und Misstrauen an. Die Falten um seine große, schmale Nase und die Augen zuckten dabei merkwürdig nervös. Nach einigen Sekunden Schweigens blickte er ihn scharf an: »Schlecht. – Das ist schlecht. Samuel Nussbaum, das bin ich – aber einen Rechner werden Sie hier nicht finden. – Und wenn Sie Igor Iwanowitsch Antonow aus Moskau meinen, das kann ja schlecht möglich sein, denn der ist seit sechs Jahren tot.«

Oie, der so etwas Ähnliches erwartet hatte, entgegnete mutig: »Das ist richtig, deshalb komme ich ja – und ich habe

auch einen Aal mitgebracht – frisch geräuchert von den Feldberger Seen.«

Dabei wedelte er mit dem in weißes Seiden-Papier gewickelten Aal. Herrn Nussbaum, gerade noch sichtlich verspannt, erstaunte diese lebendig-kuriose, verlockende Argumentation. – Er schnupperte den Aal, lockerte sich und bat ihn hinein.

Während Oie im Vorflur seine Jacke ablegte, schaffte Nussbaum das Gastgeschenk dankend in die angrenzende Küche. Dann kam er wieder und bat seinen Gast ins Wohnzimmer: »Platz. – Nehmen Sie bitte Platz, auf dem Sofa, da haben Sie den schönsten Blick in den Garten.«

Und wirklich, als Oie sich gesetzt hatte, entdeckte er eine besondere, zauberhafte Perspektive: Durch das raumhohe Panorama-Fenster sah man die Üppigkeit eines gut gewässerten Sommergartens in voller Pracht. Vielschichtig-punktuell waren in der Tiefe des Grundstücks in Form und Farbe so unterschiedliche Gehölze, Blumenstauden und Büsche angesiedelt, dass sich ein Gemälde auftat.

Der Hausherr bemerkte, dass sein Gast beeindruckt war: Licht. – Sehen sie das Licht? Das müssten Sie mal in der Veränderung des Lichtes sehen. Früh im Dunst der aufgehenden Sonne ein Gedicht, mittags in voller Pracht und abends wie eine künstlerische Übertreibung. Selbst bei grauem Wetter ist dieser Reichtum an gedeckten Farbtönen wie eine Symphonie. Sie müssen wissen, ich bin eigentlich Musiker. – Kennen uns. – Und wir kennen uns, besser, sind uns schon begegnet!«

Diesmal genoss er Oies überraschten Blick: »Ja, ich habe ein Namen- und Bildgedächtnis. Blaues Pferd. – Ihr Blaues Pferd ist mir noch lebhaft in Erinnerung.«

Bei Oie dämmert es: »Prebelow?«

»Prebelow, ja, Prebelow«, lächelte Nussbaum. – »Jahre. – Über fünfunddreißig Jahre ist das her. Dieses Elfen-Lager der Damen der künstlerischen Hochschulen Berlins, an den Rheinsberger Seen – Zivilverteidigung – da haben wir uns getroffen. Ich war damals nicht wehrtauglich, wie es hieß, aus gesundheitlichen Gründen, wegen meines Autismus, während die anderen Studenten ins Militärlager mussten.«

Oie fing an sich zu erinnern: »Da war am Abschluss so ein künstlerisches Wochenende, zu dem alle was beitrugen, tanzten, etwas vorspielten oder ausstellten, was sie so draufhatten – haben Sie da nicht Cello gespielt?«

»Ja, das habe ich. - Aquarell.« – lächelte Nussbaum. –»Und ich wollte Ihr Aquarell Blaues Pferd gegen eine Partitur von mir tauschen – aber Sie wollten nicht.«

»Ich erinnere mich jetzt, tut mir leid«, bedauerte Oie, »das kleine Bild war mir lieb geworden und eine Hommage an Franz Marc – außerdem kann ich mit Partituren nicht viel anfangen. Tut mir auch deshalb leid, weil es so gesehen eine Premiere gewesen wäre, in meinem neuen Leben. Ich hatte zuvor noch nie ein Bild verkauft oder getauscht.«

Nussbaum lächelte und setzte sich gegenüber: »Weltendorf. – Ja, die Welt ist ein Dorf. Köpfe. – Eigentlich wollte ich Sie damals um einen ihrer schönen Lindenholz-Köpfe bitten, diese Portraits in Lebensgröße, die so nach

frischem Holz rochen, aber ich traute mich nicht, weil man ihnen die viele Arbeit ansah und ich kein Geld hatte.– Schade!«

Oie sah in Nussbaums leuchtende Augen. Das Zucken war fast verschwunden aber der Satzbau von Nussbaum war noch immer irgendwie irritierend anders.

»Das waren damals schöne und aufregende Wochen in den märkischen Wäldern«, erinnerte sich Oie: »Wir Männer waren ja unter den Mädels eine verschwindende Minderheit. Ich konnte mir als militärisch Gedienter, auf Befehl des Lagerleiters, eine Handvoll Kunst-Studenten aussuchen, mit denen ich, als deutscher Ingenieur, diskret seinen schwarzen Garagenbau in der Nachbarschaft hochzog.

Schweigegeld war jeder Nachmittag, an dem wir dann dort ein freies Holzbildhauer-Plain-Air veranstaltet haben. Die zwei Köpfe stehen heute noch in meinem Atelier.«

»Geblieben. – Also sind Sie dabeigeblieben. – Schön, schön«, freute sich Nussbaum. »Ich selbst habe dann bald aufgehört, Cello und Dirigat zu studieren. Als Individualist und stimmungsabhängiger Autist war es nichts für mich, im Stress eines übenden Orchesters. Meine wohl verrückten Phrasierungen, die teils dramatisch, teils witzig die jeweilige Sache nach Lust und Laune trafen, fanden die anderen Dienst habenden Musikanten zunehmend unlustig. Auch mochte ich nicht – verstörend undiplomatisch, wie ich damals wohl gewesen bin – wie ein Dompteur vor dem Orchester stehen.

Meine Eltern haben mich immer als Dirigenten gesehen

und unendlich viel in meine musikalische Ausbildung investiert. Aber bei mir reifte die Erkenntnis, dass es keine Perspektive hatte, es ihnen nur recht zu machen. Ich schmiss das Studium nach drei Jahren Musikhochschule auf den Rat meines Arztes hin.

Wenn ich dabeigeblieben wäre, hätte das nur zu immer weiteren Blockaden und Verspannungen mit rasenden Kopfschmerzen geführt. Gehirn. – Mein Gehirn arbeitet anders, das merken sie sicher an meiner Artikulation, obwohl ich das ganz gut im Griff habe.

Diese, ihnen sicher merkwürdig erscheinenden Wiederholungen von Worten und Begrifflichkeiten, sind bei mir nur immer Aufrufe für bestimmte Teile meines Datenspeichers oder eines neuen Kapitels. Eine Obsession alles zu ordnen und zu speichern, um es verfügbar zu haben. Das habe ich seit meiner Kindheit, wo ich schon den ganzen Brockhaus aufgesogen und abgespeichert habe. Klingt wahnsinnig was?«

Der überraschte Oie, als Künstler immer auf der Suche nach dem Rad schlagenden Pfau und den Farben des Regenbogens menschlicher Kultur, war beeindruckt: »Und was kam dann – es muss ja vielgeblieben sein, wenn ich ihre schönen Instrumente sehe.«

Im Raum standen ein lackschwarzer Flügel und mehrere Celli, in teils offenen Celloetuis.

»Hilfsarbeiter. – Na zunächst nicht viel, nach der Exmatrikulation. Nur Hilfsarbeiter bei Berlin-Chemie. Bis ein alter Mathematiklehrer und Zirkel-Chef aus Pioniertagen

von meiner Situation erfuhr.

Der erinnerte sich an meine offensichtlich beeindruckenden Erfolge bei den Mathematik-Olympiaden in Berlin. Er telefonierte eine Weile rum, dann hatte ich ein Aufnahmegespräch beim Dekan der Mathematischen Fakultät an der Humboldt-Universität und postwendend einen Sonderstudienplan. Später wurde ich Kryptologe. Nicht gleich, aber nach dem Diplom, im Rahmen eines Forschungsstudiums. Praxispartner war das Mathematisch-Physikalische Institut der Nationalen Volksarmee.«

»Wie denn so was?« – Oie fixierte Nussbaum hellwach und dachte an den Anstrich auf Antonows Liste.

»Aufklärung. – Das hieß offiziell so, war aber der Bereich Aufklärung der NVA – des Militär-Geheimdienstes. Mit dem Ende der DDR hieß die Organisation Militäraufklärung der NVA.«

»Was hatte ein Militär-Geheimdienst mit ihrem Mathematik-Studium zu tun, wie kann man das verstehen – und was ist Kryptologie, wobei ich was ahne, denn meine Frau redet von kryptischen Rätseln, wenn sie mich nicht versteht.«

»So ungefähr, aber exakt: Kryptologie. – Kryptologie ist, vereinfacht gesagt, alles, was man an mathematischen und algorithmischen Verfahren für die Informationssicherheit einsetzen kann – um Codes zu entwickeln und Codes zu knacken. Das wird in Staaten, Unternehmenund bei Geheimdiensten gebraucht, – sonst bliebe in der Kommunikation wenig geheim, würde ich mal sagen. Dafür

brauchten die damals frische Leute mit einem unbefangenen, schrägen Blick. Das war die Lage. Studieren. – Zweimal auf Staatskosten studieren ging nicht so einfach, außer bei besonders exotischen Begabungen, von denen man sich was versprach, oder an den Nahtstellen zwischen den Disziplinen, wie zum Beispiel angrenzend zur Mathematik.

Mathe-Exot. – So ein Mathe-Exot war ich wohl.«

Oie hakte ein: »Und was war nun das Besondere?«

Nussbaum rieb sich den nicht vorhandenen Bart: »Na ja, das habe ich eben schon angedeutet – ich ticke ein bisschen anders. Schon als Kind konnte ich ganze Märchenbücher speichern und Wort für Wort aufsagen.«

»Ist ja erstaunlich«, war Oie beeindruckt.

»Noten. – Beim Musizieren habe ich keine Noten gebraucht. – Nur einmal, danach habe ich sie vor meinem geistigen Auge gesehen, auch komplizierteste Partituren, wie beim Studium des Dirigats. Nur genutzt hat es mir, wie gesagt, nichts.

Die Mathematik – und später das Militär – waren dann auch gesundheitlich mein Glück, denn ich brauche klar strukturierte, relativ ungestörte Tagesabläufe – sonst bekomme ich Probleme.

Mit dem Eintauchen in die Mathematik habe ich dabei diese exotische Fähigkeit bemerkt – besser, meine Lehrer haben sie bemerkt – nicht nur rezipierend, sondern auch konstruktiv zu agieren, grafische Ordnungen der Bilder und Zahlen zu fokussieren, gleichzeitig zu speichern und damit zu arbeiten.«

»Bitte was?«, rätselte Oie.

»Beziehungen. – Das heißt, aus großen Mengen von Zahlenkombinationen, Buchstaben oder Bildern die Verwandtschaft und die hintergründigen Beziehungen zu erkennen. Ein Beispiel, das ich immer für Laien gebe: Hühnerhof. – Ein Blick von oben auf einen großen Hühnerhof mit Hunderten eng stehender, pickender Hühner. Dazwischen schwarze und weiße Kaninchen – einzeln oder paarweise.

Ein optischer Schuss, und ich kann nachzählen und aufschreiben, wie viel schwarze und weiße Kaninchen in welcher Kombination zusammenstehen – und aufzeichnen, wie sie verteilt sind.«

Oie machte große Augen und sagte nichts – es war zu spannend.

»Picken. – Oder eine andere, parallel laufende oder nachträgliche Fokussierung auf die Hühner: Welche picken schnell, weil sie hungrig sind, welche picken langsam, weil sie satt sind – und welche picken gar nicht?

Oder parallel die Bewegungstendenzen im Schwarm und so weiter. Das Gleiche auf Abruf oder zeitgleich mit den Kaninchen.«

»Ist ja toll«, wunderte Oie sich, »wie das? – Ist das genetisch oder erlernbar?«

»Verdrahtung. – Weiß ich nicht genau, aber ich bin hier oben« – und Nussbaum fasste sich mit gespreizten Fingern über den Kopf – »irgendwie anders verdrahtet. Auch gut trainiert seit meiner Kindheit durch unsere Eltern, die von

früh an mit uns musiziert und gespielt haben – vor allem Schach und Bilderrätsel.

Bruder. – Mein Bruder Johannes, der die gleiche Erziehung erfahren hat, ist auch sehr musikalisch – in der Mathematik ist er allerdings ganz normal.«

Oie war sprachlos. Nussbaum, der so was kannte, versuchte lockend abzulenken: »Kaffee? – Ich will uns erst mal einen Kaffee machen, Sie trinken doch Kaffee?«

Oie war leidenschaftlicher Kaffeetrinker und hatte die ganze Zeit das Gefühl, dass irgendetwas fehlte zu seinem Glück, über Igor Antonow, gleich zum Auftakt seiner Suche, so einen interessanten Menschenzu treffen.

»Türkisch, arabisch, schwedisch, holländisch oder einen Pharisäer? – Ist kein Problem!«

Als Oie zweifelnd schaute, lockte Nussbaum: »Lust-Zeit ist das. – Die neue Zeit, – immer Aussicht auf Lustgewinn und die Qual der Wahl. Aber macht uns die Wahlfreiheit zwischen zwölf Kaffee-Spezialitäten reicher – als Mensch?«

»Nö«, wiegelte Oie ab, »aber in der Aussicht irgendwie glücklicher!« Nussbaum lächelte freundlich auffordernd: »Was iss’n nu?«

»Ich lass mich überraschen!«

Herr Nussbaum ging in die Küche. Gewisse Parallelen gab es da schon, stellte Oie für sich fest. Zweimal studiert hatte auch er. Erst an der Technischen Hochschule. Dann, nach einigen Jahren als Projekt-Ingenieur in der Industrie und ausgiebigen Übungen im Zirkel des renommierten Berliner Malers Wolfgang Leber,wurde er als geeignet

befunden, an der Kunsthochschule Gestaltung zu studieren.

Die damals regierenden Professoren wollten bildnerisch begabte, musische und erfahrene Leute, die etwas von Produktion und Technik verstanden, weil die Haupt-Ausrede in Sachen Design-Qualität in den Betrieben der Planwirtschaft nicht die Unzulänglichkeiten der Planwirtschaft war – denn die war ja offiziell perfekt, und also Kritik-Tabu – sondern: Das stört die auf Kante genähte Planerfüllung und das können wir technisch nicht, – aus diesen oder jenen vorgeschobenen Gründen.

Man musste also in der verordneten Mangel-Wirtschaft mit solidem technischem Hintergrund improvisieren können, wenn man da, wo alles vorgeplant war, etwas voranbringen wollte, – besonders in der Gestaltung.

Deshalb der Leitspruch der Fakultät: Für wirklich Neues gibt es keine Vorschriften! Das sollte den Gestaltern Mut machen, neue Wege zu gehen. Einige der zehn Studenten pro Jahrgang schafften es dann auch, später so zu arbeiten.

Aus der Küche rasselte, dampfte und roch es verführerisch bis ins Zimmer. Betörendes Kaffee-Aroma schwebte in Oies Nase – vor dem Fenster ließ eine Windböe die Farben des Gartens wogen – und sein toter Schulfreund Daisy kam ihm in den Sinn.

Gerade in diesem Augenblick, beim Auftritt der schillernden Persönlichkeit Nussbaums umgeben von Kaffee-Gerüchen, dachte er an Daisy, den sie in den letzten Schneewehen des Winters auf dem Waldfriedhof am Olympiastadion zu Grabe getragen hatten.

Sein Freund hatte sie damals, vor dem Mauerbau, in die so andere Glitzerwelt des Westens eingeführt, die gleich am S-Bahnhof Gesundbrunnen begann, da wo Hertha BSC an der Plumpe zu Hause war, und sie die amtierenden Radio-Fußballgötter in den Schaukästen am Stadion bewundern konnten.

Dieser Geruch der Kaffee-Röstereien seiner Kindheit war es wohl, der ihn jetzt an Daisy erinnerte, denn den hatte er zum ersten Mal in diesem messingpolierten Kaffee-Geschäft am S-Bahnhof wahrgenommen, in dem sich Daisy, wuselnd wie ein Pfadfinder, auskannte und in dem immer mal bunte Kaugummi oder Sahne-Bonbons geschnorrt werden konnten.

Der so anders duftende Leuchtreklame-Westen Berlins, der an jeder Ecke nach Südfrüchten, Geräuchertem, Bratwurst und Parfüm roch, hatte bei ihm eine sinnliche Spur bis in die Gegenwart hinterlassen, die sich mit lustvollen Bildern der Kindheit verband, denn selbst den aromatischen Abgasen der schicken, chromblitzenden amerikanischen Straßenkreutzer schnüffelten sie damals nach, wie junge Hunde. Bis ins Grenz-Kino – für zwanzig Pfennig Ost auf Schülerausweis – wo die neuesten Micky-Mouse-Filme und Western liefen, in denen das Gute noch klar auf die Stirn der Helden geschrieben war.

Wenn sie dann zurück nach Blankenburg kamen, roch der Osten umso fader, war das Licht grauer, waren die Farben umso blasser, – stank das Russenbenzin der staubigen Lastauto-Kolonnen wie Rizinus-Medizin.

Warum das so war und wie sehr ihr Leben von diesen

Unterschieden geprägt sein würde, konnte sie als Kinder noch nicht erahnen.

Wie zufällig und wundersam kam Oie das Schicksal jetzt vor. Wie Brüder in den Verhältnissen der Nachkriegszeit des Ostens aufgewachsen, – dann Daisy am Krebs der Teilung zerbrochen. Als Kinder – wie Latsch und Doppel-Bommel, die verwegenen Drei – von der Fantasie und Abenteuerlust ihrer Bücher getrieben.

Im Winter mit Schlitten auf schneebedeckten Feldern, mit Schiffs-Zwieback als Proviant, auf dem Weg zum Nordpol – jedenfalls solange bis vom Kirchturm die Glocke zum Abendbrot rief. Im Sommer auf dem Floß ihren Amazonas runter, unter den Lianen der Weiden, bedroht von Piranhas, die sich als Stichlinge tarnten, bis zum Sperr-Wehr des Panke-Flüsschens. Sie waren in eine Zeitenwende hinein geboren worden, als das Innere Berlins noch voller Trümmer war – draußen aber, in der Natur, ihr Paradies.

Daisys Vater, als Werkmeister in West-Berlin tätig; Oie's Vater, der Gärtner, ein Gemüse-Lieferant für den Sau-Magen Berlins – die alten feucht-dunklen Markthallen am zerstörten Alexanderplatz.

Dann, im Sommer des Mauerbaues, als die Freunde gerade beschlossen hatten, den Einstieg in den verlockenden Westen zu wagen und mit ihren mäßigen Fußball-Talenten bei Hertha BSC vorzuspielen, kam ein Angebot, das sie nicht ausschlagen konnten. Ein kostenloses, mehrwöchiges Ferienlager im Wald, am weit entfernten Plauer-See, in Groß-Zelten, auf Strohsäcken, deren abenteuerliche Gerüche

bei Oie noch heute für den Umbruch im letzten August ihrer Kindheit standen.

Der fand derweil zu Hause statt und dabei konnten Kinder nur im Wege sein – denn West-Berlin wurde, mit großem Militär-Gerassel, durch die Mauer abgeriegelt.

Daisys Vater, der seinen Betrieb nicht mehr erreichen konnte, verlor die Arbeit und fiel in Verzweiflung. Er stand bald unter argwöhnischer Beobachtung und saß dann, für mehrere Jahre – wegen Beihilfe und Vorbereitung zur Republikflucht – im Zuchthaus Rummelsburg.

Sein Freund ließ sich diese Qual-Jahre äußerlich nicht anmerken, aber irgendwie, war Oie sich jetzt sicher, hatte da der Krebs, der ihn fünfzig Jahre später besiegen sollte, seine Krallen angesetzt.

Wie waren sie über die Zeit, die Verhältnisse und – wie jetzt – über die Düfte verbunden, und wie verschieden war es ihnen gegeben, damit umzugehen. Der eine, redlich bemüht, fleißig lernend und arbeitend, aber immer mit Zorn auf das System, das ungerechte Schicksal seiner Familie und die ihn bedrückenden Verhältnisse, – dann nur noch mit dem einen Wunsch, die Ausreise ins Gelobte Land, West-Berlin.

Die anderen, in der Familientradition christlich verwurzelter Bauern unter dem Kuratel des elften preußischen Gebotes: Du sollst da, wo dich der Schöpfer und das Schicksal hingestellt hat, dein Bestes geben!

Das war, von den Genen eines Wild-Pferdchens bestäubt, für Oie eine ständige, oft lästige, aber immer auch spannende Herausforderung. Ob er beim Abladen am

Straßenrand vor der Markthalle am Alex – hoch auf den Gemüsekisten sitzend – den Blumenkohl vor griffschnellen Passanten bewachen musste, oder zu Hause auf dem Hof die gierigen Hühner und Enten davon abzuhalten waren, ins Grün des Salat-Feldes einzufallen. Ob sie die zur abendlichen Markthallenschließung getauschten, noch zappelnden Karpfen mit Zeitungen bändigen sollten, oder bei der Heimfahrt für zwei Stunden auf dem Kutschbock symbolisch die Zügel hielten, weil ihr Vater, nach den geistigen Getränken der Fisch-Weiber, weggenickt war und die Pferde den Weg durch Berlin, nach Blankenburg, zu Stall und Futterkrippe, besser als die Jungens kannten; – sie gaben ihr Bestes.

Von klein auf waren sie verpflichtet, ein nützliches Glied in der Gemeinschaft auf dem Hof zu sein – von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang – durch Hilfe beim Sähen und dann auch beim Ernten.

Alle Zumutungen der Zeit, die großen politischen und die daraus folgenden kleinen im persönlichen Leben, nahmen ihre Eltern mit Ruhe und offenem Visier an – und mit wendigen Entschlüssen, um das Beste daraus zu machen.

So war er erzogen: Wenn Sturm und Regen das Getreide niedergelegt hatten, wurde es zu Futter für die Tiere verhäckselt und alle kümmerten sich umso mehr bei der Kartoffel-Ernte.

Wenn die Hühnerpest die Bestände dahinraffte, besorgten alle Futter für noch mehr Kaninchen.

Die Herren kommen und gehen, der freie Bauer bleibt

bestehen, war der Leitspruch unter den Landwirten des Ortes, von deren naturverbundenen archaischem Beharrungsvermögen Oie schon als Kind beeindruckt war. – Was er erst später verstand und was in diesen Zeiten pseudo-revolutionärer Umbrüche als anachronistisch denunziert wurde – wie alles was nicht in die Ideologie getränkte Scheinwelt der neuen, kleinen und großen Machthaber passte.

Ihre weitgehende Immunisierung gegen all die politischen Zumutungen auf ihrem Lebensweg im besetzten Deutschland – auch wenn es vorgab, die erste gerechte, demokratische und sozialistische Alternative zu sein – hatten seine Eltern wohl daher, – und das durchfärbte dann auch ihre Kinder.

Aber wie anders wären sein Leben und das seines Freundes verlaufen, wenn der Mauerbau – dieser wahnsinnig-pragmatische Schnitt in die Verhältnisse – nicht stattgefunden hätte! Würde der Freund noch leben, und säße Oie jetzt hier?

Und warum konnte die Mauer nur mit ebensolchem Schnitt in die politischen Verhältnisse fallen?

Auch da verspürte er in diesem Augenblick einen Zusammenhang.

Herr Nussbaum kam aus der Küche, stellte ihm einen Pott Kaffee hin und setzte sich mit seinem gegenüber. Oie schnupperte, sog den Duft des Kaffees tief ein, nippte und

fühlte sich warm ums Herz. Er fragte: »Ein Pharisäer? Da ist doch Alkohol drin – oder irre ich mich? Ich bin mit dem Auto da.«

Nussbaum sagte nur: »Test – Test bestanden!«

»Was?«, stutzte Oie.

»Olfaktorischer Sinn. – Na der Geruchssinn und das, sagen wir mal, Gewissen funktionieren noch richtig.«

»So?«, wunderte sich Oie, der von dieser skurrilen Diagnose etwas überrascht war – »ist das so wichtig?«

»Nein – aber es gibt ein Bild.«

Oie rätselte noch, da pries Nussbaum: »Arabisch. – Das sind arabische Bohnen, aus dem Jemen, ganz besondere Sorte. Probieren Sie – der zweite Schluck steigert den Genuss unvergleichlich.«

Oie nippte und trank dann Schlückchen weise einen Kaffee, der ihn erstaunte. Zart duftend und fein aromatisch, irgendwie ölig gezimtet, lief er ihm den Hals runter, sodass er nicht wusste, ist es der Kaffee allein, oder mehr der unbestreitbare Zusatz.

Schweigend saßen sie sich gegenüber.

Nussbaum war gartengebräunt, eisgrau im welligen Haar, mit kleinen, wachen dunklen Augen. Die Hände waren die feingliedrigen eines Musikers. Gekleidet in Jeans und weißem Hemd, sah er aus wie ein Kurpatient auf der Sonnenseite.

»Und jetzt, was machen Sie jetzt, wenn ich fragen darf?«

»Garten. – Ich liege den halben Tag in der Sonne – das sieht man doch – und ich pflege meine Zipperlein. Sie wissen

doch, wenn man über fünfzig ist und morgens aufwacht, und nichts mehr wehtut, ist man tot.«

Oie stimmte lächelnd zu.

»Arbeitslos. – Im Ernst: Ich bin seit fünfzehn Jahren arbeitslos und wir leben hier im ehemaligen Haus meiner Eltern. Die Kinder sind in der Welt, haben schon studiert und schauen von Zeit zu Zeit mal rein. Wir kommen deshalb mit dem Gehalt meiner Frau als Krankenhaus-Ärztin gut hin.

Hausmeister, Koch, Gärtner und Liebhaber ist jetzt meine Stellenbeschreibung. Ich mache den Garten und pflege meine Hobbys, koche, kümmere mich ums Haus – vor allem damit es meiner Holden trotz der Wechsel-Dienste gut geht. Deshalb musizieren wir auch zusammen. Und ich habe noch ein paar alte Freunde.«

Da hakte Oie ein: »Alte Freunde hatten wir offensichtlich auch gemeinsam, wenigstens einen – Igor Antonow.«

»Tot. – Der ist leider tot«, seufzte Nussbaum – und Oie wusste, er muss jetzt die Karten auf den Tisch legen.

Umständlich, noch zögernd, kramte er den Brief Antonows hervor und schob ihn über den Tisch: »Hier lesen Sie – der ist zwar an mich, aber Igor meint wohl nicht nur mich. Ich bin auf Verbündete und Hilfe angewiesen. Wie die aussehen kann, weiß ich allerdings noch nicht.«

Nussbaum zögerte einen Augenblick misstrauisch, nahm ihn dann langsam und las umsichtig, blätterte ein paar Mal zurück, als ob er seinen Augen nicht traute, während Oie vom hinreißenden Kaffee trank, dessen Aroma sich im Abkühlen – wie der Garten im Licht – fein veränderte.

Nach langen Minuten schaute Nussbaum zu ihm herüber, das Zucken seiner Augen sichtlich unterdrückend.

»Und?«, fragte Oie.

»Bruder. – Das mit ihrem Bruder tut mir leid – so einen persönlichen Aspekt habe ich in der ganzen Operation damals nicht gesehen.

Ei. – Ansonsten ein starkes Stück oder ein dickes Ei, das uns unser Freund Igor da ins Nest gelegt hat. Haben Sie schon einen Plan, – und haben Sie sich abgesichert?«

Oies schaute sichtlich verstört, was Nussbaum nachfragen ließ.

Nachdem Oie in groben Zügen geschildert hatte, was sich auf Franzfelde und mit der Berliner Wohnung zugetragen hatte, wurde Nussbaum unruhig:

»Informationen. – Das war zu erwarten, die mögen das gar nicht, wenn irgendwelche nicht autorisierten Informationen nach außen entweichen – das rüttelt an den Grundfesten aller Dienste.«

Oie war sich sicher: »Das ist doch aber autorisiert, wie es deutlicher nicht sein könnte.«

»Lord-Siegel-Bewahrer. – Schon-schon«, bestätigte Nussbaum, »bloß Der Lord-Siegel-Bewahrer ist tot, wie die Engländer sagen würden. Das nutzt ihnen also nichts. Igor wusste glaube ich auch, weshalb er das erst nach seinem Tode raus gelassen hat. Haben Sie die Liste dabei?«

»Nein vorsichtshalber nicht. Ich konnte ja nicht wissen, was mich erwartet.«

»Gut so«, meinte Nussbaum, »Test. – Zweiter Test

bestanden!«

»Ihr Name, der Rechner, befindet sich unter den Markierten, die mir Igor Antonow posthum irgendwie empfehlen wollte«, versuchte Oiezu locken.

Nussbaums Stimme war fühlbar berührt: »Igor. – Ja das ehrt mich, obwohl es so lange her ist. Er war schon eine imposante Persönlichkeit, der Igor Antonow. Ich habe ihn allerdings nur ein paar Mal getroffen, in Berlin und in Ungarn – das ist mir nachdrücklich in Erinnerung geblieben.

Den Rechner lassen Sie aber künftig stecken – das ist Geschichte.

Tun. - Aber was ist zu tun?«, zögerte er nachdenklich. »Sind Sie abgetaucht?«

»Noch nicht vollständig.«

»Das ist aber wichtig! – Wo?«

»Bei einer Verwandten im ländlichen Berlin. Die kennt niemand von denen, die mir gefährlich werden könnten, denke ich. Ich fahre auch deren Auto.«

»Ausweis. – Haben Sie einen Ausweis dabei?«

»Ja, wieso?«

»Nur so, zeigen Sie ihn mal, ich muss da was checken.«

Oie reichte seinen Ausweis über den Tisch. Nussbaum fokussierte und gab ihn zurück.

»Pass. – Wenn Sie einen Pass haben, bringen Sie ihn morgen mit, zur gleichen Zeit, – meine Frau hat Dienst. Liste. – Und vergessen Sie die Liste nicht, die würde mich sehr interessieren. Dann werden wir sehen, was möglich ist.«

Sie verabschiedeten sich.

Beim Hinausgehen hielt ihn der Hausherr zurück: »Engel. – Hier neben der Tür in dem Fenster«, und er zeigte auf ein schmales, einteiliges, weißes Holzfenster, »hier steht morgen ein weißer Kerzen-Engel, wenn die Luft rein ist – und parken Sie um die Ecke, damit es nicht auffällt!«

Oie fuhr zum Haus seiner Schwester und hatte einen etwas unruhig abwesenden Abend, weil er aus Nussbaums Auftritt nicht ganz schlau wurde. Besonders diese abrupten Schwankungen zwischen den klaren Ansagen – wie die eines Offiziers aus dem feinmechanischen Korps – und den verbalen Schleifen, Tempowechseln und Kontrapunkten eines Autisten irritierten ihn.

Auch schaffte er es nicht, ein mögliches Ende zu bedenken.

Er hatte so gar keine Vorstellung von dem, was ihn weiter erwarten würde – und – konnte er Nussbaum trauen? Vielleicht war das hörbar Verquere, Gewöhnungsbedürftige mehr Ausdruck eines inneren Chaos, dem er sich ohne Not ausliefern würde? Vielleicht auch wollte der bloß die Listen? Er beschloss, erst einmal vorsichtig zu sein.

Am nächsten Morgen frühstückte er mit seiner Schwester und seinem Schwager.

Rudolf war Rentner und Maria hatte für ihren Bruder einen freienTag genommen.

Sie wohnten in einem Häuschen in einer Gartenkolonie,

von denen Berlin so viele hat und die dem Durchfahrenden den Eindruck geben, Berlin wäre außerhalb des Zentrums eine Anhäufung von Laubenkolonien zwischen Dörfern.

Das Haus in Blankenburg war von der Art, wie es keine größere Verbindung eingehen kann mit der Natur. Efeu berankt und Apfelbaum beschattet besaß es einen natürlichen Witterungsschutz, wie einen grünen Pelz.

Oie hatte sich hier immer sehr wohl gefühlt.

Seine Schwester, eine kleine angenehme Frau von Anfang sechzig, hatte die Hosen an und ordnete die Dinge wie einst ihre Mutter, die Bäuerin, auf dem Hof. An diesem Vormittag von einem weinberankten Pavillon – einem Feldherrnhügel im Gartenreich.

In dem sitzend redeten sie über Gott und die Welt, bei einem Stunden umspannenden Frühstück, das Oie fast vergessen ließ, was über ihm schwebte – oder saß es ihm schon im Nacken?

Unvermeidlich kamen sie wieder auf den toten Otto zu sprechen und seine Schwester zeigte sich erleichtert: »Es ist merkwürdig, seit gestern habe ich ein bisschen mehr akzeptiert, dass er nicht zurückkommt. Aber es ist schwer, nicht zu wissen, wo er begraben ist – es ist sehr schwer.«

»Weißt du Schwesterlein, ich muss eh nach Russland wegen eines Projektes, und ich werde dort die Zeit und alte Verbindungen nutzen, um mehr zu erfahren.«

»Albrecht, sei bloß vorsichtig, so ein großes Land. Man hört so viele Geschichten, dass es dort drunter und drüber geht – immer noch. Bitte sei vorsichtig und ruf an, wo du

bist.«

»Maria, das sind Räuberpistolen. Ich kenne das Land, das weißt du. Ich habe da nur Gutes erfahren von den Menschen, und ich habe dort Freunde«, versuchte Oie seine Schwester zu beruhigen.

Oie ahnte nichts von der mittlerweile hektischen Suche nach Antonows Dokumenten und seiner Person durch die Dienste, und auch nichts von der Skrupellosigkeit und dem Aufwand den sie betreiben sollten seiner habhaft zu werden.

11 Nussbaums Talente

Am Nachmittag fuhr Oie mit viel zeitlicher Reserve an die südöstliche Ecke Berlins, nach Grünau. Langsam rollte er an Nussbaums Haus vorbei, in dessen kleinem Flur-Fenster ein weißer Leuchter-Engel stand. Er parkte sein Auto eine Straße weiter, an deren Ecke sich eine Kneipe mit Biergarten befand, und ging hinein. Nachdem er ein Bier getrunken hatte, bestellte er sich ein Taxiund ließ sich zum S-Bahnhof Ober-Schöneweide fahren. Niemand verfolgte ihn, das hatte er im Blick.

Dort angekommen nahm er die Bahn zurück nach Grünau, ging dort an den Taxistand und ließ sich zu Nussbaums Haus fahren. Als der Taxifahrer anhielt, bat ihn Oie einen Augenblick zu warten, schlüpfte durch die Gartenpforte und betätigte das Rassel-Relais.

Als Nussbaum lächelnd öffnete, flüsterte er: »Vorn – zweihundert Meter weiter links, in der Kneipe – da sitze ich im Vorgarten.«

Nussbaum schaute verdutzt und Oie verschwand mit dem Taxi. Nachdem er den Fahrer bezahlt hatte, setzte er sich zum Erstaunen des Wirtes – dem seine flotte Ab- und Anreise sicher merkwürdig vorkam – in den Biergarten an einen Tisch mit Blick auf Nussbaums Haus.

Der kam nach kurzer Zeit heraus, mit einer Akten-Tasche unter dem Arm, direkt auf ihn zu.

»Kompliment, Kompliment!«, brummte er, sich nervös

umschauend.

»Was haben Sie denn erwartet?«

»Test. – Ich sehe, Sie wollten sichergehen. Dritter Test bestanden!«, lächelte er, um gleich anzuschließen: »Stellungswechsel. – Unsicheres Terrain hier. Das ändern wir gleich durch Stellungswechsel. – Das Essen ist außerdem zu fettig, sagt meine Frau – da streikt sie seit langem.

Auch das Funknetz ist hier nicht so gut für mich – und irgendwelche Nachbarn könnten auftauchen. Wohin wir fahren, überlasse ich ihnen. Innenstadt. – Am besten Innenstadt, da ist es am wenigsten auffällig.«

Sie gingen zum Auto und fuhren in die Stadt hinein. Unterwegs fragte Nussbaum: »Polizei. – Wie kommen Sie in den Polizei-ComputerBerlins?«

»Keine Ahnung, – woher wissen Sie das?« – durchzuckte es Oie.

»Ich bin gestern in den Zentral-Computer eingestiegen und fand ihr Bild, ihre Personenbeschreibung und den Vermerk: Gesucht als Zeuge bei einem Tötungsdelikt auf Franzfelde in der Uckermark.«

Oie schoss eine asthmatische Lähmung in die Brust, die auf den ganzen Körper ausstrahlte. Einen Augenblick fuhr er wie trunken, und im Kopf pochte es dröhnend: Der erste Mensch in seinem Leben, für dessen Tod er sich verantwortlich fühlen musste – auch wenn er sich keine Schuld zurechnen konnte, außer sich seiner Hautgewehrt zu haben.

Nussbaums Stimme drang von weit her, wie aus dem

Nebel, an sein Ohr.

»Waffe. – Vermerkt war auch, könnte bewaffnet sein. Haben Sie die Waffe bei sich?«

»Nö«, schnaufte Oie, der trotz der Erschütterung durch den jetzt bestätigten Tod des Grauen, Mühe hatte, seinen unschuldigen Humor zu unterdrücken: »Nein. – Der Typ ist am Kanonenofen zerschellt, und der ist sehr unhandlich.«

Er schielte zu Nussbaum, der kryptisch lächelte.

Sie gingen ins russisch-blaue Kaffee am Petersburger Platz, das zur Straße eine Front Boden tiefer Fenster besaß, und weit ins Gebäude hineinragte. In einer ruhigen, schummrigen Ecke reichte Oie die Listen Igor Antonows über den Tisch. Nussbaum nahm sie und blätterte.

Oie, nervös das Umfeld sondierend, sah sich in den Goldrahmen verzierten, verspiegelten Wänden, auf einmal in Memoriam – wie in einer verstaubten Kulisse des Jenseits – und surreale Reflexionen zwischen Geisterbahn und Panoptikum bekannter Gesichter verschwammen im Dämmerlicht. Irgendein Film aus einer anderen Epoche lief da an, – und er hatte so gar kein Gefühl dafür, was ihn am Ende erwarten würde.

Die Wirklichkeit trat mit einer sichtlich abgehungerten, Deo und Rauch nachwirbelnden Kellnerin heran.

Sie bestellten kühles Bier und Russische Eier.

Ein Bier, wegen der Biochemie der Verdauung, das ginge auch schon vor achtzehn Uhr, da waren sie sich einig, und das hatte wieder etwas Verbindendes.

Nussbaum las lange aufmerksam, fokussierte und

bemerkte: »Ungarn. – Im ungarischen Teil sehe ich eine mir gut bekannte Mathematikerin, aber nicht unterstrichen. Im deutschen Teil ein paar mir bekannte Offiziere – einen davon unterstrichen.

Gärtner. – Oberst Gärtner, der war so ein Koordinator meiner Einsätze damals. – Aber er heißt mit Klar-Namen Gros, sehe ich. Persönlich kenne ich ihn nicht weiter – habe zwanzig Jahre lang nichts von ihm gehört.

Ansonsten liest es sich anhand der Qualifikationen und Dienststellen, wie eine Aufstellung von Fachleuten, die ein Land braucht, um vorwärts zu kommen.«

»Ja, mit bekannten Köpfen aus Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst. Auch ein paar ehemalige Politiker der damals zweiten und dritten Reihe sind dabei, bei denen man es nicht vermutet hätte«, bestätigte Oie.

»Gräfin. – Merkwürdig und erschütternd für mich, dass meine damalige Freundin Swetlana, von der ich seit dem Sommer der Wende nichts mehr gehört habe, in der Liste mit dem Decknamen Gräfin auftaucht – sonst nichts. Das ist beunruhigend, denn sie war als lustigerund exotischer Vogel so ziemlich das Gegenteil von mir. Auch musikalisch ging mit ihr die Post ab. Wir hatten eine ziemlich kribbelnde Beziehung – bis meine Frau Wind davon bekam.«

Oie hob bestätigend die Brauen: »Ohne weitere Angaben heißt wohl, – nicht mehr in dieser Welt – wie bei meinem toten Bruder – nur der Name.

Diese Endgültigkeit fährt in die Knochen – aber mental vorbereitet war ich ja, nach so langer Zeit.

Ansonsten bin auch ich erstaunt über diese Ansammlung von bekannten Persönlichkeiten auf den Listen, wenn ich das mal so sagen kann. Ist irgendwie auch logisch, bei dem was da vermutlich lief, wenn Igor Antonow das so klar benennt. Die Leute, die offensichtlich die Europäische Perestroika organisierten, wie er schreibt – und wenn man das Resultat sieht.

Was mich allerdings stutzig macht, sind diese nackten Listen mit den Namen und den Unterstreichungen.

Da frage ich mich die ganze Zeit, warum nur das, warum nicht mehr Informationen zu den eigentlichen Vorgängen? Wollte Igor nicht, – oder konnte er nicht?

Er berief sich ja mir gegenüber immer spöttisch auf das Wesen der Dienste, wenn ich Geheimnissen der Wende nachzubohren versuchte.«

Nussbaum bekam ein Leuchten in die Augen, wie wenn er über der Sache schwebe und sie bereits durchschaue: »Verpflichtungen. – Das Wesen. Igor konnte nicht, auf Grund seiner Stellung und seiner Verpflichtungen. Das liegt in der Natur der Sache, wirklich im Wesen der Geheimdienste. – Und dann natürlich an den Spielregeln bei solch hochkarätigen, komplexen Operationen damals, vor über zwanzig Jahren.

Selbst Igor Antonow, der offensichtlich im strategischen Zentrum der Operationen stand, kannte vor allem den Plan, das heißt die Struktur der Organisation und ihre Protagonisten in den Zentren – vor allem die Decknamen der Akteure, ihre Möglichkeiten und wo sie bereitstanden.

Gebäude. – Quasi, wie bei einem großen Gebäude, die Fundamente, die Stützen, die Bauweise und konstruktiven Verbindungen, nicht aber alle konkreten Details dieses Gebäudes.

So waren für ihn die Operationen taktisch sicher nur begrenzt überschaubar. Wenngleich das Ergebnis wohl seinem Plan entsprach, was jetzt weithin sichtbar und anerkannt ist. Deshalb die Kronjuwelen – die Namen und Adressen. Darin liegt das Vermächtnis, wenn ich das mal so deute, denn im Wort Vermächtnis steckt für mich eben auch dessen Wurzel, die Macht – die des Faktischen, Belegbaren und Authentischen in der Geschichte. Macht in den Diensten, bei Operationen und Hintergründen, steckt in Namen und Adressen von Beteiligten und ihrem operativen Wissen.

Aktive. – Das sind offensichtlich die wesentlichen Leute, die im Rahmen der Operationen der Abwehr aktiv waren, und deshalb die Details und die Zusammenhänge in ihrem Operationsgebiet kennen, die bisher verborgen blieben – verborgen bleiben mussten.

Was ich sagen will: Puzzle. – Viele einzelne Informationen werden zu Bildteilen, die historisch schlüssige Zusammenhänge sichtbar machen, – wie bei einem Puzzle. Aber nur wenn wir Glück haben und bei den aussterbenden Jahrgängen, nach über zwanzig Jahren, noch genügend Zeitzeugen auftreiben können.«

Oie war beeindruckt und wurde mutig: »Zu unserem eventuellen gemeinsamen Plan, Herr Nussbaum: Kann ich

ihnen das Du anbieten? Ich denke, ich bin der Ältere mit Jahrgang achtundvierzig?«

»Fünfzig. – Sehr gern, Jahrgang fünfzig«, schnaufte der. »Es ist auch mir ein Bedürfnis nach diesem ersten Beschnuppern. Das macht alles einfacher. Samuel heiße ich.«

»Gibt es da nicht einen Wanderzirkus?«, scherzte Oie spontan.

»Nicht verwandt und nicht verschwägert«, lachte Nussbaum, »auch nur entfernt mit dem Maler Felix Nussbaum, den sie als Künstler kennen müssten.«

»Ist mit bekannt – und ich bin Albrecht. Aber alle, die mich länger kennen und mit denen ich befreundet bin, nennen mich nur Oie.«

Dann fragte Nussbaum, wie Oie denn vorzugehen gedenke? Er sei jetzt zwar dabei, aber Oie habe schließlich den Auftrag – und er schaute dabei wie ein Gymnasiast, der in der nächsten Minute schlauer sein wird als sein Lehrer.

Oie zweifelte: »Wenn ich das so genau wüsste, wo wir den Faden aufnehmen können. Eigentlich will ich möglichst schnell nach Russland, um erst mal in der Sache mit meinem Bruder weiter zu kommen. Ein gewisser Ossipow, der da auf der Liste steht, hat vermutlich Informationen, aber das hast du ja gelesen – vielleicht weiß der mehr.«

»Darf ich?«, zückte Nussbaum einen Block aus seiner Mappe, begann Orte und unterstrichene Namen von den Listen, die nun offensichtlich in seinem Gehirn schwirrten, als Strukturgrafik zu skizzieren.

»Plan«, murmelte er. »Ein Plan.- Ich war zwar ein Autist unter denOffizieren im Militär-Geheimdienst, aber die dort teilweise herrschende, intellektuelle Anspruchslosigkeit ließ mich doch ein wenig über allem schweben. Wie in der Kryptologie interessieren mich vor allem die unsichtbaren Zusammenhänge.

Puzzle. – Das große Puzzle, das da unzweifelhaft war und von dem man immer nur einen kleinen Teil sah, gerade in den Diensten, in ihrem skurril-kulminierenden Geheimhaltungswahn.

Also Oie, Mathematik. – Es ist wie in der Mathematik: Wenn wir die großen Fragen beantworten wollen, die da mit Igors Listen aufscheinen,– müssen wir mit den verzeichneten Namen und Adressen Nachgraben, um viele kleine Fragen zu lösen, die dann ein Bild ergeben.«

»Wie meinst du das, welche Fragen – und welche zuerst?«

»Zoom. – Das ist ein methodisches Problem. Wir müssen zoomen, von weit weg, wie jetzt, den Blick aufs Ganze richten. Aber dann die großen Fragen in kleine zerlegen – und nah an die Details heran.

Wir müssen das Umfeld und die Randbedingungen erkunden, um die Hintergründe zu beleuchten und zu begreifen, was da damals gelaufen ist – wie alles zusammenhing.

Das Ganze wie folgt: Namen. – Wir haben erstens diese Handvoll namentlich benannter Licht-Operationen von den Listen und auch die zugeordneten Länder.

Zeitbezug. – Wir wissen zweitens an Hand historischer

Eckdaten, wann welche Resultate wie die Maueröffnung, die ungarische Grenzöffnung oder der Kreml-Flug zu verzeichnen waren. – Wir kennen also die summarischen Ergebnisse der Operationen sowie ihren geografischen und zeitlichen Bezug.«

»Und wir haben drittens, offensichtlich beteiligte Personen in den jeweiligen Ländern mit Klarnamen, die wir diesen Operationen zuordnen können«, fiel Oie ein.

»Hintergrund. – Ja, aber wir wissen nicht, was konkret ablief, weder in den Operationen noch im Hintergrund und bei den Personen. – Da müssen wir ansetzen, da liegt der Schlüssel. Schlüsselfragen sind das – die kleinen Fragen, die wir lösen müssen, um die großen Fragen zu beantworten. Die Listen mit den Hervorhebungen Igors sind deshalb für mich eine Herausforderung. Ich fühle mich quasi wie am Beginn einer Puzzle-Weltmeisterschaft und will unbedingt aufsTreppchen – wenn du verstehst, was ich meine.

Plan. – So, fertig ist der Plan!«

Er drehte ihn auf dem Tisch zu Oie und überflog die Skizze mit dem Finger: »Kern. – Die eigentlichen Kern-Informationen in beiden Problemstellungen, den Plan Antonows betreffend und auch deinen Bruder, liegen sicher im Osten – vor allem in Moskau.

Da haben wir aber nach meiner Einschätzung schlechte Karten, wenn wir bei den aufzusuchenden Persönlichkeiten auf der Liste kein Gast-Geschenk vorweisen können. Wir müssen also bereits etwas wissen, was von Interesse ist und das künftigen Partnern suggeriert, dass schon vieles an

Fakten klar ist – sie aber ihre Sicht der Dinge noch beisteuern können.

Kooperation. – So was animiert, vor einem geschichtlichen Hintergrund, immer zur Kooperation. Das Problem dabei ist, jeder von denen kennt auch nur einen kleinen, eng begrenzten Teil der Operationen und seine unmittelbaren Partner, denn das war ein ehernesGesetz – gerade im Militär-Geheimdienst.«

»Was könnte das sein von unserer Seite? Welche Informationen meinst du, womit können wir jemanden animieren?«, verzog Oie ratlos das Gesicht.

»Kreml-Flug. – Von unserer Seite, als Gastgeschenk, natürlich die Listen überhaupt und den Bezug zum Kreml-Flug.

Der stand doch am Anfang, wurde abgefangen und nicht zur Strecke gebracht. Da sehe ich einen Ansatz, denn das war wohl die Start-Operation damals. Auch weil mein Hirncomputer einen unterstrichenen Valentin Kiparsky, einen Oberst der Luftabwehr in Lettland meldet, der uns weiterhelfen könnte.

Das geheimste Satelliten-Aufklärungs-Zentrum der Luftabwehr, das alles im Überblick hatte, stand ja in Skrunda, im heutigen Lettland. Zu der Einheit habe ich damals, in der Vorwende, des Öfteren Verbindungen verschlüsselt.

Zusammenhänge. – Dieser Oberst könnte Zusammenhänge kennen.«

»Denkst du?«, zweifelte Oie. »Können wir da so einfach

auftauchen? Wie finden wir ihn? Igors Informationen sind mittlerweile über sechs Jahre alt.«

»Prüfung. – Da hilft nur die Prüfung im Vorfeld, denn wir können uns schlecht vor Ort durchfragen. Das macht unnötig Lärm, zumal, wenn wir ehemalige Offiziere suchen, noch dazu Leute vom Militär-Geheimdienst.

Die Sowjet-Armee existiert zwar nicht mehr, aber ich denke, die ducken sich sofort ab, wenn wir das ungeschickt angehen. Internet. – Ich werde deshalb anhand der Klar-Namen im Internet schauen, ob die Adressen noch stimmen könnten. Dann fahren wir hin, mit der Liste unterm Arm – da ist jeder über kurz oder lang kooperativ, denke ich. Wie weit, werden wir sehen.«

»Also erst mal Riga«, zeigte sich Oie überzeugt. »Dort lebt auch ein alter Studienfreund von mir. Der hat ein Ingenieur-Büro, und den könnten wir zur Not auch fragen, wenn wir nicht weiterkommen, denn Lettland hat ja nicht mal soviel Einwohner wie Berlin.

Er kennt sich bestens aus und wir könnten sicher auch ein paar Tage dort unterkommen. Segler ist er auch, da sollten wir dann mal raus fahren auf die Rigaer Bucht, damit es nicht gleich zu stressig anfängt und wir uns in Ruhe auf den Trip nach Russland vorbereiten können. Wann kann es losgehen, denkst du?«

»Moment, Feldzug. – Schön ruhig, und den Feldzug sauber planen, wie die großen Schachpartien, an denen Igor Antonow als Regisseur wohl mitgewirkt hat. – Soviel ahnte ich schon damals.«

»Wie das? Was meinst du?«, versuchte Oie ihn aus der Reserve zulocken.

Samuel streckte sich, trank einen Schluck, sah sich um und redete gedämpft. »Weiterbildung. Das war so. – Igor Antonow hat im Juli des Jahres siebenundachtzig eine Handvoll Kryptologen des WarschauerPaktes zu einer so genannten Weiterbildung in Ungarn zusammengezogen, um in aller Freundschaft – wie er sagte – ein paar neue Codes der Amis zu knacken.

Das war jedenfalls die offizielle Version – aber weil wir das auf unseren Dienststellen sowieso jeden Tag taten, und die Sowjets wussten, woran wir arbeiten, kam mir das spanisch vor.

Wie ich schon erzählte, war ich beim Mathematisch-Physikalischen Institut der NVA angestellt. Das war – unter dem Decknamen Wostock – die Zentrale des Militär-Geheimdienstes der DDR, in Berlin-Köpenick, in der Oberspreestraße.

Ein weitläufiges, neu gebautes Objekt und technisch bestens ausgestattet. Ich habe da als Kryptologe mit meinen Kollegen fast alle Codes des Westens und der NATO geknackt. Ironischerweise auch mit Hilfe amerikanischer Hochleistungs-Computer, die auf geheimen Wegen eingeschleust worden waren, denn es gab ja dieses technologische CoCom-Embargo.«

Oie rutschte bei diesen neu aufscheinenden Hintergründen aufgeregt in seinem Sessel herum – beruhigte sich dann aber mit einem kräftigen Schluck Bier.

Nussbaum fuhr fort: »Diplom. – Igor Antonow hatte mich von der Universität weg, schon mit meiner Diplomarbeit über Systematische Perspektiven der Krypto-Technologie, für den Militär-Geheimdienst der DDR rekrutiert. Bei denen, im Dienst, hieß ich dann Richard Rechner.

In diese Organisationen der Militär-Geheimdienste des Ostblocks, besonders auch der Sowjetunion, konnten KGB und die Staatssicherheit nicht rein sehen. Alles dort galt als höchste Geheimhaltungsstufe, da es um die Militärische Sicherheit ging.

Kalter Krieg. – In Zeiten des Kalten Krieges war das auf allen Seiten so. Letzte und mächtigste Instanz bei der Vorbereitung von politischen Entscheidungen in allen Sicherheitsfragen waren immer die Militär-Geheimdienste, nicht CIA, KGB, BND oder Stasi, wie in derÖffentlichkeit absichtsvoll und vernebelnd gestreut wird.«

»Entschuldige, aber hatte das auch was mit der Militär-Polizei zu tun? Die war ja sehr gefürchtet, so erinnere ich mich an meine Dienstzeit?«

»Absolut gar nichts, Oie. Der KD in Gestalt der so genannten Feldjäger der Militärpolizei unterstand direkt den Einheiten und sollte vor allem für ein preußisch diszipliniertes Außenbild an den Standorten sorgen – Besoffene einsammeln und Straftäter festsetzen.

Primat. – Das mit dem Primat der Militär-Geheimdienste ist übrigens heute noch so und steht hinter fast allen irgendwie unerklärlichen, machtpolitischen Entwicklungen der Moderne, würde ich mal sagen – so als ehemaliger

Offizier und Hobby-Historiker.

Aber zur Sache: Diese für konspirative Operationen geeignete und sichere Ebene war für die Durchsetzung der Perestroika im Osten existenziell – soviel bekam ich schon damals mit. Gorbatschow. – Ausgangspunkt war der Machtantritt Michail Gorbatschows und seine Perestroika zur Reform des Systems der Sowjetunion.

Er wusste wohl zu diesem Zeitpunkt schon, dass er vielen in der KGB-Spitze und der Generalität der Sowjet-Armee suspekt war – und dass sie ihn in entscheidenden Fragen, besonders der notwendigen Abrüstung, behindern würden.

Er ist dann auch bei den angestrebten Wirtschaftsreformen wie die Katze um den heißen Brei gekreist, denn der Militärisch-industrielleKomplex war zu mächtig – mit Verteidigungsminister Marschall Sokolow als unumschränktem Herrscher und Galionsfigur an der Spitze. Der entzog sich wohl allen Reformbestrebungen – besonders der notwendigen Reduzierung der immensen Rüstungslasten, auch durch den Afghanistan-Krieg, wo er immer der entscheidende Scharfmacher war.

Kreml-Flug. – Deshalb wohl wurde zwei Jahre später der Kreml-Flug inszeniert, perfekt inszeniert, um diese Bande von Verhinderern loszuwerden, denn an diesem Tag war im Berliner Palasthotel eine Sitzung der Warschauer Vertragsstaaten anberaumt auf der Gorbatschow vor seinen Verbündeten eine neue Defensiv-Strategie, das Ende des Kalten Krieges – den Frieden und die Abrüstung in Mitteleuropa zur Kernfrage erklärte.

Damit geriet seine Politik in direkte Konfrontation mit Sokolow, dem Oberhaupt der Sowjet-Armee, die sich – täglich ritualisiert – noch immer vor allem als den großen Sieger des Weltkrieges beweihräucherte.

Zusammenstoß. – Dieser sensationelle Zusammenstoß erfolgte vor den versammelten Generalsekretären und Verteidigungsministern des Ostens, das haben wir damals im Nachhinein gehört. Kurioserweise, und eben nicht zufällig – so vermute ich, so bin ich fast sicher – war zur gleichen Zeit der Kreml-Flieger auf dem Roten Platz gelandet.

Marschall Sokolow sowie viele weitere Generale wurden durch den empörten Gorbatschow und Politbüro-Beschluss gewissermaßen zurückgetreten. Vollzogen und abgesichert vom Militär-Geheimdienst.

In den nächsten Tagen wurden Hunderte weiterer höchster Offiziere aus der Führungsspitze der Sowjet-Armee und des KGB um ihren Abschied gebeten.«

Oie staunte ob dieser chronologisch überzeugenden Argumentation:»Weißt du das genau? Wie konnte Gorbatschow so vorgehen, wo er doch von allen Macht-Repräsentanten, den Siegern des großen Krieges, argwöhnisch beobachtet wurde, wie du sagst?«

»Andropow. – Das ist sicher noch eine Folge der Andropow-Zeit«, schlussfolgerte Nussbaum. »Andropow war, wie Gorbatschow, aus dem Gebiet Stawropol – also Kernrussland – Kosakenland – und Gorbatschows Förderer, schon in der Zeit, als Andropow noch KGB-Chef war.

Da bekam er vermittelt, dass die einzige Macht-Struktur,

die nicht dem KGB ausgeliefert war, der Militär-Geheimdienst ist. Da hat er dann offensichtlich seine späteren Partner gefunden und sie gefördert. Darunter den blitzgescheiten Feind des Alkohols Igor Antonow.

Der erzählte uns einige politische Hintergründe des Kremlfluges – damals in Ungarn – als wir die neuesten Codes des KGB knackten, die von denen angeblich für die Führung von Top-Auslandsquellen genutzt wurden, aber so war das nicht. Der KGB wollte vielmehr, in dieser Rivalität mit dem Militär-Geheimdienst, seine alte Macht wiedergewinnen. Vor allem die Informationshoheit und Sicherheit seiner eigenen Nachrichten-Verbindungen – die er wohl seit dem Machtantritt Gorbatschows verloren hatte.

Haken. – KGB und Stasi schnüffelten überall herum und schlugen kryptologisch ständig Haken, deshalb mussten wir all diese Versuche im Auge behalten und das verlässlich aufklären.

Die Informationshoheit des Militär-Geheimdienstes war einer der Gründe, weshalb schon der Kreml-Flug wie ein Blitz einschlug, denke ich heute. Unsere Leute wussten alles über die Operationen des KGB, die aber so gut wie nichts über uns. Jedenfalls hat das IgorAntonow so dargestellt, und ich hatte schon damals keinen Grund daran zu zweifeln.

Schritt. – Wir waren mit unserer Krypto-Technik immer einen Schritt voraus – bis zum Schluss.«

»Wie habt ihr das geschafft, kann ein Nichtfachmann das verstehen?«

»Nein auf die Schnelle nicht – jetzt geht das nicht. Wenn

wir mal Zeit haben, versuche ich es dir zu erklären. Nur so viel: Wir entwickelten für die Abwehr eine völlig neue Technik der Verschlüsselung.

Sicherheit. – Deren Sicherheit hatte dann für uns oberste Priorität.«

Oie hakte ob dieser brisanten Informationen nach: »Das mit dem Kreml-Flug weißt du genau? – Für mich war das nämlich damals in Berlin der zweite Einstieg, der deutsche Einstieg in die Perestroika, wenn man das so sagen kann.

Den ersten, losen, hatten mein Bruder und ich ja schon durch die Verbindungen mit Igor – anlässlich der Moskauer Ausstellung – wie du lesen konntest – und einigen Begegnungen in der Folgezeit.«

»Jahrestag. – Genaues weiß man nicht, jedenfalls bisher, nur die zu jedem Jahrestag wiedergekäuten offiziellen, oberflächlichen Berichte, mit Rust als naivem Grenzflieger. Für dich war es der Einstieg? Wie das, – was konnte man wissen? Davon war in der Öffentlichkeit der DDR doch kaum was zu vernehmen?« stutzte Nussbaum.

»Ja, das war wie mit eurem Militär-Geheimdienst, von dessen Existenz der Normalbürger nichts wusste. Bei mir hängt es mit einem Freund zusammen, der zu der Zeit an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften in Berlin forschte – zur Arbeitskultur – und mit dem mich Gestaltungsprojekte auf dem Lande verbanden.

Diese GeWi-Akademie war so eine Denkfabrik, die direkt dem Zentralkomitee der herrschenden Partei unterstand, alle Seiten des gesellschaftlichen Lebens beleuchten und

Bilanz ziehen sollte. Wenn es ins Konzept passte und keine Tabus berührte, erwartete man von denen auch Strategievorschläge für die weitere Entwicklung.

Da habe ich damals einige ernsthafte Forscher kennengelernt. Die hatten quasi Gedankenfreiheit, solange es nicht um die führende Rolle der Arbeiterklasse und ihrer Partei ging, denn da wurde es dogmatisch, oder gefährlich, wenn man zu weit ging – schon mit den Fragen, die ja am Anfang jedes ernst zu nehmenden wissenschaftlichen Diskurses stehen.

Dieser Freund jedenfalls erzählte mir Mitte Mai siebenundachtzig, vor dieser Tagung des Warschauer Paktes in Berlin, von Gorbatschows Abrüstungs-Strategie, der Beendigung des Kalten Krieges und der Deutschen Karte die da gespielt werden sollte – quasi, um dann mit der Wurst DDR den bundesdeutschen Hund von der NATO auf die Seite der Entspannung zu locken.«

Nussbaum durchblätterte die Listen, fuhr mit dem Finger darauf herum und notierte etwas. Oie schwieg gehemmt und fixierte ihn irritiert.

»Rede nur weiter – das ist auch ein Teil meiner Merkwürdigkeiten. Multitasking heißt das im Neusprech heutzutage, ist aber fast zwanghaft bei meinem Mehrkanal-Gehirn. Ich folge dir wirklich sehr aufmerksam.«

»Schön zu wissen, Samuel. – Also, das Ost-West-Verhältnis war ja zu dem Zeitpunkt durch die Raketenrüstung, die Rüstungs- und Nachrüstungs-Beschlüsse völlig verhärtet.

Diesen neuen strategischen Ansatz für die Entspannungspolitik hatten – Monate zuvor –, Vertreter der Akademie, von einer Reise zu einem Partner-Institut, aus Moskau mitgebracht.

Wir waren also gespannt, was dort passiert, zumal wir auch Opfer bringen mussten, denn wir kamen eine Woche lang nicht in unser Lieblings-Kaffee an der Spree, in eben dem Palasthotel. Du erinnerst dich an dieses schöne Haus, von den Schweden erbaut, am Dom, in ockerfarbenem Sandstein und Glas, das im öffentlichen Teil aus lauter Wohlfühlinseln in Kaffees und Restaurants bestand.«

»Ja ich erinnere mich an diesen schönen Ort. Ergebnis. – Aber was habt ihr dann als Ergebnis vernommen?«

»Nichts – jedenfalls stand in der Zeitung nur das übliche große Einvernehmen zwischen den Genossen, Bruder-Ländern und Verbündeten, und dass sie ihren Kampf für den Frieden und die Abrüstung fortsetzen wollen. Eben nur der übliche Propaganda-Nebel, nichts Konkretes. Mein Freund Alexander wusste auch nicht mehr.

Wir waren danach von der Trägheit des Systems wieder mal maßlos enttäuscht – geradezu deprimiert.

Den Kreml-Flug haben wir dabei nur am Rande registriert. Die mageren Pressezeilen und die kurze Video-Sequenz in den Abendnachrichten des West-Fernsehens kamen uns vor wie eine politisch angehauchte Zirkusnummer, die nichts mit der Perestroika zu tun haben konnte.

Als dann in den Folgetagen die oberste sowjetische

Militär-Führung entlassen wurde, hielten auch wir es für die Überreaktion einer blamierten Supermacht. Dass damit die mächtigen Hauptgegner der Perestroika ausgeschaltet werden sollten, wie du es jetzt sagst, war damals kein Thema – das konnte niemand ahnen. Es drang ja bis dahin nichts nach außen, über die Widerstände gegen die Perestroika in der Sowjetunion – schon gar nicht, wenn es Partei, Regierung, Armee und Geheimdienste betraf. Nichts drang nach außen in einem System, in dessen Hand sich alle öffentlichen Medien befanden.

Insofern siehst du mich jetzt überrascht, dass dieser Kreml-Flug solche politischen Hintergründe und Folgen haben sollte. Erstaunlich, wenn ich das nach so langer Zeit, von dir höre, auch wenn es Igor Antonow in seinem Brief mit seinem strategischen Zirkel erfasste. Das eben Erzählte weißt du genau, Samuel?«

»Hintergrund. – Eigentlich wusste ich anfangs auch nur, was in der Zeitung stand, nichts über den Hintergrund. Aber Igor Antonow hat damals in Ungarn einiges angedeutet von dieser erfolgreichen Operation. – Den Rest müssen wir herausfinden.

Ich glaube aber, wir müssen uns sehr beeilen, wenn ich unsere Falten so anschaue und die Leute auf den Listen sehe – mit ihren Funktionen damals und ihren Jahrgängen.

Rente. – Alle kurz vor oder in der Rente, schätze ich mal. Wer weiß, wen wir da noch lebend antreffen, zumal Igor die Listen vor sechs Jahren erstellt hat. Ich sehe, wie gesagt, einige Namen in Lettland und Russland, mit denen wir

anfangen sollten.«

»Jetzt gleich?« – wurde Oie spöttisch.

»Nein sofort – aber das Bier trinken wir noch aus«, brummelte Nussbaum, dessen trockener Humor Oie gefiel.

»Fotos. – Hast du Passfotos dabei Oie?«

»Na klar, ich habe immer alles Persönliche auf dem kleinen Stick hier im Portemonnaie.«

»Tadel. – Erster Tadel«, rüffelte Nussbaum überraschend, als der den Stick hervorkramte. »Ausgerechnet im zweitbesten Stück, auf das es jeder Taschendieb abgesehen hat. Wo du keine Chance hast, so schnell geht das – ausgerechnet dort bewahrst du deine vertraulichsten Daten auf – und sicher auch Igors Dateien?«

»Wo sonst?«, sagte Oie und schob Nussbaum den Stick rüber.

»Kleiner ging's wohl nicht?«, war dessen Kommentar, als er ihn mit spitzen Fingern an seinen Laptop steckte.

»Da – unter Bilder/Sonstiges liegen meine Passbilder.«

Nussbaum kopierte, nachdem sie ein passendes Bild ausgewählt hatten, und ordnete an: »Identität. – Du bekommst eine neue Identität, für alle Fälle – aber das dauert ein paar Tage. Dazu brauche ich deinen alten Pass, wegen der Visa-Stempel der letzten Jahre, denn der neue muss eine Legende bekommen, damit er nicht zu frisch wirkt.«

Oie schob seinen Pass zu Nussbaum über den Tisch.

»Familie. – In der Zwischenzeit kümmere dich mal ganz vorsichtig um deine Familie. Wir werden eine Weile auf

Reisen sein. Ich denke zunächst Riga und Moskau, das erscheint mir am Sinnvollsten.

Da wir bei den Russen für ein Touristen-Visum im Schnellverfahren drei Tage ansetzen müssen und der Pass-Spezialist auch ein paarTage braucht, starten wir am Donnerstag in einer Woche.

Telefon. – Schmeiß dein Telefon weg, telefoniere überhaupt nur kurz und nur von öffentlichen Apparaten aus – benutze keine Karten zum Bezahlen und gehe nicht ins Internet. Alles andere mache ich.

Ansonsten Funkstille. – Heute ist Dienstag. – Am Sonntag treffen wir uns und gehen in die Pilze. Wir brauchen Vorrat für unsere Reise.«

Oie staunte ob dieser kryptischen Anordnungen, fragte aber nicht weiter. Irgendwie vertraute er jetzt diesem merkwürdigen Menschen, obwohl er ihn kaum zu deuten wusste.

Diese autistische Mischung aus Musensohn, Wissenschaftler und Offizier war schon ein spannendes Phänomen, auf das er sich in seiner latenten Ratlosigkeit gerne einlassen wollte.

»Tanken. – Früh um neun Uhr, mit deinem Auto, aufgetankt, da wo du letztes Mal standest, gegenüber der Kneipe in Grünau.

Leg einen Hut auf die Ablage, wenn die Luft rein ist. – Ach so«, sagte er noch, »hier ist es günstig.«

Er steckte einen Mobilfunk-Stick in seinen Laptop und schaute nach Flug-Verbindungen Berlin-Riga am Donnerstag

der kommenden Woche. Sie fanden eine passende Verbindung am Morgen.

»Reise. – Die Reise mache ich klar, wenn ich sicher bin, dass die Pässe kommen!«

Sie zahlten und verließen das Kaffee-Haus.

Nussbaum hatte den Funk-Stick des Laptops in der Hand. – Er ließ ihn fallen, als sie über die Straße gingen, trat drehend rauf und schob ihn in den nächsten Gully.

»Alle?«, fragte Oie scherzhaft.

»Nö«, lächelte Nussbaum in sich hinein, »Verbrannt. – Wegen des Datenklaus im Polizeicomputer verbrannt.

Korb. – Und bring einen großen Korb mit am Sonntag Oie – und einen Rucksack.«

12 Dollar-Depot

Am Sonntag fuhr Oie zur verabredeten Zeit an Nussbaums Haus vorbei, sah den Engel im Fenster und hielt am Stellplatz. Nach fünf Minuten kam der Freund überraschenderweise von vorn auf ihn zu, sah den Hut auf der Ablage und stieg ein.

Nachdem er seinen Korb nebst Spazierstock und Feldspaten nach hinten auf den Rücksitz gelegt hatte, schaute er in Oies fragendes Gesicht: »Reine Luft. – Natürlich habe ich schon eine Runde gedreht, um zu sehen, ob die Luft rein ist.«

Oie dachte bei diesen Worten: »Mit soviel Umsicht kann uns wenig passieren«, und hoffte wieder einmal mehr, als er überschaute.»

Magdeburg. – Wir nehmen die Autobahn Richtung Magdeburg«, wies Nussbaum an.

Sie fuhren zum Autobahn-Zubringer.

»Hat deine Frau wieder Dienst, Samuel?«

»Pilze. – Nein, aber sie war froh, als ich ihr sagte, dass ich mit einem Freund in die Pilze fahre, und meinte nur: ›Schön – dann muss ich ja nicht mit und kann den ganzen Sonntag lesen.‹ Bücher. – Meine Frauist ein absoluter Bücherwurm.«

Als sie auf den südlichen Ring der Autobahn auffuhren und Oie Gas gab, fragte Nussbaum: »Frau. – Hast du dich mit deiner Frau getroffen – du hast doch eine?«

»Noch nicht – und ja«, lächelte Oie. »Eine ganz besondere – und meistens arbeiten wir zusammen.«

»Das geht?«, entgegnete Samuel spitz.

»Das geht schon. Wenn sich verschiedene gestalterische Talente treffen und ergänzen, ist das ideal. Projektweise nun schon seit zwanzig Jahren.«

»Freut mich zu hören«, lächelte Samuel. »Ich kann mir aber nicht vorstellen, mit meiner Frau zu operieren. Tempo. – Sie hat ein anderes Tempo und eine etwas andere Sicht auf die Dinge – sie zögert länger.

Du weist doch: Männer sagen – So! – und Frauen fragen – Oh? Sie sagt immer: Sie überlegt sorgfältig, da würde ich als Schnell-Denker schon loslegen und dann vielleicht zur Ordnung gerufen werden, und dieser Ruf würde jeden aus der Narkose wecken.«

Sie lachten.

»Allerdings«, wurde Nussbaum ironisch, »Kreuzworträtsel. – MeineFrau dachte und denkt, ich entwickle mathematische Modelle oder bessere Kreuzworträtsel. Das merke ich immer daran, dass sie, wenn sie bei so einem Rätsel nicht weiterweiß, zu mir kommt und sagt: ›Das musst du doch wissen, – so wie du tickst.‹

Sicher wollte sie auch nie genau wissen, bei welcher Truppe ich war. Sie hat nur mit bekommen dass ich, als die DDR aufhörte zu existieren, als Mathematiker und Hauptmann bei der Armee entlassen wurde. Meine Uniform hing dann ja zu Hause im Schrank.«

»So – Hauptmann in Uniform warst du?«

»Truppe. – Kein richtiger Truppenoffizier, obwohl wir ab und zu mal Kurzlehrgänge hatten in allem Möglichen – also Strategie, Taktik, Logistik – an dieser Aufklärungsschule in Klietz an der Elbe. Die hatte übrigens den poetischen Tarnnamen Pelzkragen.«

»Warum Pelzkragen?«, lächelte Oie versonnen, »klingt warm und edel, nicht nach Militär und Geheimdienst.«

»Warum das so war, wird wohl niemals zu klären sein. – Vielleicht weil man es sich dort nach Dienstschluss, in der Natur der Elb-Auen, so gut gehen lassen konnte – das war aber auch alles.

Praktisch ist dort für mich wenig Nutzen entstanden, denn es hatte mit unserer eigentlichen Arbeit, unserem Dienst als Kryptologen, nichts zu tun. Es war auch deshalb höchst lästig, weil unsere eigentlichenAufgaben für eine Karriere als Spezialist liegen blieben.«

»Karriere?«

»Erfolg. – Ist doch normal. Erfolg ist auch für einen Kryptologen der Schlüssel zur Zufriedenheit.

Meine Frau bemerkte das zum Beispiel sofort an meinem nervösen Agieren, wenn ich mich bei der Lösung eines kryptologischen Problems verrannt hatte.«

»Welche Erfolge konnte man haben als Kryptologe, wie wurde das bemessen – wie muss man sich das vorstellen?«

»Befördert. – Im Dienst wurden wir befördert, wenn wir wichtige Codes der NATO geknackt oder eine neue Kryptotechnik entworfen hatten, ansonsten wurde, wie bei den Waffen-Gattungen und Einheiten, gut, aber stur nach

Dienstgrad bezahlt. – Und das, obwohl unsereTruppe so wichtig war, quasi die Tarnkappen anfertigte, für den Militär-Geheimdienst und die Kommunikation der Armee.«

»Zu wichtig, um zu riskieren, dass jemand abwandert?«, – tönteOie.

»Nein«, brummte Nussbaum, »überhaupt nicht. Kollektiv. – Wir waren ein tolles Kollektiv, eine Handvoll Krypto-Fanatiker an der langen Leine. Schöne Arbeit – eine schöne Arbeit.«

»Und überwacht wart ihr doch sicher auch gut?«, wurde Oie ironisch.

»Stasi. – Ja, rein sachlich, von einer Einheit der Staatssicherheit als Objekt-sicherung und natürlich auch privat. Die misstrauten uns Militärs traditionell.

Geschichte. – Das kam aus der Gründungsgeschichte nach dem Krieg. Da ging der Militär-Geheimdienst schon mal eigene Wege in der Kommunikation – mit den Russen und auf deren Befehl. Aber genau so misstraute unser Militär-Apparat jedem Zivilisten – auch wenn er sich mal in Uniform und Lametta zeigte, wie die Staatssicherheit.

Nach der DDR-Gründung zog die Stasi die Militärische Spionageabwehr in ihre Zuständigkeit, denn der Standard-Militärspion war für diese Politische Polizei ein Zivilist aus dem Westen oder Bürger mit Westkontakten. Wo sie nicht rein sahen und woran sie nichts ändern konnten, war unsere enge Abstimmung mit dem sowjetischen Militär-Geheimdienst. Das NVA-Oberkommando unterstand ja in allen strategischen Fragen genauso der Führung der Sowjet-

Armee.«

»Ja«, brummte Oie ironisch, »auch in der NATO ist doch klar, dass die Amis der Chef sind, bei allen aufgeblasenen, so genannten Integrierten-Stäben.

Wie wurdet ihr denn auf eurer Dienststelle überwacht?«

»Wachkompanie. – Nur so eine Art Wachkompanie war da zu Gange. Unser extrem abgeschirmtes Rechenzentrum, an diesem ominösen, gewaltigen Hochbunker der Kommandozentrale – zur Tarnung und als Knautschzone gegen Nuklear-Schläge von einem mehrgeschossigen Bürogebäude umbaut – war Tabu-Bereich.

In diesen Krypto-Bereich sah auch fachlich keiner rein, denn da hatten wir die entsprechenden Verschlüsselungen für Datenbanken, Werkzeuge und Systeme selbst entworfen. Du kannst dir denken, dass da eigentlich nichts unzugänglich für mich war.«

»Was hätte denn für dich persönlich von Interesse sein können?«, hakte Oie listig nach.

»Hintergrund. – Nichts, weil es meist ohne Hintergrundwissen zu dem was da verschlüsselt wurde, gar nichts bringt. Aber einmal – im Herbst der Wende – hatte ich Dienst und wurde zu einem unserer Groß-Computer gerufen. Die Genossen standen davor und nichts lief mehr. Ich stellte mich daneben, beobachtete ihre unvollkommenen Versuche, sah den Fehler in der Systematik und entließ sie mit ihrer Ratlosigkeit in die Kantine – ihre Erschöpfung kompensieren. Ich bräuchte Ruhe, sagte ich. Als Hauptmann und Spezialist konnte ich das.

Neustart. – Dann habe ich nach einem Neustart die Dinge schnell zum Laufen gebracht. Zeit war genug und so schaute ich mich ungestört ein bisschen um.

Depots. – Da stieß ich in der speziell gesicherten Abteilung Rückwärtige Versorgung auf eine Liste von geheimen Depots, mit Munition, Not-Rationen, medizinischem Material und Devisen.

Vermerkt waren auch die Depotsummen in US-Dollar. Schnell war mir aus unseren kleinen operativen Schulungen klar, dass die da was verbuddelt hatten – für den Ernstfall.«

»Dollar und Ernstfall?«, hakte Oie ein. »Die gingen also davon aus, dass nicht gleich der Rubel die Siegerwährung sein würde?«

»Das könnte man natürlich auch schlussfolgern!«, lachte Nussbaum. »Dort, zu einem Depot, das ich mir gemerkt habe, fahren wir jetzt hin.«

»Wo ist das denn, wir sind schon hinter Magdeburg?«

»Im ehemaligen Westen bei Braunschweig, Richtung Bad Harzburg – im Eckertal.«

»Ohne GPS wird's sicher schwierig«, wandte Oie ein.

»Kopf. – Nicht doch«, wiegelte Nussbaum lächelnd ab. »Das GPS brauchen wir nicht und das hinterlässt Spuren. Ich habe alles komplett im Kopf – weißt du doch.«

»Was denn, die Karte mit der genauen Lage – nach zwanzig Jahren?«

»Na klar, einmal fokussiert und ich vergesse nichts. Kopieren mit Stick ging ja damals noch nicht.«

»Was hast du da gesehen, woran können wir uns nach so

langer Zeit orientieren?«

»Na die Karte vom Eckertal, die geografischen Koordinaten und ein vermessener Lageplan vom Ort, der mit dem Buchstaben D in einem Rechteck gekennzeichnet war – was Depot bedeutet.«

Sie fuhren eine weitere Stunde und Oie wurden langsam müde. Vor ihnen lag Bad Harzburg. »Links ab«, wies Nussbaum an, »geht's insEckertal.«

Nach einer weiteren Viertelstunde wurde Nussbaum lebendig: »Brücke. – Da vorn hinter der Brücke, am Bach rechts war schon damals ein Parkplatz – dort halten wir.«

Einige Autos standen schon dort und Oie manövrierte instinktiv in eine günstige Startposition.

Sie blieben sitzen und beobachteten die Umgebung.

»Bist du sicher, dass da noch was ist, nach über zwanzig Jahren und einer Karte auf einem Computer?«

»Klar doch, na klar«, kam es wie aus der Pistole geschossen. »Umgebettet. – Habe ich doch selbst umgebettet, gleich nach der Wende!«

»Was hast du?«

»Na umgebettet – ausgegraben und wieder eingegraben – wie auf Friedhöfen, wenn du so willst. Verlegt. – Als alles im Rausch der Grenzöffnung in den Westen reiste, fuhr ich mit meinem Lada vor dem ersten Schnee hierher, hob das Dollar-Depot aus und verlegte es, sodass am alten Platz nur noch logistisches Zeug blieb – und ansonsten eine Delle im Gelände!«

»Da werden die Genossen ganz schön gestaunt haben.«

»Geld. – Ja, das Geld war dann weg. Ich habe davon aber nie etwas genommen, war auch nie wieder da. Vielleicht wäre ich zur Rente hin gegangen, quasi als Abfindung für erlittenen Undank, trotz treuer und erfolgreicher Dienste. Jetzt werden wir etwas davon brauchen!«

»Wer war da undankbar, denkst du?«

»Denke. – Ich denke das nicht mehr nur, ich weiß es, nach über zwanzig Jahren, davon zehn Jahre privater historischer Studien und manch schlafloser Nächte.«

»Was weißt du?«

»Schrecken. – Meine und unsere Arbeit als Kryptologen war ein Stabilitätsanker im Gleichgewicht des Schreckens, eines Schreckens, der damals jederzeit Wirklichkeit werden konnte und den wir auszubremsen halfen. Einen Stellvertreterkrieg der Großmächte und ideologischen Kriegstreiber auf beiden Seiten.

Wüste. – Der hätte zwangsläufig vor allem auf deutschem Boden stattgefunden und nichts als eine atomar verseuchte Wüste hinterlassen. Stabilität. – Versteh mal Oie, Geheimdienstarbeit auf beiden Seiten war Teil der Stabilität, wenn du so willst, Teil einer Deeskalation und des Abbaus von Spannungen.«

»Mit dieser Ansicht hast du sicher nicht viele Freunde unter den einfachen Leuten, Samuel.«

»Da kannst du recht haben, Oie. Besonders aber politische Gegner wollen es so nicht sehen, auch um ihr Feindbild zu pflegen. Über Strategie und Kampfkraft des Westens wussten wir soviel, dass wir relativ sicher sein

konnten nicht überrascht zu werden – und die wussten auch ein bisschen was. Kamikaze. – Jedenfalls soviel, dass sie dem Osten keine Kamikaze-Aktion zutrauten.

Da verstehe ich nicht, dass man mich und meine Kollegen als vaterlandslose Gesellen, als Partei-Zombies darstellt, uns von Staats wegen als Offiziere die Ehre abschneidet – und sozial mit dem Renten-Recht abstraft, denn ein ehemaliger General bekommt im Pensionsalter soviel Rente wie ein Unteroffizier der Bundeswehr.

Fremde Streitkräfte. – Gedient in fremden Streitkräften heißt das offiziell. Das ist eine Ungeheuerlichkeit, die mir umso bewusster wird, je mehr Zeit vergeht.«

»Irgendwie typisch deutsch ist das Samuel – leider. Ich glaube, das hat seine Wurzeln schon in den Folgen des Dreißigjährigen Krieges, der Reformation und der Religionskriege. Es war in Deutschland immer ideologiezentriert, wurde auch immer von außen befeuert, war Instrument der Strategie des Teile und Herrsche in der so wichtigen Mitte Europas. Natürlich finden sich dann immer genügend Paladine der neuen Macht, die ihre Bedeutung aus Ausgrenzung, Hass und Rache herleiten – wohl auch, weil daraus wieder viele warme Pöstchen entstehen und sich so üppige persönliche Profite herausschlagen lassen.

Ich verstehe dich, Samuel – wie man Fachleute und Offiziere des Ostens nach der Wende oft pauschal behandelt hat, und was ich jetzt von dir höre, das geht auch gegen mein Gerechtigkeitsgefühl.«

Da nichts Auffälliges zu beobachten war, stiegen sie aus dem Wagen, atmeten durch und genossen die Waldluft im warmen Sommerwind, wie wenn sie das eben gehörte sinnlich konterkarieren und besänftigen wolle, – wie wenn der harzige Duft des Waldes den Ideologiemuff für alle Zeiten vertreiben könnte.

Oie fühlte sich immer besser, unter der souveränen Regie dieses aufrechten Offiziers, der voller Überraschungen zu sein schien

Einen breiten Forstweg aufwärts, gingen sie bis zu einer Gabelung, bogen links ein, hin zu einem Geländesprung mit ein paar Metern Findlings-Hangbefestigung – und liefen nach rechts einen Pfad hoch.

»Pilze. – Erst mal Pilze sammeln«, klopfte Nussbaum auf seinen Korb, »zur Tarnung!«

Schon auf den ersten Blick sprangen im Umfeld kleine Inseln von Speisepilzen ins Auge – und nach einer halben Stunde waren die Körbe randvoll.

Dann, an der Hangbefestigung zurück, stellte sich Nussbaum auf einen großen Eckstein. Er nordete sich mit einer Taschen-Uhr nach der Sonne ein und schickte Oie auf zwei Uhr in den Wald, mit derAnweisung, sich gelegentlich umzudrehen. Nussbaum peilte ihn an und gab mit einem Arm Zeichen, mal nach links und mal nach rechts, um Abweichungen zu kompensieren. Nach etwa hundert Metern stand Oie auf einem Geländesattel. Nussbaum bedeutete ihm stehen zu bleiben und kam zu ihm.

Die Bodenwelle flankierte einen Geländesprung von

einem halben Meter. Der Freund zeigte ihm eine kleine Senke auf der Rückseite: »Da. – Da war’s früher!«

»Und wo ist es jetzt?«

»Eiche. – Dreißig Meter weiter, auf zehn Uhr, hinter einer großen Eiche.«

Sie wendeten sich und schauten in die Richtung. Die Eiche war weg, wie der ganze Hochwald einen gepflegten und ausgeholzten Eindruck machte.

»So geht’s manchmal«, beruhigte Nussbaum. »Kleine Tiere. – Keine Panik, ich sehe noch den Stubben. Den lassen sie ja bei der neuen Art Wald-Bewirtschaftung häufig stehen – für die kleinen Tiere.«

»Wie wir?«, lächelte Oie.

»Wie wir«, lachte Nussbaum.

Sie näherten sich dem Stubben und in der Linie, zwei Meter weiter, zog Nussbaum aus seinem Wanderstock einen langen, sehr schlanken, florettähnlichen Metallstab.

»Suchen. – Der ist zum Suchen!«

Sprach’s, und begann sondierend in die Erde zu stechen.

»Stahl. – Das ist eine Sonderanfertigung – Spezialstahl – der bricht nie.«

Kaum hatte er das gesagt, stieß er in etwa einem halben Meter Tiefe auf ein Hindernis, das nicht klang, wie Stahl auf Steinen.

Jetzt erst nahm Oie den Klappspaten wahr, der an Nussbaums Gürtel hing. Der griff ihn und klappte aus.

»Abstand. – Oie du machst am besten eine Runde, in etwa hundert Meter Abstand um mich. – Hier hast du einen

Kuckuck.«

Er nahm einen kleinen, hohlen Blechkörper aus der Jacken-Tasche in die Hand, formte einen Trichter mit beiden Händen, blies hinein und ließ einen Kuckuck ins Geäst steigen: »Immer nach oben, wenn du was siehst, dass sich hier rumtreibt.«

Oie zog los und sah anfangs nur den Hochwald.

Nach einigen Minuten aber bemerkte er zwischen den Bäumen feine graue Bewegungen von zwei Menschen, die offensichtlich direkt auf sie zukamen.

Er schoss mehrmals den Kuckuck in die Baumkronen und war dann wieder ein Pilzsammler. Ein älteres Paar näherte sich, mit etwas unsicheren, tapsigen Schritten auf dem weichen Waldboden. Es war erfreut ihn zu sehen, denn ein Aufatmen und sanftes Rosa der Erleichterung überflog ihre Gesichter.

»Sind wir hier richtig zum Parkplatz?«, fragte der Alte.

Oie nickte und lächelte wissend, konnte sie jedoch schlecht einen Umweg schicken, denn der Parkplatz lag in Nussbaums Richtung. Deshalb schielte er rüber und sah den, vor seinem Korb sitzend, Pilze sortieren.

»Im Prinzip ja«, wies er die Richtung. »Geradeaus an meinem Freund vorbei bis zu einem steinernen Wall, dann nach links bis zum Forstweg und mit dem runter, da ist der Parkplatz. Ich bringe Sie ein Stück!«

»Oh danke, das ist ja schön«, sagte die alte Dame, »und wir dachten schon, wir hätten uns verlaufen. Unser GPS hat nämlich gerade den Betrieb eingestellt.«

»Na, da haben Sie aber Glück«, beruhigte Oie und begleitete die älteren Herrschaften in Richtung Waldausgang an Nussbaum vorbei. Der thronte auf einem kleinen Hügel, über den er seine Jacke gebreitet hatte, und putzte Pilze.

»Sie haben aber viel gefunden«, sagte die Alte im Vorbeigehen mit einem schnellen Blick auf Nussbaums Korb. »Ihr Freund ist wohlschon ein bisschen müde?«

»Nö«, witzelte Oie laut, »er hatte gestern eine schwere Feier und jetzt ist er halt noch platt.«

Die Alten lächelten und glaubten es. Im Hintergrund hustete Nussbaum so krächzendes Missfallen, dass es den Schritt der Dame fühlbar beschleunigte.

Als die Luft rein und Oie zurück war, erhob sich Nussbaum, tippte ihm auf die Brust und lächelte ironisch: »Altenwald. – So ein alter Wald und so viele alte Leute.«

Er nahm seine Jacke auf und Oie sah ein knietiefes, mannstarkes Loch, an dessen Boden sich ein braun-grüner Plastbehälter befand. Nussbaum stieß ihn mit dem Spaten noch ein wenig frei und hob ihn raus: Ein rundes Fässchen vom Format eines hohen Schnell-Kochtopfes. Nussbaum sah seinen zweifelnden Blick und sagte: »Sicher.– Kunststoff ist gammelfest und sicher gegen Minensuchgeräte.«

Oie musste das Fässchen festhalten, Nussbaum hing sich an den gezahnten Deckel und drehte ihn ab. Auf dem Rand befand sich eine intakte Gummidichtung – das Innere war trocken.

Sie schauten sich noch einmal um, lauschten in den Wald

und beförderten den Inhalt zutage. Unter Verbandsmaterial und Notrationen fanden sie mehrere eingeschweißte Geldschein-Bündel, soviel sah Oie durch die gelbliche, gealtert-blinde Kunststoff-Pelle.

Nussbaum nahm vier Bündel heraus, ließ alles andere im Containerund verschloss ihn wieder.

»Warum hast du noch vier Bündel drin gelassen?«, stutzte Oie.

»Später. – Mehr werden wir erst mal nicht brauchen. Der Rest ist für später. Auch für dich, falls ich ausfalle – die Hälfte gibst du in dem Fall meiner Frau!«

Ausfallen? – Als Oie das Wort hörte, war ihm auf einmal wieder klar, in welcher Sache sie hier unterwegs waren und dass das ja auch schief gehen konnte. Er dachte an Katharina, an seine Kinder und entschloss sich, noch vor der Abreise Einiges zu regeln.

Nussbaum hatte mittlerweile den Container versenkt und das Loch zugescharrt: »Tarnen. – Wir müssen die Erde festtreten und tarnen!«

Oie trat fest. Nussbaum holte aus der weiteren Umgebung Spatenweise Laub und Tannennadeln, um eine neue Oberschicht des Waldbodens zu simulieren. Anschließend harkte er vorsichtig mit Zweigen nach.

Dann machten sie sich mit den im Rucksack verstauten Geldbündeln auf den Weg zum Parkplatz.

Am Auto stellten sie die Pilzkörbe in den Kofferraum und schnitten die dicke Pelle der vier Bündel mit Nussbaums Jagdmesser auf.

»Zwanzigtausend. – Je zweieinhalbtausend Dollar wären das«, bilanzierte Nussbaum, »denn damals standen zwanzigtausend in der Datei.«

Beide lobten die Beständigkeit dieser eigentlich systemisch gefährdeten Währung, denn mit deponierten D-Mark in Zeiten des Euros hätten sie jetzt ein paar zusätzliche Probleme. Nussbaum erklärte: »Reise. – Das ist für unsere Reise gut, der Dollar wird besonders im Osten überall akzeptiert. Folgendes noch«, ordnete er an: »Zwei Bündel bei dir, zwei bei mir. Reisefertig machen, das heißt, ein Viertel in die Brieftasche, ein Viertel ins Handgepäck, ein Viertel in die Socken und die Reserve im Hosenbund platzieren. Schaffst du das?«

»Sicher«, lachte er, »als Deutscher Ingenieur kein Problem.«

Beide steckten ihre Bündel weg, stiegen ins Auto und fuhren zurück nach Berlin.

Es war schon Abend, als sie an Nussbaums Grünauer Kneipe ankamen und sich in den Biergarten setzten. »Pass. – Hier übrigens ist dein Pass«, sagte der, und hielt einen in der Hand, den er aufklappte und aus dem Oie hervorschaute.

»Otto Baumbach heißt du auf unserer Reise, wohnst in Lichtenberg und bist etwas blonder als jetzt mit Schnurrbart. Stell dich darauf ein.

Rente. – Unsere Pässe müssen am Montag früh in die Russische Botschaft – wie viel Rente soll ich denn in deine

Rentenbescheinigung eintragen?«

Oie schaute Nussbaum mit einem großen Fragezeichen an.

»Russen. – Na die Russen wollen eine Bescheinigung deiner wirtschaftlichen Potenz, damit du nicht dableibst und dem Staat auf derTasche liegst. Das ist eigentlich nur eine Retourkutsche auf die deutschen Visa-Bestimmungen. Eine Rentenbescheinigung ist am einfachsten nachzumachen. Wie viel? – Also wie viel?«

»Schreib 900 Euro rein, das klingt nicht zu reich, oder?«

»Gut. – Ist gut so, wir machen das mit 911,22 Euro, das ist deutscher und lässt sich gut merken. Bis Mittwoch bekommen wir dann Express-Visa ausgestellt.«

»Ganz schön eng«, gab er zu bedenken.

»Macht nichts«, beruhigte ihn Nussbaum.

»Nummern. – Ich habe ja Pass-Nummern und alle Angaben für die Tickets im Kopf. Wir haben keine Wahl, wenn man schon hinter dir her ist. Nächster Termin – Dienstag, gleiche Stelle!«

»Gleiche Welle«, bestätigte Oie lächelnd. Nussbaum schaute ratlos belustigt.

»Ein Funker-Spruch!«

»Funker?«

»Ja, das ist eine Geschichte aus meiner Zeit als Reservist in einer Richtfunk-Kompanie – vor dreißig Jahren in der Polenkrise. Die erzähle ich dir später mal. Mach’s gut, grüß unbekannterweise deine Frau Doktor und mach ihr eine schöne Pilzpfanne.«

Mit der Dunkelheit traf er bei seiner Schwester Maria ein, schenkte ihr die Pilze und platzierte sich mit einem Bier auf dem Sofa, wo er nach wenigen Minuten wegnickte.

Ein Ruf und der Duft gebratener Steinpilze mit Speck weckten ihnund stachen sofort in den Magen.

Beim Essen erzählte er dann von seiner schönen Pilz-Tour, ohne den Hintergrund zu erwähnen, und bat sie, am nächsten Tag von einer Telefon-Zelle vor ihrem Büro im Hauptbahnhof – und nur von dort – Katharina anzurufen. Sie solle ihr einen schönen Gruß von Julius ausrichten, ihm gehe es gut und er würde sie gern in ihrem alten Café sehen, – am Montag um achtzehn Uhr.

»Bitte nur das und meinen Namen nicht erwähnen – nur Julius und gleich wieder Auflegen!«

Maria reagierte leicht genervt: »Was heckst du da schon wieder aus?«

Oie log: »Die Steuerfahndung und private Ermittler suchen nach mir im Zusammenhang mit einer Firmenpleite, bei der ich Zeuge sein soll, wo ich aber gegen einen Freund aussagen müsste, – dass willl ich nicht.

Erst mal jedenfalls, bis sich die Aufregung gelegt hat und sein Anwalt wieder da ist. Bitte tu mir den Gefallen und ruf Katha an – Julius kennt nur sie. Der Reim heißt vollständig: Gruß und Kuss, dein Julius – aber bitte nur Julius!«

Seine Schwester schaute ihn ungläubig an, sah aber an seinem Gesicht die Dringlichkeit des Anliegens.

13 Katharina

Montagabend setzte sich Oie in eine Kneipe am Boxhagener Platz gegen über ihrem Lieblings-Café und nahm sich eine Zeitung.

Sorgfältig beobachtete er das Kommen und Gehen, einparkende Autos, wartende Autos und vorbeifahrende Auffälligkeiten.

Er war jetzt sicher, dass hier niemand auf ihn lauerte, und stellte sich fünf Minuten vor achtzehn Uhr in einen Hauseingang an der Kreuzung, an der man halten musste, bevor man hinüber in eine halbwegs erträgliche Parkzone kam.

Einige Minuten waren vergangen, da sah er Katharina in ihrem silbergrauen Golf heranrollen. Beim Stoppen des Wagens an der Kreuzung sprang Oie aus dem Hauseingang, riss die Beifahrertür auf und rief in das verdutzte Gesicht seiner Frau: »Schnell weiter, Katha!«, sprang hinein und schaute nach hinten.

Um die Ecke bog eine schwere Limousine, die hinter ihnen herrollte. Das konnte Zufall sein, aber Oie behielt sie misstrauisch über die Spiegel im Auge.

Verschreckt starrte Sie ihn an: »Wohin willst du?«

»Fahr erst mal ruhig um die Blöcke, Katha, da ist vielleicht einer hinter uns her.«

Als der Abstand haltende Verfolger nach der Block-Umfahrung immer noch anhänglich war, wurde Oie hektisch:

»Schneller, Katha, da folgt uns wirklich jemand!«

Katharina hatte für einige hundert Meter freie Fahrt auf der Boxhagener Straße und trat aufs Gaspedal.

Oie schaute nach hinten – der Abstand vergrößerte sich.

»Die nächste, am Kino, rechts«, rief er.

Katharina stieg in die Bremsen, bog in die Straße und sah sich einem Sperrmüll-Fahrzeug gegenüber, das langsam rückwärts aus einer Einfahrt rollte. Ein Müllwerker stand dahinter auf der Fahrbahn und dirigierte den Sperrmüller. Als er das Auto auf sich zu fahren sah, spranger instinktiv, fuchtelnd und fluchend zur Seite, und sie huschten durch, ohne dass der Müllwagen seine Rückwärtsfahrt stoppte.

Das war ihr Glück, denn als der Verfolger um die Ecke bog, das sah Oie an der aggressiven Lichthupe, war die Gasse versperrt und sie waren entkommen.

Er bat sie um ihr Telefon. Sie schaute ihn fragend an, aber er hatte es schon von der Ablage der Konsole geschnappt, den Akku abgeschobenund die SIM-Karte danebengelegt.

»Ist besser so, du wurdest offensichtlich verfolgt.«

Katharina kniff die Augen zusammen – wie vor einer Standpauke üblich – und legte dann los.

»Du hast mich so was von erschreckt und hast Glück, dass das mein alter Kiez ist. Irgendwo sonst hätte mich jetzt ganz sicher der Schlag getroffen.«

Oie entschuldigte sich für die Art des Überfalls, schwieg kurz, legte seinen Arm beruhigend auf den ihren und fragte dann absichtsvoll harmlos, wie es ihr denn gehe.

Das war ein Fehler, denn Katha wurde richtig wütend: »Rede nicht so einen Schwachsinn, das interessiert dich doch gar nicht. Lässt mich tagelang ohne Lebenszeichen und tauchst dann auf, als wenn nichts gewesen wäre. Die Wohnung in der Samariterstraße ist ausgebrannt, und nun noch so was!«

Oie schwieg betroffen schuldig.

Katharina war mittlerweile am Prenzlauer Berg, manövrierte sich durch die engen Straßen und parkte umständlich das Auto ein.

»Komm, da ist ein Libanese, zu dem ich schon lange mal wollte. Den hat man mir empfohlen und ich wäre gern mal mit dir hingegangen, nun verdirbt mir der Anlass ein bisschen die Laune.«

Sie gingen hinein und Oie suchte einen Platz, von dem aus er Straße und Eingang überblicken konnte. Katharina ging sich frisch machen, denn die schweißtreibende Verfolgungsjagd im überhitzten Berlin hatte ihr das blonde Haar an die Stirn geklebt.

Als sie zurückkam, hatte er vom Kellner schon Campari-Soda – mit viel Eis! – kommen lassen, denn es war Kathas Lieblings-Cocktail.

Der silbergraue Hosenanzug der Designerin im Außendienst war bei der Wetterlage nicht das Ideale, deshalb warf sie ihr Jackett lässig über den Stuhl daneben, setzte sich und fixierte den gegenüber sitzenden Gatten wie ein renitentes Kind.

Merkwürdigerweise nahm er in solch

spannungsgeladenen Augenblicken besonders wahr, wie schön sie ist, wie elegant und voller Ausstrahlung. Ein schlanker schmaler Kopf, eng stehende, grün-graue Augen und eine hohe Stirn, umspielt von halblangem Haar, gaben ihr klassisches Maß und Expressivität zugleich, wie das Oie sonst nur aus der Antikensammlung der Berliner Museen kannte.

Kathas Erscheinung hatte ihn vom ersten Augenblick an fasziniert, als sie ihm vor nun fast einem Vierteljahrhundert als Studentin der Gestaltung über den Weg lief. Dass aus der Liebe auf den ersten Blick über die Jahre auch seine Liebes-Göttin wurde, ließ ihn noch heute staunen. Jetzt lebten sie mit ihrer jüngsten Tochter vor den Toren der großen Stadt, in der Natur und in sinnlicher Harmonie, der die gemeinsamen Gestaltungsprojekte den Rhythmus und Rahmen gaben.

Eine Weile herrschte schweigendes Blättern in der Speisekarte.

Oie war unwohl, denn er hatte ihr wieder mal mehr Probleme gemacht, als ihm lieb war.

Sie waren jetzt über zwanzig Jahre verheiratet. Damals, am Anfang, wollte er eigentlich mit ihr zur Ruhe kommen, sich dem einfachen sinnlichen Leben widmen, Kinder haben und ihr gut tun. Aber wie die Erde hatte er einen heißen Kern, neigte zu unberechenbaren Eruptionen, besaß grüne sanfte, aber auch trocken-karstige Seiten. Er nannte sie zärtlich Katha und nur in der Öffentlichkeit, oder wenn er sauer war, Katharina.

Katha war sein Himmel und er wollte ihre feste, verlässliche Erde sein, von Anfang an. Für ihn war das bis heute so. Eigentlich aber – dessen war er sich in diesem Augenblick besonders bewusst – war er eine Zumutung.

Zuweilen als Mensch und besonders in seiner Rastlosigkeit als Gestalter. Doch er liebte sie über alles und glaubte, dass auch sie das wisse. Deshalb musste er die Situation jetzt plausibel erklären – aber wie?

Erst nachdem der Kellner die Bestellungen aufgenommen hatte, brach sie ihr verschnupftes Schweigen und legte los: »Was denkst dudir eigentlich?

Du entschuldigst dich bei mir für eine gewisse Zeit der Einkehr, wie du sagst, und das kenne ich ja, wenn du was ausbrütest. Aber diesmal dieses Chaos.

Deine Klause, meine so lieb gewordene alte Wohnung, ausgebrannt, mit allem. Dann der Besuch der Kripo wegen einer Sache in Franzfelde, bei deiner Ex. Irgendwie scheinst du mir aus dem Ruder gelaufen.«

Sie hatten die Jahre über – beim Segeln – die Sprache vermischt und aus dem Ruder laufen hieß: Schiff in Gefahr, alles neu justieren und gleichzeitig den Kurs wiederfinden. Damit lag sie unbewusst richtig.

»Albrecht, hörst du mir überhaupt zu?«

Er schreckte aus seinen Gedanken auf, die er noch immer nicht schlüssig ordnen konnte, denn was war wirklich wichtig? Katharina und seine Familie? – Ja sicher – aber auch das Geheimnis um denTod seines Bruders Otto und das Vermächtnis eines Freundes. – Und, nun ja – auch die

Verabredung mit Nussbaum.

Er wollte wirklich wissen, was dahintersteckte, hinter dieser kryptischen Liste von Igor Antonow und warum ihn deshalb jemand so gnadenlos verfolgte.

»Kriminalpolizei?«, fragte er wie abwesend.

»Ja – aus Berlin!«

Er schaltete: »Ist es nicht merkwürdig, dass die Polizei aus Berlin kommt, zu uns in einen ländlichen Vorort?«

Katharina stutzte: »Irgendwie sahen die auch nicht so schlampig leger aus wie beim Tatort. Die waren sehr seriös.«

»Und was wollten sie?«

»Weiß ich auch nicht so genau. Ich hoffe, du kannst mir das erklären!«, verzog Katharina heftig die Augenbrauen.

»Weiß ich nicht, weiß ich wirklich nicht – jedenfalls nicht so richtig. Ich komme da auch noch nicht mit – bin da in was rein geraten.«

Wohlriechende Speisen, hintergründig wirkend wie Valium, wurden vom Kellner auf den Tisch und ins Gespräch geschoben.

Heißhungrig, besänftigt – sich ablenkend – aßen sie. Oie mit dem Gefühl einer Henkersmahlzeit und Katha mit dem Wunsch ihre Stimmung aufzuhellen.

Das gelang nicht, denn sie stocherte nach kurzer Zeit zwischen Lamm und Auberginen wie eine Pathologin: »Franzfelde, bei deiner Ex, ist eingebrochen worden und ein unbekannter Toter lag da rum. Du bist nachweislich zu der Zeit in der Gegend gewesen, sagten die. Sie suchten dich als Zeugen und fragten, wo du bist.

Ich sagte, ich wüsste es nicht, und dass unsere Berliner Wohnung gerade ausgebrannt sei, – das wussten die aber schon.

Telefonisch könne ich dich auch nicht erreichen, vielleicht sei dein Akku wieder mal runter.

Die Kriminalen sagten nur, sie hätten es auch schon oft versucht und gingen dann wieder.

In der Berliner Wohnung sieht es wirklich grauselig aus. Überall Matsch von gewässerten, umher liegenden Papieren, – als wenn jemand die Wohnung durchsucht hätte.«

»Und angezündet«, schnaufte Oie, »weil sie nichts gefunden haben. Die einfachste Art Spuren zu verwischen. Ich habe dazu aber nur eine vage Ahnung, Katha, denn es könnte mit dem Brief eines alten Moskauer Freundes zusammenhängen und mit dem Tod von Otto.«

»Was, der ist tot? Seit zwanzig Jahren schwebt das über uns – woher weißt du das?«

»Eben aus einem letzten Brief – einem Vermächtnis dieses Freundes aus Russland. Mehr will ich dir besser nicht sagen.«

»Wieder deine alten Geheimgeschichten?«, fing Katha an sich erneut aufzuspulen. – »Ich habe dich immer gewarnt, weil ich befürchte, dass so was nicht gut ausgeht.«

»Versteh doch, es geht um meinen Bruder. – Maria ist ganz aufgelöst durch die Nachricht und ich kann auch nicht mehr ruhig schlafen. Ottos Freundin weiß auch noch nichts und ich habe Bedenken, es ihr überhaupt zu sagen, – es ist zu lange her.«

»Das mache ich, Albrecht. Wenn ich Gabriele beim Sport treffe, sitzen wir nachher manchmal auf ein Glas Wein zusammen und sie erzählt dann gerne. Sie hat ein Recht darauf, das mit Otto zu wissen, nach so vielen Jahren des Wartens und den ganzen Männergeschichten, die wohl immer daran gescheitert sind, dass sie ihn noch immer vermisst und irgendwie auf seine Rückkehr hofft. Aber was kann ich Gabriele dazu sagen, – was weißt du genau?«

»Nichts weiter, ich habe nur die eindeutige Aussage zu seinem Tod und erst mal nur einen Namen in Russland, der mehr wissen soll.

Mach dir keine Sorgen, Katha. Ich denke, mit meinen alten Freunden finde ich was zu den Hintergründen, denn du weißt ja«, wiegelte Oie mit gequältem Lächeln ab, »wir sind doch immer die Guten.«

Ihre Miene hellte sich für eine Sekunde erleichtert auf, aber sie forderte: »Dann geh doch zur Polizei und klär das mit Franzfelde auf!«

»Das geht nicht, sie sind hinter uns her und wir sind erst sicher, wenn ich – wenn wir – das aufgeklärt haben und Hintermänner kennen!«

»Lass mich da bloß raus, aber sag wenigstens der Versicherung, dass du nicht da warst und mit dem Brand in der Wohnung nichts zu tun hast. Du hast doch sicher Zeugen aus der Uckermark für die Zeit?«

»Die Versicherung war bei dir?«

»Natürlich – ist ja meine Wohnung!«

»Da kommt die Feuerwehr oder die Polizei, oder beide«,

entgegnete Oie, »aber nicht die Versicherung. Da muss man selber hingehen!«

Katharina stutzte: »Die fragten auch nur nach dem Versicherungsschein, schauten sich merkwürdig um und wollten wissen, wo sie dich erreichen können. Als ich sagte, dass ich es nicht wüsste, und dass ich der Vertragspartner sei, gaben sie mir ein Schadenformularund zogen wieder ab.«

»Hast du das Formular dabei?«

»Ja.« Sie kramte in ihrer unendlich großen Handtasche, holte eine Ledermappe heraus und entfaltete das Papier. Dabei bemerkte sie, dass es nicht von der Feuersozietät war, sondern ein kopiertes Schadensformular aus dem Internet, von einem anderen Versicherer.

»So was«, wunderte sie sich, »ich habe mir das in dem ganzen Chaos noch gar nicht richtig angesehen.«

»Da siehst du wieder mal – alles Gangster«, gewann Oie, der ahnte, aber nicht sagte, dass es irgendein Geheimdienst war, Oberwasser.

Die kannten also Katha, das beunruhigte ihn sehr, denn er wollte sie nicht in Gefahr bringen mit Dingen, mit denen sie niemals etwas zu tun hatte.

Katha war nie eine normale Ehefrau gewesen. Sie kam irgendwie sehr gut allein zurecht und brauchte ihn nicht ununterbrochen an ihrer Seite – auch als Gestalterin. Sie nahm sich ihre Freiheiten ebenso, wie sie ihm seine zugestand.

Aber eigentlich war es verwunderlich, dass sie nicht

manchmal tiefer bohrte. Sie ließ ihn einfach – und das war gut so, fand er.

Seine kleinen gelegentlichen Notlügen, vor allem über Teile seiner Vergangenheit, waren nicht so gut, wie er dachte, das fühlte er, wenn zufällig ein Gespräch dorthin driftete. Deshalb war es manchmal einfacher nichts zu sagen, als eine Geschichte zu erfinden, wenn er nicht ganz offen sein konnte.

»Siehst du«, versuchte er sie zu trösten, »es ist besser, wenn ich einige Zeit abtauche und versuche, da Licht rein zu bringen. Material und Verbündete habe ich bereits. Offiziell sind wir zum Angeln an der Ostsee und du weißt bitte sonst von nichts. Inoffiziell sind wir bei Hermannis in Riga. Du hast ja seine Telefon-Nummern. Benutze sie aber nur im absoluten Notfall und nicht über deine Telefone.«

»Wir?«, verzog Katharina zweifelnd die Augenbrauen.

»Ich bin mit einem Freund, Samuel Nussbaum, unterwegs den ich kürzlich, nach über dreißig Jahren wieder getroffen habe. Ein mit allen Wassern gewaschener Computer-Nerd.

Hier ist seine Festnetz-Nummer. Er wohnt in einem herrlichen Garten in Grünau und hat eine Frau die Ärztin ist. – Spätestens wenn wir zurück sind sollten wir sie mal besuchen.

Samuel Nussbaum will mir helfen, auch weil er sich noch auskennt in den kryptischen Hintergründen der Sowjetunion – damals als Otto von der Bildfläche verschwand.«

»Du alter Narr«, zweifelte Katha, »dein krankhafter Optimismus bringt dich noch einmal um. Denk daran, was

mit Otto geschehen ist.«

»Das will ich ja gerade wissen, und gedenke nicht, meine Ohren dabeizu lassen. Wenn doch«, sagte er scherzhaft und nahm ihre Hand, »dann verzeih mir und grüß meine wohlgeratenen Kinder, für die ich immer zu wenig Zeit hatte.

Mach’s gut – ich liebe dich – und gib unserer kleinen Elena ein Küsschen. Sag ihr, dass ich stolz auf sie bin und dass ich sie sehr vermisse. Versuche nicht mich zu erreichen – ich finde dich, wenn alles gut ist.«

Sie antwortete mit erstickender Stimme: »Mach’s gut mein Engelchen!«

Da wusste er, dass sie hinter ihm stand und ihm seine Kapriolen wieder einmal verzeihen konnte.

Er stand auf und ging, ohne sich noch einmal umzudrehen, denn er wollte nicht, dass Katha seine Träne sah. Und auch er konnte schon als kleiner Junge keine Mädchen weinen sehen. Dabei hatte er eine große Sehnsucht, sie zu trösten.

Aber er ging hinaus und schaute nicht zurück.

14 Reisevorbereitungen

Am Mittwoch gegen Abend fuhr er durch Berlin nach Grünau.

Er parkte abseits und ging zu Nussbaums Haus. Von drinnen erklang Klavier-Musik untermalt von einem Streicher. Er rasselte mit der Klingel und die Musik verstummte.

Samuel öffnete und legte einen Finger auf die Lippen: »Dienst. – Meine Frau ist da. Sie hat den Dienst getauscht mit einer Kollegin, – wie es manchmal so kommt. Also sei artig und gib Pfötchen!«

Oie nickte verständig und sie gingen hinein.

Nussbaums Frau kam ihnen entgegen: »Herzlich Willkommen«, gab sie ihm die Hand und legte gleich die zweite obendrauf: »Ich heiße Cornelia und muss die Gelegenheit nutzen, so schön warme Hände haben Sie.«

Oie schaute wohl etwas überrascht und sie lächelte bezaubernd: »Ich habe immer so kalte Hände, wahrscheinlich vom vielen Waschen im OP – da kann ich nicht widerstehen.«

Er zeigte sein Seidenfell: »Kein Problem, es ist mir eine Freude Frau Doktor, außerdem habe ich viel Übung als Handwärmer bei meiner Frau, die ist aber in einer ganz anderen Branche.«

»Samuel hat mich neulich richtig überrascht, denn die Pilze waren ganz vortrefflich, die er uns bereitet hat. Das

waren ja tolle Exemplare. Sie haben aber auch lange danach gesucht, wenn ich die Zeit sehe, die Sie gebraucht haben.«

Oie bedankte sich für die nette Begrüßung und erwähnte beiläufig, dass sie ja nur die besten Pilze mitgenommen hätten.

Sie gingen ins Wohnzimmer. Samuel bat ihn sich zu setzen und zeigte auf den Flügel: »Konzert. – Wir haben gerade noch ein bisschen geübt, ein neues Stück, das wir zum Weihnachtskonzert in der Klinik vortragen wollen. Da ist noch viel Zeit, aber so bleiben wir in Übung, meine Frau am Flügel und ich mit dem Cello.«

Cornelia Nussbaum ging in die Küche, nachdem Samuel ihr gesagt hatte, dass der Gast gerne einen Kaffee hätte – von den guten Bohnen aus dem Jemen.

»Schön«, freute sich Oie. »Schön, dass ich deine Frau mal kennen lerne.«

Nussbaum flüsterte: »Biergarten. – Alles klar soweit, wir gehen nachher noch ein Bier trinken. Es ist Fußball heute Abend auf dem Sportkanal. Den hat der da vorn am Biergarten.«

Aus der Küche roch es verführerisch. Cornelia Nussbaum kam mit drei großen Kaffees und Haferkeksen vom Lande, die sie empfahl.

»Soso« – begann sie, sich setzend: »Samuel hat mir schon ein bisschen was von ihren Plänen erzählt. Sie fahren also gemeinsam nach Riga. Ich war noch nie in Riga. Wir reisen

überhaupt wenig wegen meiner Dienste. – Chirurgen sind knapp und man muss sich richtig reinhängen, auch wenn man schon in die Jahre kommt.«

Oie antwortete schmeichelnd: »Wissen Sie, Frau Nussbaum, wenn ich mal auf den OP-Tisch muss, wünsche ich mir so eine charmante Frau Doktor wie Sie.«

»Oh danke«, lächelte sie. »Trotz unserer kühlrational berechnenden Zeiten sind das Vertrauen und der Glaube des Patienten an die Heilung für den Arzt ganz wichtig. Das ist beinahe so wichtig, wie der Glaube daran, dass einem der Lebenspartner gut tut. Das haben mir schon einige durch die Blume zu verstehen gegeben.«

»Männer. – Sicher alles Männer«, witzelte Nussbaum und man vernahm eine Spur Eifersucht in seiner Stimme.

Cornelia Nussbaum, eine Dame in den Fünfzigern, war eine aparte Erscheinung. Blond mit graublauen, wachen Augen und einem ovalen Gesicht, dem ein großwelliger, glänzender Bubikopf die Krone aufsetzte. Die wenigen sichtbaren Falten waren Oie aus vielen Gesichtern bekannt, die konzentriert arbeiten, schönen Lachfalten ähnlich - Glück und Zufriedenheit spiegelnd.

Nussbaums Frau saß in weißen Jeans und blau-weiß gestreifter Seidenbluse leger im Sessel. Sie spielte beim Reden ein wenig an einem Perlenarmband, das sie am linken Handgelenk trug. Als sie seinen Blick darauf wahrnahm, bemerkte sie: »Das ist von meiner Mutter – ein Erbstück. Ich halte damit in der Freizeit meine Finger flink. – Außerdem beruhigt es mich.«

Oie nahm es als Zeichen von Nervosität, in dem Wissen, dass sie ein paar Tage allein sein würde, ohne ihren Samuel – und er fühlte etwas von der tiefen Verbundenheit zwischen den beiden.

»Wann soll es denn genau losgehen?«, blickte sie zu Oie.

Der schaute zu Samuel. »Weiß ich nicht, Samuel ist der Reiseleiter.«

Der zuckte leicht zusammen und blinzelte mit den Augen.

Oie schaltete und schob nach: »Wir fahren zu meinem Studienkameraden nach Riga, der hat dort ein Ingenieur-Büro und eine Datscha auf dem Lande, außerdem ist er Segler.

Wir sind eingeladen, wollen ein bisschen über die Rigaer Bucht schippern und natürlich auch angeln. Ich habe aber Samuel gebeten, die Fahrt zu organisieren, weil er besser mit Computern kann.«

Samuel entspannte sich: »Donnerstag. – Donnerstagabend, um halb neun vom Zentralen Busbahnhof am Funkturm. – Flugtickets waren kurzfristig zu teuer. Das dauert mit dem Bus über zwanzig Stunden, aber wir sehen dadurch noch was von Land und Leuten.

Polen. – Durch Polen ist zwar finstere Nacht, aber es wird ja früh hell – in Litauen sind wir am Morgen und nachmittags in Riga.«

»Sehr schön«, zeigte sich Oie zu frieden: »Busreisen haben für mich ein visuelleres Tempo. Land und Leute nehme ich da als Film, der auf mich zu fährt und in den ich selektiv, dem Zauber der Bilder folgend, reinschaue. Das ist

für mich wie Landschafts- und Ethno-Kino. Schlimm ist es nur, wenn ich in Bahnzügen aus irgendeinem Grunde mit dem Rücken zur Fahrtrichtung sitzen muss. Dann habe ich das Gefühl, das Leben flieht vor mir und verweigert mir den Einblick.«

Sie tranken den Kaffee und Oie lobte die Haferkekse. Die Freunde wechselten Blicke wie Alles gesagt, da aber sprach Cornelia Nussbaum noch einen wunden Punkt an. Das merkte er am Blick ihres Gatten, der über seiner blassen Nase kneisterte: »Hat Ihnen Samuel gesagt, dass er leicht seekrank wird?«

»Nö, hat er nicht«, wiegelte Oie ab: »Ist auch nicht so wild – die richtige Ernährung macht es. Histaminarme Kost ist wichtig, das wissen Sie als Ärztin sicher. Außerdem ist mein Kumpel Hermannis ein alter Segler und hat sein Schiff so im Griff, dass keiner die Fische füttern muss. – Im Sommer ist eh kein Schaukelwetter – meistens jedenfalls.«

»Samuel braucht da ein bisschen Ihre Erfahrung«, versuchte sie es diplomatisch. »Wir sind mal eine Woche auf Kreuzfahrt gewesen, auf einem etwas kleineren Schiff in der Ägäis.

Da hat Samuel nichts von den feinen Speisen essen können. Er saß ständig auf dem Oberdeck, spielte Simultan-Schach mit vielen Leuten und trank nur Wasser. Dabei hat er – trotz grünem Gesicht – alle Partien gewonnen.«

»So ist das gut – frische Luft, eine straffe Beschäftigung und den Magen schonen. Das hat er instinktiv richtig gemacht.«

Samuel stand langsam auf und wandte sich an seine bessere Hälfte: »Üben. – Cornelia, wir können ja ein andermal weiter üben und morgen musst du wieder früh raus. Wir wollen noch ein bisschen Fußball gucken. Es ist heute eine Nachlese zur Fußball-WM. Da gehen wir besser in die Eckkneipe, dann bist du ungestört.«

»Das ist schon gut so«, lächelte Cornelia. »Aber das ist typisch Mann. Gerade ist die Weltmeisterschaft vorbei, bei der Samuel alle Spiele gesehen hat, und schon braucht es eine Nachlese.

Sei leise, wenn du nachher reinkommst, und iss nichts von dem fettigenZeug dort, du weißt, deine Galle ist nicht mehr die jüngste.«

»Alles nicht mehr, alles nicht mehr«, lachte Samuel. Er drückte ihr einen dicken Kuss auf die Wange, nahm lässig seine Jacke und ging voraus. Oie, von Cornelia zur Tür begleitet, bedankte sich bei Frau Doktor für die angenehme Zeit und den Kaffee, dann trabte er hinterher.

In der Kneipe setzten sie sich, mit etwas Entfernung und Blick auf die Leinwand, in die letzte Ecke, um dem Lärm der anderen Gäste im vollen Haus zu entgehen. Sie bestellten Bier nach Pilsner Art – wie Oie betonte. Der Wirt nickte wissend auf seinen mittlerweile bekannten Gast herab und Nussbaum zog die Reiseunterlagen aus seinem Jackett.

»Hier sind dein alter und dein neuer Pass – mit Russland-Visum.«

Oie schlug ihn auf. Wieder Otto Baumbach – und er selbst, irgendwie zeitgeistig verjüngt – mit blondierten

Haaren und leichtem Schnurrbart.

»Die Farbe ist aber nicht gut«, krittelte er. »Das sieht irgendwie schwul aus, das wollte ich schon letztes Mal sagen.«

»Wenn du weiter keine Sorgen hast«, gab sich Nussbaum leicht gereizt: »Färben. – Färben war angesagt. Am Computer war das die einfachste Übung. Die suchen einen Eisgrauen und den Schnurrbart hast du ja schon, so unrasiert wie du bist.

Viel schwieriger war es, den neuen Pass alt zu kriegen, verstehst du?

Der muss nämlich so aussehen wie das Datum, an dem er ausgestellt wurde, mit diversen Stempeln von Ein- und Ausreisen, das ist die hohe Schule. Das heißt dann für jeden Fahnder im Unterbewusstsein: - Oft geprüft und nicht beanstandet. – Capito?«

»Versteh schon, dann ist das ein Meisterwerk, wie ich vermute?«

»Beste Leute. – Von den besten Leuten, die wir hatten.

Probleme. – Die Probleme lagen woanders: Auf meiner Liste von älteren Herren, die ich schon vorige Woche bei der Verwaltung gecrackt habe und die in einer Gegend wohnen, in der man vielleicht weniger verreist, war die Auswahl bescheiden.

Otto. – Das mit dem Namen Otto ist selten, weil ich deinen zweiten Namen im Ausweis gelesen habe und Otto gut ist, damit du in diesen Bruchteilen von Sekunden richtig reagierst, wenn du von Zoll oder Grenze angesprochen wirst,

– ist dir das klar?

Dann habe ich das noch gegen gecheckt, habe mir einen Haufen Prospekte und einen Fragebogen zum Reiseverhalten aus einem Reisebüro mitgenommen und bin zum echten Otto Baumbach nach Lichtenberg gefahren.

In den Nachbarhäusern habe ich Reiseprospekte eingeworfenund mich zu ihm durchgearbeitet. Er war auch zu Hause. Ich schenkte ihm ein paar Prospekte und stellte einige Fragen zu seinen Reise-Gewohnheiten, mit Aussicht auf einen Gewinn. So hatte ich einige zusätzliche Informationen zu seinen letzten Reisen, die in keinem Zentralcomputer stehen. Mit aktuellen Reiseabsichten war es Gott sei Dank auch nicht weit her, denn auf die Frage, ob er in nächsterZeit etwas plane, antwortete er zutraulich: ›Nein, das geben meine Gesundheit und meine Kasse nicht her. Ich bin doch Rentner und habe auch noch so einige Hobbys.‹

Damit war klar, dass er uns nicht in die Quere kommt. Das Schlimmste wäre nämlich, sein Pass mit Namen, Geburtsdatum und Adresse ist ausgereist, und danach will noch einmal jemand ausreisen, mit der selben Identität.

Alarm. – Da schlägt jeder Zentralcomputer Alarm. Dann stehst du auf der ganz großen Fahndungsliste oder sitzt gleich fest.

Hier nimm, lerne die Angaben im Pass auswendig, auch die Nummer und die kleine Legende auf dem Zettel, die ich aus dem Original-Otto rausgekitzelt habe. Bewahre ihn sorgfältig auf, verstecke deinen alten Pass und alle

Dokumente, die dich auffliegen lassen könnten sicher, und komm morgen um halb acht zum Busbahnhof.

Ticket. – Hier ist das Ticket. Ich habe es bar bezahlt.«

Dann sagte Nussbaum noch: »Tarnung. – Wir kennen uns erst mal nicht, bis wir in Polen und sicher sind, dass uns niemand an den Hacken hängt. – Dann freunden wir uns an.«

Oie schaute Fragezeichen und murmelte: »Da habe ich in Anwesenheit deiner Frau nicht nachfragen wollen, - eigentlich wollten wir doch fliegen!«

»Polizei. – Ja, eigentlich, und der Preis war nicht entscheident, denn das ginge schneller. Ich hatte jedoch noch einmal in den Zentralcomputer der Polizei geschaut, als ich im Zentrum war. Diese Woche laufen verstärkt Rasterfahndungen, war ersichtlich.

Busch. – Irgendwas ist im Busch. Besonders scharf ist es natürlich immer auf den Flughäfen. Da müssen wir nicht unbedingt reinlaufen.«

Oie zeigte sich einverstanden: »Aber das mit dem Zentralcomputermusst du mir mal erklären – das frage ich mich schon die ganze Zeit. Sind die nicht doppelt und dreifach abgesichert?«

»Nerd. – Klar doch, bloß ich war ja mal Software-Entwickler oder Computer-Nerd, wie man das heute im Neusprech nennt. Ist zwar zwanzig Jahre her, aber ich halte mich fit.

Außerdem kenne ich deren Software-Sicherheitsarchitektur, denn die kommt größtenteils von ehemaligen Kameraden, die jetzt übereine private

Organisation im Dienste des Bundes stehen. Wenn du den systematischen Ansatz kennst, und wenn du das einmal geknackt hast, sind die Applikationen kein großes Problem mehr.

Programme. – Es werden zwar ständig neue Programme und Werkzeuge entwickelt, aber wenn man ein Freak ist und einen aufgeziegelten Rechner besitzt, macht es jede Menge Spaß – auch um zu sehen, was läuft. Eine Hürde ist lediglich dasTempo am Ort, wo ich mit dem Laptop arbeite. Ich gebe mir jetzt nur noch fünf Minuten Zeit, weil ich mit Stick höchst unregelmäßig und niemals vom gleichen Ort rein gehe – dann muss ich abgetaucht sein.«

»Ist beeindruckend für mich, das zu hören«, lächelte Oie versonnen.

»So, – Manöver«, fuhr Nussbaum mit militärischer Attitüde fort.

»Jetzt mal die wichtigen Dinge für unser Manöver. Ich gehe von ein bis zwei Wochen aus: Sturmgepäck. – Also leichtes Gepäck, Angelzeug, Wetterbekleidung, Wäsche zum Wechseln, damit wir nicht müffeln«, sagte er grinsend, »wenn wir die Hilfe von Damen brauchen oder beim Zoll stehen. Rasierzeug auch, für die gepflegte Erscheinung, und ein gutes Buch, da kann man sich auch mal hinter verstecken.

Stick. – Igor Antonows Datei habe ich mir zur Sicherheit neulich auf einen Stick gezogen. Bring deinen auch mit und verstecke ihn sorgfältig, am besten an der Gürtelschnalle – wegen der Metalldetektoren.«

Sie tranken ein zweites Bier, sahen die deutsche Mannschaft Tore produzieren – und freuten sich irgendwie auch auf die bevorstehende Reise. Als sie auseinander gingen, wies Nussbaum noch hörbar militärisch an: »Färben. – Morgen Vormittag ist Färben befohlen. Du musst unbedingt zu einem richtigen Friseur und dich blond färben lassen. Das Grau darf nicht mehr durchscheinen, dann muss man nicht so schnell nachfärben.«

Oie begriff jetzt, dass es vielleicht doch eine längere Reise werden könnte, und hatte so überhaupt kein Gefühl dafür, was sie erwarten würde.

Seit der Wende gab es für ihn lange keinen Grund mehr nach Russland zu reisen, und das von Weitem vernehmbare Chaos, Anfang der Neunzigerjahre, tat ein Übriges, ihm die Reiselust zu nehmen.

Nur die lettischen Umbrüche hatte er näher verfolgt, bei den Besuchen des Freundes in Riga und dessen gelegentliche Stippvisiten nach Deutschland. Es war deshalb beruhigend zu wissen, dass am Beginn der Expedition in Sachen Igor Antonows und Ottos, ein sanfter Start in Lettland stehen würde.

Das jedenfalls hoffte er als Berufsoptimist, auch um seine immer wieder aufflackernde Furcht – die Schwester der Ratlosigkeit – zu dämpfen.

15 Rudolfs CoCom-Geheimnis

Am Abend fuhr er zurück nach Blankenburg. Dort schliefen schon alle. Im Wohnzimmer fand er eine Flasche Bier undein paar Stullen auf einem Teller, sein Federbett lag auf derCouch.

Neben der Flasche lag ein Zettel: Lieber Albrecht, ich muss morgen wieder früh raus. Frühstücke mit Rudolf und gib auf dich Acht!

Mechanisch – wie einen Abspann – spulte er das Restprogramm herunter, ohne es bewusst wahrzunehmen, denn all sein Denken kreiste um seine Lage und die bescheidenen Aussichten, auch wenn er jetzt auf eine Mut machende Unterstützung durch Nussbaum rechnen konnte.

Selbst die auf einmal leere Bierflasche schien ihm wie ein Menetekel.

Er duschte, legte sich nieder und hatte erneut eine unruhige Nacht.

Im Traum war er in einen großen, schmalen, irgendwie bekannten Hafen geflohen, der ihn durch die hohen Speicher an Ventspils in Lettland erinnerte. Er war dort bis an die Kaje vor der Mole gekommen. Das Schiff, das ihn aufnehmen sollte, war noch nicht da und er wartete schon lange.

Merkwürdig geduckt schlichen Menschen vorbei, die ihn in der Sonnenfinsternis-Stimmung des Hafens verängstigt ansahen, als sei er Zombie.

Ein süßlicher Dunst von Blut stieg ihm in die Nase, so als

röche er die Essenz seines Lebens – wie einen warmen Hauch des Gewesen-Seins. An sich runter schauend, sah er den Grund: Eine schnell wachsende Blutlache, die, wie ein pulsierender Rohrbruch, schmerz- und lautlos aus seinen Schuhen quoll.

Noch ehe ihn das Grausen packen konnte, kam ein riesiger Gabelstapler, mit einem See-Container quer auf der Gabel, direkt auf ihn zu. Geräuschlos und geradlinig wie auf Schienen, auf Kollisionskurs – aber er konnte sich nicht rühren, er konnte nicht schreien und stand wie angeschweißt.

Als der Container ihn rammte und sein Herz explodierte, wachte er auf.

Neben ihm stand Rudolf und grinste herab: »Guten Morgen Albrecht, dich hat wohl im Traum ein Pferd getreten, so ein Gesicht hast du gemacht.«

»Morjen-Morjen«, stöhnte er, schweißnass und erleichtert.

»Komm rüber in die Küche, ich habe Frühstück gemacht.«

»Nee«, brummte Oie, »ich muss erst mal unter die Dusche. Das war ein fürchterlicher Traum eben.«

Rudolf sah ihm an, dass es nötig war: »Na dann warte ich halt und vergnüge mich mit der Zeitung.«

Oie kannte Rudolf seit ewigen Zeiten. Noch bevor der mit seiner Schwester verheiratet war, hatten sie zusammen Fußball gespielt. Er war jetzt Ende sechzig, von schlanker, gepflegter Gestalt, mittelgroß und hatte einen schmalen,

kantigen Kopf. Mit seinem weißen, welligen Haupthaar und dem kräftigen Schnurrbart konnte er als englischer Landadel durchgehen. Nun Rentner, spielte er ähnliche Rollen zuweilen als Komparse, bei historischen Filmproduktionen in den vorderen Reihen, da wo die Kamera die Glaubwürdigkeit der Szene abbilden muss.

Dem entsprach sein Naturell: er war die Ruhe selbst.

Als er frisch geduscht auftauchte, rief Rudolf: »Na also, kommt doch alles wieder ins Lot, oder? Erzähl mal – immer noch Probleme bei deinem Freund?«

Oie wiegelte ab: »Fast schon vergessen!«, und goss sich Kaffee mit soviel Schwung ein, dass er gerade noch vor dem Rand der Tasse zum Stoppen kam.

Während er dann ein Brötchen schmierte, erinnerte er sich, und ahnte hintergründig Zusammenhänge zu dem Thema, das nun sein Leben in Beschlag nehmen sollte: »Du Rudolf, hast du nicht mal angedeutet, wie in der alten Zeit CoCom-Embargo-Güter für die Sowjetunion umgeladen wurden, bei euch in der Firma?«

Rudolph schaute ungläubig ob der Frage und lehnte sich zurück:»Das interessiert dich?

Es ist so lange her, – und eigentlich durfte man nicht darüber reden.«

»Ja, das interessiert mich und auch Otto war damals an dem Thema interessiert, habe ich noch mitbekommen, bevor er nach Russland verschwand.«

»Ja, Albrecht, es war anfangs auch für mich nur ein Gerücht. Aber du kennst mich ja, vertrauensselig, winterhart

und enttäuschungsfest, wie wir Ossis halt so sind. Ich habe mir nichts Böses dabei gedacht – und es fing ja auch ganz harmlos an.«

Oie goss sich Kaffee nach und hörte jetzt genau hin: »Was?«

»Das ist fast fünfundzwanzig Jahre her: Eines Nachts, ich hatte Dienst bei AUTO-SPED für die internationalen Speditionen – und die kamen ja oft unangekündigt, wie sie wollten.

Da wurde ich in einen Bereich gebeten, der mit großem Zaun und Stacheldraht begrenzt war, eine neue Halle hatte und von dem man munkelte, dass dort Dinge umgeschlagen würden, die man aus den West-Katalogen der Versandhäuser oder aus dem Intershop kannte.

Die in der Halle hatten Probleme mit einem elektrischen Stapler, der so klein und wendig war, dass er im Koffer der Sattelschlepper manövrieren konnte.

Der war auch aus dem Westen, wurde nur in dieser Halle eingesetzt und funktionierte nicht mehr, so die telefonische Information an mich, – mit der Bitte um Hilfe. Der Diensthabende unserer Firma aus diesem Sonderbereich kam auch gleich mit zwei Herren, die mir nicht vorgestellt wurden.

Man nahm mich in die Mitte und uns wurde aufgeschlossen. Ich hatte meinen technischen Notarztkoffer dabei, also alles, was man so braucht, um Elektrik und Hydraulik zu prüfen und vielleicht auf Vordermann zu bringen.

In der großen Halle liefen wir zu zwei Lkws, die Arsch an Arsch standen und aus deren Innerem ich Stimmen hörte.«

Oie goss Rudolf Kaffee nach, denn der war völlig eingetaucht in die Geschichte.

»Der uns begleitende Diensthabende ließ einen LKW vorrücken und ich konnte aufsteigen. Den Typ West-Stapler auf der Ladefläche kannte ich nicht, aber die falschen großen Brüder, die bulgarischen Klone oder Lizenzen, die bei uns fuhren, und die an gewissen Stellen immer wieder anfällig waren. Da sah ich Analogien und kannte mich ein bisschen aus.

Auf die Frage, ob ich das hinkriegen würde, sagte ich deshalb spaßhaft: Ein Deutscher Ingenieur kann alles – und es war dann auch, wie erwartet, nur ein Kurzschluss in der Elektronik der Sicherheits-Schaltung, die man überbrücken konnte. Damit ging zwar die Rundum-Warnleuchte nicht mehr, aber man konnte weiterarbeiten.

Meine freundliche Frage am Schluss, was denn da so Schönes verladen würde, von Österreich in die Sowjetunion, denn das hatte ich an den Autokennzeichen erkannt, ließ die anwesenden Genossen aufhorchen und wurde nicht beantwortet. IBM-Computer stand auf den größten Kisten. Das war zwar übermalt, aber so schlecht, dass es noch zu lesen war. Auf den anderen Kisten stand Bosch, Siemens und Kugel-Fischer.

›Darüber sprechen wir später, aber ich bitte um absolute Vertraulichkeit‹, sagte der Diensthabende darauf und brachte mich zum Tor.«

Oie hatte inzwischen genug gegessen, um nicht aus dem Leim zu gehen und lehnte sich mit dem Kaffee zurück: »Und wie ging es weiter?«

»Schon zur nächsten Nachtschicht tauchten die zwei namenlosen Herren wieder auf, baten mich in mein Büro, schickten meinen Fahrzeugmeister raus und nahmen die Telefonhörer ab. Da war mir klar, die sind von der Staatssicherheit.

›Herr Eckmann‹, sagte der eine, in scharfem Ton, ›Sie haben uns da gestern sehr geholfen, aber etwas erfahren, was keiner wissen darf. Haben Sie mit irgendjemandem darüber gesprochen?‹ – › Nein‹, sagte ich natürlich, › was ist denn daran so geheimnisvoll?‹

›Um gleich Klarheit zu schaffen‹, mischte sich der andere ein, der offensichtlich der Vorgesetzte war. ›Das sind Versorgungsgüter, die der Westen auf die CoCom-Embargolisten gesetzt hat, um uns zu schaden, verstehen Sie?‹

Ich schaute als Ossi wahrscheinlich so rätselhaft, wie diese Argumentation sich anhörte, denn von CoCom hatte ich noch nie gehört, sodass der Erste nachsetzte: ›Herr Eckmann, es geht um den Frieden, das wissen Sie doch – der imperialistische Klassenfeind nutzt jede Schwäche, um uns zu schaden.‹

Darauf wollte ich schon fragen, wo wir denn in unserem perfekten Sozialismus Schwächen hätten – und ob ich da geholfen hatte, Stärken umzuladen – aber ich fühlte in diesem Augenblick, die Jungs sind humorlos.

›Hier‹, sagte der Vorgesetzte, ›ist eine Geheimhaltungserklärung, lesen Sie sich die sorgfältig durch!‹

Ich setzte mich an meinen Schreibtisch und las was von strengster Verschwiegenheit, auch gegenüber meiner Familie und der Androhung von Gefängnisstrafen wegen Landesverrats, sollte ich diese Verschwiegenheit brechen. Mir schwirrten etwas die Sinne, ich konnte in dem Moment auch nicht alles vollständig erfassen und fragte dann leichtsinnigerweise: Und wenn ich nicht unterschreibe? Vertraulichkeit steht ja schon in meinem Arbeitsvertrag und daran halte ich mich immer.

Die beiden schauten sich an, als hätten sie das erwartet. Der Vorgesetzte kniff die Augen und wurde breitmäulig-zischend: Diese besondere Geheimhaltungs-Verpflichtung gelte auch ohne Unterschrift. Nur dann hätte ich bis zum Lebensende Dienst auf einem Schrottplatz, die Großtante aus dem Westen dürfe nicht mehr einreisen, – und Maria würde aus der Reichsbahn-Zentrale zum Schichtdienst als Zugschaffner abkommandiert.

Da war mir klar, die ziehen alle Register – und ich unterschrieb. Von da an musste ich öfter beim Umladen, manchmal auch beim Übermalen der Marken und Kistenkennzeichen helfen – dafür bekam ich eine kleine Gehaltserhöhung.

Die Westtante aber erhielt merkwürdigerweise erst zur Wende wieder ein Visum zu Besuchszwecken.

Das ist die ganze Geschichte. Hat nie einer nachgefragt

und so hatte ich das fast vergessen. Lange nach der Wende habe ich aber ausführlich lesen können, welchen Umfang die CoCom-Listen hatten und was alles als Embargogut klassifiziert war, das heißt bei Strafe nicht in die Ostländer geliefert werden durfte.

Selbst die bivalenten Technologien, also mit denen man zum Beispiel Fein-Bleche für Waschmaschinen, aber vielleicht auch für Rüstungsgüter herstellen konnte, standen auf der Liste, das habe ich nachgelesen. Nicht nur Computer, Elektronik, Hydraulik, Steuerungstechnik, sondern alles, was irgendwie mit Prozesssteuerung zutun hatte und dem damaligen Stand der Technik entsprach. Da verstand ich als Ingenieur, dass mit dieser Art des Schwarzhandels von Embargogütern ein riesiges Geschäft für alle Beteiligten verbunden war und niemand von denen gezögert hätte, mich kaltstellen zu lassen, wenn ich mich nicht kooperativ verhalten hätte.

Auch war mir klar, warum die Jungs jede Nacht umgeladen haben, aber auch, dass es nur ein Tropfen auf den heißen Stein sein konnte, bei der Größe der technologischen Probleme, die jeder Ingenieur in der DDR und im Ostblock täglich im Vergleich mit dem Westen sah. Das ist die ganze Geschichte und es ist schön, dass mal jemand danach fragt, damit es nicht in Vergessenheit gerät – auch bei mir!«

Oie nickte zufrieden ob dieser skurrilen Geschichte aus der praktischen Wirtschaft im Kalten Krieg, und fügte sie intuitiv in das noch nebulöse Puzzle der Vor-Wende.

Dankend für das Frühstück erwähnte er beiläufig: »Ich gehe jetzt in die Stadt, noch was einkaufen, denn ich werde kurzfristig verreisen.«

»Wohin denn?«, zeigte sich Rudolph interessiert.

»Das habe ich schon gegenüber Maria angedeutet. Es geht nach Russland, ein Projekt – und auch um zu erfahren, was mit Otto geschehen ist. Mehr kann ich dir nicht sagen, bevor ich wieder da bin«, vertröstete er mit Verdruss in der Stimme, was hieß: Nachfragen zwecklos.

Am Nachmittag hatte er sich bei einer ihm bekannten Friseuse eine kräftige Blondierung verpassen lassen, die sie lächelnd mit der Frage auftrug, ob er auf Brautschau sei?

Schon unter Hochspannung wurde Oie grummelig: »Ja, na klar, im Altersheim. – Oder hätten Sie Zeit?«

Die prall-schöne Friseuse guckte durch den Spiegel auf ihn, wie auf ein verwelktes Sonderangebot im Gemüseregal und lachte. Er schaute verwegen zurück: »Wissen sie nicht – je oller, je doller?«

Die Friseuse wurde dann einsilbig und auch er hatte bei dem ungewohnten Vorgang nichts mehr vorzubringen. Irgendwie fühlte er sich unter dieser Färbeprozedur eben doch wie beim Schwulenfasching und versuchte umso mehr daran zu denken, was jetzt wirklich wichtig war, und bei seiner Reiseausstattung nicht vergessen werden durfte.

Als die Friseuse den Handspiegel schwenkte, schaute er verblüfft auf das Resultat: Irgendwie sah er nun aus wie der

kleine Blonde mit dem großen Schuh, und der nach Tagen schon sichtbare Schnurrbart tat ein Übriges. Die Tarnung war perfekt – mit Sonnenbrille erkannte er sich selbst kaum wieder.

Er verließ den Salon mit der Reiseliste von Nussbaum im Kopf. Rasierzeug und Angel-Utensilien hatte er, etwas Wäsche musste er nochnachkaufen. Ebenso eine wetterfeste Jeans-Jacke mit vielen Taschen.

Einen neuen Rucksack erstand er im Outdoor-Laden, einen kleinenTrolley würde er von seinem Schwager borgen, – ebenso ein gutes Buch.

Vor der Abfahrt hatte er mit dem Telefon seiner Schwester noch eine SMS verschickt: Lieber Hermannis, alter Löwe. Wir sind nächste Woche in Lettland und würden gern bei euch vorbeischauen. Sind Freitag am Abend in Riga. Herzlich! Oie

Er fühlte sich gut gerüstet, verabschiedete sich nach kurzem Abendessen von Schwester und Schwager, die ob seines neuen Outfits denKopf schüttelten, und bat um äußerste Verschwiegenheit.

Mit seinem Schwager ging er noch auf den Boden des Hauses und deponierte dort seine Papiere, hinter einem Dachsparren – mit der Begründung, er habe ein Doppel dabei.

Teil III: Lettische Geschichten: Der Kreml-Flug – Operation Prelomlenie (Lichtbrechung)

Die Wahrheit erzählen,
das ist der größte Witz der Geschichte.
G.B. Shaw

16 Zweimal Riga

Eine Flucht nach vorn mochte Oie sich nicht eingestehen. Es war wohl mehr ein Ungewohntes, treibendes Reisefieber, als er am Donnerstagabend, lange vor der Zeit losfuhr. – Schon das Abtauchen in die S-Bahn zum Funkturm hatte was von Tarnung im Schwarm und Entfliehen vor etwas Unfassbarem, Drohendem.

Bedrückendes Gewusel am überfüllten Zentralen Busbahnhof war dann wie ein Sprung vom Regen in die Traufe, denn in jeder Menge chaotisch flutender Touristen waren einige dubiose, lauernde Gestalten, denen er auf den ersten Blick alles zutraute.

Oie zwang sich ruhig zu bleiben, lehnte sich mit dem Rücken an eine große Trennwand des Terminals und beobachtete die Abfertigung zweier Busse mit aufgeregt schwatzenden Jugendgruppen.

Dann wurde der Fernbus nach Riga zur Abfahrt bereitgestellt und die ersten stiegen ein, um sich die besten Plätze zu sichern. An der Tür stand der Busfahrer und kontrollierte die Tickets. Nussbaum war noch nicht zu sehen und wieder einmal kamen Zweifel in Oie auf, ob er nicht auf dem Holzweg sei.

Was konnte er überhaupt erreichen, mit diesem diffusen Start in den Nebel der Geschichte, der jetzt mehr eine Flucht war? – Vor allem aber, wo standen Fallen, und wo drohten Abgründe?

Nichts war klar. Ob sie jemanden von Igor Antonows Liste treffen würden, besonders den erwähnten Ossipow, wegen seines verschollenen Bruders, war nach nunmehr sechs Jahren höchst ungewiss. Daran hing aber alles, was ihm persönlich weiterhelfen konnte und wichtig erschien. – Einen anderen Ansatz sah er noch nicht, nur Namen auf Listen. Vielleicht konnte Hermannis in Riga weiterhelfen, denn schon die erste Adresse in Lettland, vom bezeichneten Oberst Kiparsky, stimmte nicht mehr. So hatte er es von Nussbaum erfahren, den aber dieser Stand der Recherche nicht aus der Ruhe zu bringen schien.

‚Wir brauchen bei dieser Operation vor allem einen langen Atem, eine perfekte Logistik und immer auch einen Rückzugsplan', war Nussbaums optimistisch abwiegelnder Leitsatz, wenn Oie sich anschickte, in Ratlosigkeit zu verfallen.

Eigentlich vertraute er, nach dem bisher gemeinsam Erlebten, auf Samuels Erfahrungen und Fähigkeiten, ohne sich jedoch sicher zu sein, denn er kannte ihn noch zu wenig. Wie würde dieser exotische Autist – dieser Feingeist mit den Cello-Händen – agieren, wenn die ersten Probleme auftauchten?

Jetzt war so ein Punkt. Samuel kam nicht und das beunruhigte ihn, denn Nussbaum war bisher ein Muster an Pünktlichkeit.

Zögernd und irgendwie genervt, da die Abfahrt des Busses schon mehrfach aufgerufen wurde, trat er von einem Fuß auf den anderen, da sah er aus Richtung S-Bahn einen

Mann heran hasten, der vom Gangbild nur der Freund sein konnte.

Erleichtert checkte Oie beim Türsteher ein, der seine Fahrkarte und den Pass prüfte.

Um den Einstieg zu verzögern, umging er den zweiten Service-Mann und stapelte seine Angelruten-Tasche so lange und umständlich auf den Kofferberg, bis Nussbaum mit fliegenden Rockschößen herangekommen war.

Der hatte nun kürzeres, silbriges Haar, eine filigrane Brille mit Sonnen-Klappgläsern und eine dunkle Baskenmütze – er war völlig verändert.

Oie erblickend machte er eine eindeutige Kopfbewegung – der stieg ein und vernahm hinter sich: »Ersatzverkehr. – Entschuldigen Sie bitte meine Unpünktlichkeit, aber auf dem S-Bahn-Ring war Schienen-Ersatzverkehr!«

»Ist ja noch mal gut gegangen«, beruhigte der Servicemann: »Sie waren der Letzte auf meiner Liste. Ich hätte Sie auch gleich ausrufen lassen, denn manchmal sitzen gerade ältere Herrschaften hier irgendwo zwischen den vielen Bussen herum und kriegen gar nicht mit, dass der Ihre schon bereitsteht.

Herzlich willkommen, Herr Mendel, darf ich ihre Dokumente sehen?«

Nussbaum reichte ihm seine Papiere, schob seine Reisetasche nebst Angelsack in den Gepäck-Keller und stieg in den halb leeren Bus.

Der seefeste Oie saß hinten rechts auf der letzten Bank. Nussbaum setzte sich drei Reihen links davor, ohne ihn eines

Blickes zu würdigen.

Pünktlich um halb neun fuhr der Bus auf die Stadtautobahn, übers Schönefelder Kreuz, Richtung Osten nach Frankfurt an der Oder. Auf der Strecke wurde es dämmrig und der Odem der Großstadt, den der Bus noch mitschleppte, wandelte sich für Oie in einen ländlich frischen Hauch von Reisen und Abenteuer.

Von den Feldern hereinwehend, irgendwie feucht-strohig – wie auf den Strohsäcken im Mauer-Ferienlager seiner Kindheit.

Das erinnerte ihn wieder an Daisy, den toten Schulfreund, der es, gequält vom vorletzten Stadium des Krebs, noch unternommen hatte, zu seinen Wurzeln zu reisen – nach Ostpreußen – dahin wo seine Vorfahren herkamen.

Sollte er heil aus dieser Sache mit Otto und Antonow rauskommen, gelobte er, endlich nach Schlesien und Pommern zu reisen, in die Heimat seiner Eltern. – Beim Anblick der vorbei rauschenden Brandenburgischen Landschaft war er dazu merkwürdig tief entschlossen.

Als Oie nach Stunden aus unruhigem Schlummer aufwachte, fuhren sie gerade in den Busbahnhof von Posen ein. Der Reisebegleiter sprach mit leiser Stimme ins Mikrofon: »Hier halten wir für eine halbe Stunde. Sie können sich die Beine vertreten oder dort an den Kiosken etwas einkaufen. Da befinden sich auch die Toiletten und Duschen.

Ich bitte Sie pünktlich wieder hier zu sein, sowie sich bei mir ab- und anzumelden, damit wir nicht aus Versehen ohne sie weiterfahren.«

Oie meldete sich ab und stieg aus, wobei er den vor der Tür stehenden Nussbaum neckisch streifte und laut »Entschuldigen Sie bitte!«, brummte.

Als er dann etwas abseits auf den Busbahnhof stand, sich dehnte und die Beine vertrat, kam Samuel langsam herüber.

»Und«, fragte er laut, »auch aus Berlin?«

»Ja, Blankenburg – und Sie, wenn ich fragen darf?«

»Aus Köpenick«, entgegnete Nussbaum, und leise flüsternd: »Lichtenberg.– Lichtenberg bitte – steht so in deinem Pass!«

Oie korrigierte sich dann mit laut-fröhlichem Ton: »Bei uns in Lichtenberg ist es um diese Zeit heiß und staubig. Da fahre ich mal zu meinem Freund nach Riga zum Angeln.«

»Angeln? – Darf ich mich auch als Sportsfreund bekannt machen: Mendel. Felix Mendel aus Köpenick.«

»Angenehm einen Angler schon hier zu treffen. Darf ich mich vorstellen: Otto Baumbach.«

Sie begannen dann, mehr zum Spaß, ein etwas zu lautes, theatralisch-amüsiertes Gespräch über Fische und Angelreviere, die sie schon bereist hatten, sodass am Ende der Pause die Umstehenden annehmen konnten, da hätten sich zwei Brüder im Geiste gefunden.

Beim Einsteigen sagte Oie zu Nussbaum: »Herr Mendel, möchten Sie nicht zu mir nach hinten kommen. Da ist noch Platz und ich würde mich freuen, wenn wir uns noch

unterhalten könnten.«

Der durch die Zugestiegenen jetzt besser gefüllte Bus fuhr an, das Licht ging aus und alle Reisenden schoben sich zu Recht, um des Morgens nicht allzu gerädert zu sein.

Die Freunde führten noch ein vernehmbares, abschwellendes Gespräch über den Hecht und die Kunst, ihn zu fangen, dann rutschten auch sie in ihre Sitze und schwiegen, um die Nacht-Ruhe im Busnicht zu stören und nicht weiter aufzufallen.

Der Linienbus ruckelte durch den Stadtverkehr, brummte dann aber auf der Strecke wie befreit – und die Windgeräusche brausten, im Spiegelbild der Größe entgegen kommender, vorbei schießender Fahrzeuge auf und ab. Sie waren flott unterwegs, am Morgen bereits in Warschau und gegen Mittag an der Litauischen Grenze. Hier hielten sie und der Reiseleiter zeigte den Beamten die Passagierliste zur Kontrolle.

Beim Busdurchgang eines Offiziers vermied Oie jeden Blickkontakt und las, wie abwesend, in einem Buch seines Schwagers. Mit dem Kontrolleur wehte ein warmer Geruch von Grenze herein, etwas von Erleichterung und Hoffen, aber auch von Unsicherheit und Angst, was er seit Jahrzehnten von jedem Wechsel über Landesgrenzen kannte, – was ihn aber jetzt gedanklich lähmte.

Dieser Grenzgeruch wurde auf einmal zum Indikator, wie weit er sich schon aus dem Fenster gelehnt hatte – wie weit er sich schon vom rettenden Ufer entfernt hatte – und das beunruhigte ihn.

Auch das eindringlich in die Nase stechende, fremde Revier, denn mit jedem Passagierwechsel Richtung Osten roch es im Bus mehr nach Leberwurst, billigem Schnaps und Schweiß, der sich über die ungewaschenen Stunden, wie ein konservierender Film, auf die Haut legte.

Der Reisebus nahm Fahrt auf und die Freunde dösten vor sich hin. In Oie jedoch wuchs in den verholperten Kringeln der Gedanken erneut ein Fragezeichen, zu seinem ihm so unverhofft zugewachsenen Reisebegleiter – oder war Nussbaum schon der kommandierende Offizier? Irgendwie passte das alles nicht: der Musiker, der Kryptologe mit dem unverkennbaren Spleen, dann auch diese ominöse Dienststelle, und Antonows Liste mit dem unterstrichenen Nussbaum.

Er entschloss sich zu fragen: »Sag mal Samuel, wie kamst du eigentlich zum Militär-Geheimdienst oder zur Abwehr, wie du immer betonst?«

»Geschichte. – Das ist keine kurze Geschichte«, antwortete Nussbaum zögernd. Er schaute nach vorn, zwei Reihen vor ihnen waren unbesetzt und der Bus rauschte im Fahrtwind. Trotzdem beugte er sich etwas herüber und sprach gedämpft.

»Legende. – Noch vor zwanzig Jahren hätte ich dir in so einer Situation eine Legende auftischen müssen und bestreiten, dass ich irgendetwas damit zu tun habe. Das ist ehernes Gesetz in allen Diensten. Aber nun haben wir den

seltenen Fall, dass sich alle Verpflichtungen in Luft aufgelöst haben, – was in unserer Organisation niemals jemand erwartet hätte.

Selbst im Vorfeld der Deutschen Einheit hofften unsere Leute noch, wir wechseln nur den Dienstherren und schwören auf die bundesrepublikanische Verfassung.«

»Ist ja auch Deutschland«, warf Oie grinsend ein.

»Ja, aber der Reihe nach: Nachdem ich Mitte der Achtzigerjahre als Kryptologe und Leutnant Richard Rechner angefangen hatte, wurde im Früh-Sommer siebenundachtzig beim Militär-Geheimdienst, also in unserem Mathematisch-Physikalischen Institut in Berlin, eine außerordentliche Politschulung zum Thema Perestroika – Wenn ja, warum nicht? - angesetzt.

Das war der damals kursierende Witz à la Radio Jerewan, weil wir wussten, dass der Apparat der Perestroika äußerst skeptisch und dann zunehmend feindlich gegenüberstand.

Vollversammlung. – Eine Vollversammlung unseres Institutes im großen Saal war anberaumt.

Ein Politoffizier hielt in Anwesenheit der Führung einen Vortrag darüber, dass die Perestroika ein sowjetisches Problem sei, dass uns das alles nichts anginge und man ja nicht renovieren müsse, wenn der Nachbar es tut.

Du erinnerst dich? Das war ja die von der Partei herausgegebene offizielle Lesart. Anschließend könne man Fragen stellen, hieß es im Vorfeld. Der Saal war brechend voll, da alle Mitarbeiter sich für dasThema interessierten und vielerlei Gerüchte über eine Öffnung und

Reorganisation der Gesellschaft in der DDR herumschwirrten.

Wir, in unserer Organisation, lebten ja auf einer abgeschirmt-privilegierten Insel. Aber jeder hatte durch seine Kontakte nach außen ein Gefühl für den fiebrig wallenden Ingrimm in der Bevölkerung, über die vielen ungelösten Probleme, und die zu beobachtende, wachsende Unsicherheit der kleinen und großen Fürsten im Systemder Herrschenden.«

»Und was kam da raus?«, zweifelte Oie.

»Jerewan. – Wie Radio Jerewan halt: Im Prinzip ja, – aber nicht bei uns!

Wir bräuchten keine Perestroika, keinen Umbau des Systems, weil sie ja auch in der großen Sowjetunion umstritten sei – besonders beim Militär. Da hatten die Sowjets aber gerade den kompletten Generalstab ausgewechselt, weil dieser Flieger auf dem Roten Platz gelandet war.«

»Neben dem Roten Platz«, kommentierte Oie. »Ich habe nachgelesen inzwischen.«

»Ist ja auch egal. – Jedenfalls ging es aus wie das Hornberger Schießen, mit dem ätzend gebetsmühlenartigen: Genossen, seid wachsam! Der Klassenfeind wird die Perestroika in der Sowjetunion gnadenlos für seine Aggressions-Politik nutzen. – Eben das Übliche.

Dann konnte gefragt werden und das ging gleich munter los: Warum man zur Perestroika hier dies lese und da das? Wobei sich alle sofort auf den Sputnik, dieses illustrierte

Hochglanz- Monatsmagazin aus der Sowjetunion zurückzogen, denn zugeben, dass man das aus den West-Medien hat, wäre der Grund für eine Degradierung gewesen.«

»Hast du auch was gefragt?«

»Ich? – Gar nichts, im Gegenteil«, lächelte Nussbaum unverhohlen.

»Zahlenbeitrag. – Ich bat ums Wort und hielt ungebeten einen kurzen, logisch aufgebauten Vortrag mit Zahlen, warum die Perestroika notwendig sei. Ich hatte mir vor allem die Liste der Fakten zu den wirtschaftlichen Ungereimtheiten gemerkt, die von Gorbatschow auf irgendeinem Parteikongress vorgetragen worden war. – Die Zeitung, wo das stand, hatte ich in einer Art Vorahnung aufgehoben und mitgebracht. Du weißt ja, bei meinem Gedächtnis hatte ich die Zahlen zwar alle parat, aber was ist das Gedächtnis eines Menschen im Vergleich zu diesem Haupt-Kampfblatt der Partei!

Die Zahlen zu den größten Problemen in Produktion und Versorgung hatten sie damals, ein Jahr zuvor, noch im Neuen Deutschland abgedruckt, weil sie glaubten, es beträfe nur die Sowjetunion. Aber diese Probleme gab’s ja auch bei uns. Diese kollektivistische Verantwortungslosigkeit, die mangelnde Effizienz, die lebensferne Zentralistische Planung und die Lähmung kreativer Eigeninitiative durch eine anmaßende Bürokratie auf vielen Gebieten – also für jeden sichtbar, eine Menge vergleichbarer Probleme zu unserer Mangelwirtschaft.«

»Und wie war die Reaktion darauf?«, konnte Oie einen Anflug von Ironie nicht verbergen.

»Beifall. – Der Saal klatschte schüchtern, am meisten hinten auf den Stehplätzen, wo man nicht so gesehen wurde. Bei den Raupenschleppern, die auf dem Podium saßen, wurden Blicke getauscht und genervte Grimassen geschnitten. Man merkte ihnen den Ärger an, – und dass das jetzt nicht so einfach werden würde, mit einer Antwort.

Der Politoffizier, ein Oberst, ging dann zum Angriff über: Woher ich denn, der Leutnant Rechner, schon so viel Weisheit hätte, und dass das alles nichts mit uns in der DDR zu tun habe. Da wedelte ich, als bildhafte Antwort und für alle sichtbar, mit diesem Altexemplar vom ND, dem Zentralorgan der Partei der Arbeiterklasse, wie die Zeitung sich machtbewusst nannte. Das machte ihn noch ärgerlicher: Die DDR sei stabil, rief er im Kommando-Ton und die Partei würde sich jeden Tag reformieren – auf jeder Versammlung von Genossen quasi!

Darauf folgten ein breit wieherndes Gelächter im Saal und ein paar hilflos-dämpfende Armbewegungen der Raupenschlepper.«

»Was geschah dann?«, fragte Oie amüsiert.

»Nichts! Der kommandierende General vertagte die weitere Aussprache. Lage. – Man müsse erst einmal die Lage gründlich klären.«

»Ist doch für einen Kommandeur, in so einer Situation, eine nachvollziehbare Einsicht oder?«

»Was sollte er auch sonst sagen?«

»Und keine Folgen?«

»Nein, nur dass auffallend freundliche Grüßen vieler Mitarbeiter in den Folgetagen. – Und dass sich auf unserem weitläufigen Gelände, auf dem ich in der Mittagspause gern einige Runden spazieren ging, um den Kopf durchzulüften, einige Tage später ein Oberst in Zivil zu mir gesellte. Gärtner. – Der hieß damals im Dienst Gärtner – mit Klarnamen Gros, wie wir auf unserer Liste neulich sehen konnten.«

»Ja, den hatte ich auch auf dem Schirm, habe mich aber nicht rangetraut.– Was wollte der?«

»Vorsichtig. – Der war, wie üblich in diesen Kreisen, ganz vorsichtig und sagte, dass er meine Argumentation bei der Versammlung gut fand, – den Realitäten ins Auge schauen, die Partei beim Wort zunehmen und so.

Wir unterhielten uns dann lange über das, was man so in den Zeitungen lesen konnte und vor allem, was zwischen den Zeilen stand. Das war ja die Hohe Schule jedes Intellektuellen in der DDR überhaupt. Kreml-Astrologie. – Dieser Volkssport war eine tägliche Übung und hieß, wie wir später feststellten, im Westen poetisch Kreml-Astrologie.

Vor allem aber sprachen wir dann über die Hoffnungen und Chancen der Perestroika. Man muss sich nur erinnern: Jeder, der sich um die produktive Entwicklung des Landes und um die Gesellschaft sorgte, legte in neu aufkommende Formulierungen Worte und Begrifflichkeiten, die irgendwie nach Fortschritt klangen, Hoffnungen auf eine konkrete Verbesserung, denn die gebetsmühlenartigen Propaganda-

Floskeln kannten wir schon zum Erbrechen auswendig.

Idealtheoretisch skizziert war alles, mit der sozialistischen Menschengemeinschaft, in der jeder des Anderen Freund ist und keiner in Not. Aber diese ätzende, wachsende Diskrepanz zwischen Propaganda und Wirklichkeit, diese Unaufrichtigkeit – besonders auf wirtschaftlichem Gebiet und an den kulminierenden Versorgungs-Engpässenzu spüren – das nervte alle klar denkenden Menschen, vor allem die verantwortlichen Fachleute.

Die eigentlich breit akzeptierten Ideale des Sozialismus, als gerechte und kulturvolle Gesellschaft, wurden doch durch die rigide, oft irrationale Bonzen-Herrschaft immer weiter ausgehöhlt.«

Nussbaum straffte sich auf seinem Sitz, wie zu einem inneren Appell.

»Vertraulichkeit. – Am Schluss wurde Oberst Gärtner dann konkret: Er würde mich gern öfter treffen, er sei von einer Spezialabteilung des Militär-Geheimdienstes und bat mich um absolute Vertraulichkeit.

Vor allem hatte er Interesse an meinen Fähigkeiten in der Kryptologie, wusste da schon einiges – aber nichts von meinen Verbindungen zu Igor Antonow seit meiner Studienzeit.

Er bekam dann später von mir, auf Antonows Anweisung, neueste Schlüssel und begriff erst da, dass ich als Spezialist schon längst im Boot war.

Das überraschte ihn sicher kaum, jedenfalls ließ er sich

nichts anmerken, denn nach den Spiel-Regeln der Konspiration war es professionell, so umsichtig vorzugehen.

Igor Antonow hatte mich ja schon im letzten Studienjahr an der Humboldt-Universität mit meinem speziellen Thema für die Kryptologiein die NVA geworben – und auch meine Rekrutierung als Mitarbeiter im Hintergrund organisiert.

Wie vielfältig und eng die Verflechtung zwischen den Militär-Geheimdiensten war, kannst du übrigens daran sehen, dass die Russen in unserem zentralen Objekt in Köpenick Büros hatten.

Nummern-Freunde. – Ohne Namensschild, nur mit Nummern, wie bei allen anderen auch, aber jeder wusste, da sitzen die Nummernfreunde,– wie sie respektvoll-ironisch genannt wurden.

Abwehr. – Oberst Gärtner verpflichtete mich dann für die Abwehr, das war das Code-Wort einer neuen Organisation in den Militär-Geheimdiensten der Staaten des Warschauer Vertrages. Heute würde man es wahrscheinlich modernistisch Projektgruppe nennen.

Ich versah dann meinen ganz normalen Dienst – wurde aber für Sonderaufgaben der Abwehr nach Bedarf abgezogen.«

»Warum Abwehr?«

»Sowjets. – Die Sowjets müssen das so festgelegt haben, denke ich. Bei uns hatte das aber auch historische Bezüge. Abwehr, so erklärte Oberst Gärtner mir damals die ideelle deutsche Komponente der Wortwahl, war historisch die Aufklärung des Amtes Ausland, des Militärischen

Nachrichtendienstes der Wehrmacht. Sie war durchsetzt von Offizieren, die konspirativ gegen Hitler arbeiteten, sich gegen die skrupellosen Verbrechen der Faschisten und die absehbare totale Niederlage Deutschlands stemmten. Die haben schon 1943 zwei Attentate auf Hitler gestartet, die aber durch Zufall und Mangels ausreichender Absicherung misslangen.

Ihr Chef, der legendäre Admiral Canaris wurde, zusammen mit dem Gründer der Bekennenden Kirche Dietrich Bonhoeffer, noch kurz vor Kriegsende von der SS ermordet, weil die Abwehr auch in die Vorbereitung und Tarnung der Operation-Walküre – Stauffenbergs Anschlag auf Hitler – verwickelt war, ohne dass sie Canaris oder einem Mann der Abwehr irgendwas beweisen konnten.

Der Dienstsitz der Abwehr von Canaris, dessen altes und schönes Gebäude heute noch nahe dem Potsdamer Platz am Landwehrkanal in Berlin steht, war ja fußläufig zum Sitz Oberst Staufenbergs, als Chef des Stabes beim Befehlshaber des Ersatzheeres der Wehrmacht.

Aussagen. - Da gab es eine rege konspirative Zusammenarbeit, und die Russen, so erzählte mir Oberst Gärtner, hatten dazu nach dem Ende des Krieges, Aussagen beteiligter Nachrichten-Offiziere aufgezeichnet.

Abwehr – als die Abwehr der totalen Niederlage – war damit irgendwie auch historisch plausibel für uns. Abwehr natürlich auch, so erklärte mir der Oberst die praktische Seite, weil es in den Militär-Geheimdiensten der Ostblock-Ländern, die alle eine Spionage-Abwehr besaßen, zur

Tarnung – quasi als Einsatzgruppe – auch begrifflich funktionierte.

Schirm. – Das war unser perfekter Schirm. Alles verstand sich dann in der Folge als Abwehr eines Systemkollaps und einer Verschwörung der Altstalinisten gegen die Perestroika, mit allen offensiven Komponenten in Strategie und Taktik, bis hinein in die Politik.

Das begriff ich ansatzweise aber erst später – als die Mauer offen war und die deutsche Einheit auf den Schienen. Ich brauche ja vor allem Fakten um Zusammenhänge und Beziehungen zu analysieren – wie in der Kryptographie. Diese Fakten fehlten mir anfangs unter den Regeln der Konspiration.

Bei den Leuten, die Igor Antonow auf unseren Listen unterstrichen hat, hoffe ich deshalb auf weitere Erkenntnisse, die solche Zusammenhänge enträtseln. Gerade das, Oie, deutet er ja mit der Auswahl der Personen und den namentlichen Abgrenzungen der Licht-Operationen in den Ost-Ländern an.«

»Wem hast du da unterstanden, wenn das so durchwachsen war, wie du sagst? Das klingt wie ein Drahtseil-Akt?«

»Drahtseil-Kryptologe klingt interessant, was? Ich unterstand natürlich meinem Dienstherren, dem Militär-Geheimdienst. Da arbeitete ich als Kryptologe. Was ich nebenbei, im Rahmen der Abwehr konspirativ tat, entzog sich deren Kenntnis, obwohl ich, besonders gegen Ende der DDR, argwöhnisch belauert und auch verstärkt observiert

wurde – weiß ich heute.

Ich merkte das im Dienst, als ich in meiner Einheit, unter fadenscheinigen Vorwänden, wieder von Aufgaben abgezogen wurde, deren Ziel es ironischer weise war, Codes zu knacken, die wir im Auftrag von Igor Antonow entwickelt hatten«, konnte sich Samuel ein breites Grinsen nicht verkneifen.

»Überraschungen. – Mein Alltag war damals voller Überraschungen, je nachdem, was gerade anstand. Entschieden haben das in der Perestroika aber immer Igor Antonow und seine Leute. Meine unsichtbare, aber zu erahnende Anbindung an die Kommunikationsstränge des Sowjetischen Militär-Geheimdienstes ließ alle zurückzucken, denen etwas verdächtig vorkam. Wir tarnten alle Aktionen durch die Abkommandierung zu einer Schulung mit den sowjetischen Genossen. Höchste Geheimhaltungsstufe – Ort und Inhalt tabu.

Erst später, nach der Anwerbung für die Abwehr, als mich Oberst Gärtner per Marschbefehl für das Krypto-Projekt in Ungarn abkommandierte, wurde mir seine Verbindung zu Antonow bewusst, denn Igor Antonow war dort – und er war der Chef.

Das war aber eine Ausnahme, dass sich so viele Spezialisten trafen. Die Ilona Bartok, aus Ungarn, auf unserer Liste, war dabei, ebenso ein Pole, ein Tscheche und ein Russe, um die gemeinsamen kommunikativen Standards zu erarbeiten und zu sichern.

Basis-Codes. – Ein Prinzip und die Basis der

Geheimhaltung in der Abwehr war dann: Es gab nur minimale codierte Botschaften zu Ort und Zeitpunkt konspirativer Treffen, ansonsten Schriftliches nur in Ausnahmefällen und dann mit dem Vermerk: Nach Kenntnisnahme vernichten!

Jeder kannte organisatorisch nur ein bis zwei Verbindungsleute. Man war nur dem konkreten Ziel verpflichtet und natürlich dem Übergeordneten, der Perestroika. Das wurde von den Verbindungsoffizieren wie Igor Antonow gut rübergebracht und wir waren aufgefordert, mit diesen paar Kernaussagen weitere potenzielle Freunde herauszufischen.«

»Fischen? Wie ging das als Militär?«

»Als Zivilist, quasi im Außendienst an der Humboldt-Universität in Berlin, dessen Freiheiten ich sehr genoss, und wo ich auch mit einem wissenschaftlich abgetarnten Projekt Ausschau hielt, was so läuft. Vor allem, wo die besten System-Analytiker, Programmierer und Wissenschaftler nachwachsen, – die ich dann Igor zur Kontaktaufnahme empfahl.

So was nennt man im Deutsch der Dienste Einfluss-Agenten, die mit EA auf unseren Listen vermerkt sind. Also einflussreiche Fachleute aller Bereiche der Gesellschaft, mit kritischem Verstand und Sympathien für die Perestroika. Eben keine politischen Spitzen-Kader, sondern die wirklichen Fachleute, – die wissenschaftliche, technische und kulturelle Elite. Mein Schwerpunkt der Aufklärung war aber die Humboldt-Universität und die Akademie der

Wissenschaften.«

»Erinnerst du dich bei deinem Gehirn-Computer noch an die Kernargumente?«, versuchte Oie eine Rückbesinnung. »Ich erinnere mich nur dunkel.«

»Sortieren. – Moment mal, ich muss nach einem viertel Jahrhundert auch sortieren. Es war etwa so: Der notwendige strategische Umbau der sklerotischen Wirtschaft von der Planwirtschaft zu marktwirtschaftlichen Mechanismen, mit der Eigenverantwortung der Produzenten in den Betrieben, war so eine Ziel-Projektion. Und zweitens, der Umbau des politischen Systems zu einer wirklichen, parlamentarischen, sozialistischen Basis-Demokratie – das war eine weitere Kernbotschaft.«

»Ja, und da war drittens die wirtschaftliche und wissenschaftliche Kooperation, der fachliche Austausch, mit der notwendigen Reisefreiheit, so erinnere ich mich«, setzte Oie nach. »Aber was war danoch?«

Nussbaum stutzte kurz und ratterte es dann herunter: »Friedensordnung.– Viertens war das eine europäische Friedensordnung zur Beendigung des Kalten Krieges, mit Auflösung der Militärblöcke und einer Deutschen Union, nach einem Friedensvertrag!«

»Ja, langsam taucht das aus dem Nebel der Erinnerung wieder auf«, freute sich Oie,» aber war das damals nicht verdammt idealistisch und gefährlich, gerade in eurer Position als Offiziere?«

»Bergpredigt. – Klar doch, aber es war auf der anderen Seite so einfach wie die Bergpredigt oder die Erklärung der

Menschenrechte, deren Geist auch jeder zivilisierte, aufgeklärte Mensch unterschreiben würde.

Da war bei richtiger Wahl der fachlich kompetenten Zielperson kaum Überzeugungsarbeit notwendig, denn die kannte die Probleme. Nur Mut brauchte man – Mut zur Veränderung, mit dieser klaren Perspektive, die Hoffnung machte. Außerdem war ich, außerhalb unserer Dienststelle, wieder der Wissenschaftler und Überflieger, mit dem man über alles reden konnte.«

»Ja, Samuel: Menschen folgen nicht Menschen, sondern ihren mutigen Ideen, habe ich von Igor gelernt. – Und ich habe, im Ergebnis von derartigen Gesprächen, unter den intelligenten Fachleuten keinen getroffen, der dem ablehnend gegenüberstand. Nach Vorauswahl derGesprächspartner natürlich, denn stramme Genossen und Inhaber politischer Macht, im alten System, waren a priori – schon aus Eigeninteresse – für derlei Gedanken blockiert.«

»Feind. – Wo der Feind stand, wer einem auf den Fersen war, welcher Kommunikationswege man sich aktuell bedienen durfte, darüber wurden wir von der Abwehr auf dem Laufenden gehalten. Insofern war das, von heute aus gesehen, auch auf der Dienststelle unkritisch, denn an den sowjetischen Militär-Geheimdienst traute sich eh niemand heran.

Köpenick. – Die hätten quasi, wie der Hauptmann von Köpenick, ins Politbüro der SED einmarschieren und die Ober-Genossen verhaften können. Niemand hätte sich ihnen in den Weg gestellt!«

»Klingt unglaublich!«, staunte Oie.

»War aber so. – Das habe ich erlebt, als mich Antonow nach Ungarn abzog oder an die Militär-Akademie nach Moskau. Ohne Begründung. Keiner durfte fragen – alles topsecret – eine Depesche aus Moskau reichte.«

»Bei mir war es so ähnlich, aber weniger konspirativ«, erinnerte sich Oie. »Ich meine in der Argumentation, mit der ich Sympathisanten unter Künstlern und Fachleuten ausfindig machen sollte, mit denen dann Igor Antonow und seine Leute in Verbindung traten. Ich nahm nach meiner Wahl in den Vorstand des Künstlerverbandes auch kein Blatt mehr vor den Mund.«

»Wie kann man das verstehen?«, zweifelte Nussbaum, »Als Vertreter dieses Verbandes, eine mediale Öffentlichkeit, an der herrschenden Partei vorbei? Das gab es doch nicht.«

»Ja, das ging auch nur persönlich: Viel in der DDR rumreisend, hatte ich oft Gespräche mit Künstlern und Wirtschafts-Spezialisten, die sich alle fragten, wohin das scheinbar führungslose Staats-Schiff steuert – bei kulminierenden wirtschaftlichen Problemen, immer mehr Ausreisen, und gleichzeitig anwachsenden, offenen Repressionen der Staatssicherheit. Wenn ich dann die Perspektive vom großen Europäischen Frieden, der Bildung einer Deutschen Konföderation oder Union und einer grenzüberschreitenden Zusammenarbeit in Europa in kleineren Runden vortrug, gab es leuchtende Augen und eine fantastische Akzeptanz eines solchen Weges, wie auch immer.

Nur von Zeit zu Zeit war einer darunter, der innerlich versteinerte. Bis zu Leuten, die aufsprangen und sagten, so was wollten sie sich nicht mehr anhören und davon rauschten. Da habe ich nach der Wende diverse Berichte in meiner Stasi-Akte gefunden. Aber vielen konnte ich Hoffnung machen und noch heute – nach so langer Zeit – begegnen mir zuweilen Kollegen und Freunde, die sich an die freudige Hoffnung erinnern, die ihnen meine kleinen Ausblicke auf die anstehenden Veränderungen vermittelten. Dann halten wir durch, dann bereiten wir uns vor, dann bleiben wir im Lande, war oftmals so eine persönlich mitgeteilte Konsequenz daraus.

Wir alle ahnten ja damals noch nicht, wer die Gunst der Stunde nutzen und die Macht ergreifen würde – wer versuchen würde, uns die Büßerhemden der Täter und Mitläufer überzustreifen, wer versuchen würde, uns für die Herrschaft des Geldes zu domestizieren, und vor allem, wie schnell uns damit ein egozentriertes Gesellschaftsmodell überstülpt würde! – Das ahnten anfangs wirklich nur pessimistische Seelen und hart gesottene, klassenkämpferische Linke.«

Am Mittag hatten sie Kaunas erreicht. Der Bus parkte, es gab eine Erfrischungspause und die Freunde gingen unter dem hellen, feuchtwarmen Dunst einer heraufziehenden Wetterfront um den Busbahnhof.

Ein suchend-kreiselnder, klappriger Bonsai-Lastwagen

zog mit einer Staubfahne bläulichen Rauch von verbranntem Öl hinterher, dessen Geruch sich mit dem einer nahen Schaschlik-Brutzelei verband, was Nussbaum zu der Bemerkung veranlasste, es röche schon irgendwie nach Russland.

Dann, bei der Ausfahrt aus der kleinen litauischen Metropole – der Morgennebel sog sich noch mit Helligkeit voll und hing wie weiße Suppe in der Flussniederung – passierten sie, auf einer kurzen Umleitung in der Vorstadt einen rachitischen Straßenzug, geprägt von Ruinen verlassener Kasernen und Fabriken, die geisterhaft auftauchten, wie eine zusammengekehrte und ausgeweidete Militär-Zivilisation.

Schlaglichtartige, kleine Inseln bildende, einschießende Sonnenstrahlen begannen den Nebel wie einen Bühnenvorhang zu teilen, was Oie zu der Frage reizte, wie es denn damals weitergegangen sei, bei Samuel und mit seinen Fähigkeiten.

»Zeit. – Na ja, viel Zeit«, streckte sich Nussbaum auf seinem Sitz, »nicht das Optimale, im Sinne der Gesellschaft, die ja viel in mich investiert hatte – aber Vorteilhaftes für meine Familie und meine Gesundheit.

Ich hatte auf einmal viel Zeit für meine Kinder. Die sind doch die natürlichsten und wichtigsten Investitionen, die man im Leben tätigen kann. Das ist mir damals so richtig bewusst geworden. Unsere Jungs waren damals vierzehn und zwölf Jahre alt, unsere Tochter zehn Jahre.

Weltensturz. – Für sie stürzte eine Welt zusammen, so wie

sie erzogen und, wie man heute sagt, sozialisiert waren. Es gab zu Hause jeden Tag Gespräche über Ulkiges und Stressiges in ihrem Schulalltag, mit den letzten Zuckungen des alten Bildungssystems und den aktionistisch eingeführten neuen Lehrplänen der Bundesrepublik. Davon macht man sich als Erwachsener keine Begriffe.

Für unsere Kinder wäre es allerdings schwerer gewesen, ohne diesen starken humanistischen Wertekanon, den wir ihnen von kleinauf mitgegeben haben – und der ja auch jeder Idee eines Sozialismus zugrunde liegt, wenn man ihn ernst nimmt!«

»Sehe ich auch so!«, brummte Oie.

»Kollektiv. – Bis zur Wende trat der Einzelne mit seinen Wünschen und Befindlichkeiten im Zweifelsfall hinter die Interessen des jeweiligen Kollektivs zurück. Heute redet man zwar noch von Gemeinschaft und Gesellschaft – es zählt aber eigentlich nur die hedonistische Selbstbespiegelung und egoistische Behauptung im vergötzten Wettbewerb. Das bemerkten meine Kinder schnell und stellten sich darauf ein – glücklicherweise ohne fühlbaren Schaden, bis heute.«

»Aber wie ist es bei dir beruflich weiter gegangen?«, blieb Oie hartnäckig.

»Krankenhaus. – Als ich zu Weihnachten nach der Wende aus dem Krankenhaus entlassen wurde, ging ich im Januar wieder in die Dienststelle.

Ich war im Dezember der Wende ziemlich krank geworden. Meine Frau als Ärztin sagte dazu Endkampfsyndrom – so was Psychosomatisches, weil ich,

Total überlastet, mitbekam, wie ein großer Teil der Offiziere im Militär-Geheimdienst nach der Maueröffnung Putsch-Szenarien observierte, die bei verschiedensten Einheiten des Militärs und der Staatssicherheit als Planspiele liefen.

Dieses Hintergrundwissen und die damit verbundenen Befürchtungen machten mir als musischen, friedliebenden Wissenschaftler akute körperliche Beschwerden. Ich konnte nicht mehr schlafen und brauchte immer mehr Beruhigungsmittel.

Nach meiner Rückkehr aus dem Krankenhaus gab es von Igor Antonow keine Aufträge mehr, denn es lief bei der Europäischen Perestroika wohl alles nach Plan. Die Lichtstrahl-Operation war erfolgreich und die Deutsche Einheit absehbar.

Schach. – Monatelang haben wir Schach gespielt, auch gegen selbstentwickelte Schachcomputer – und ansonsten gesehen, wie ringsherum alles in Auflösung geriet.

Im Mai endeten dann alle offiziellen Aktivitäten und alle Auslandsagenten wurden abgeschaltet – ironischerweise mit dem Kinder-Lied ‚Alle meine Entchen' das über unsere Langwellen-Sender hinaus in die Welt lief.«

Die Männer schüttelten lächelnd und wie synchron die Köpfe, ob dieser lustigen Fußnote des Kalten Krieges. Nussbaum setzte nach: »Schluss. – Damit war Schluss. Kein Dank, keine Anerkennung – Nichts.

Unsere Chefs, so erklärte man uns dann, verhandelten inzwischen mit der Bundesregierung über unseren Verbleib bei der Bundeswehr oder dem Militärgeheimdienst der

Bundesrepublik. Das wünschten wir uns alle, weil wir sicher waren, dass man uns als Spezialisten dringend brauchen könnte für ein besseres Deutschland in der Mitte Europas – wie immer umgeben von argwöhnischen Nachbarn und Mißgünstigen Partnern.

Perspektive. – Diese Perspektive hatten wir nach der Wende nur langsam mitbekommen, denn davor hielt man uns ja bewusst dumm. Wir wussten überhaupt nicht, wie die bei den bundesrepublikanischen Diensten arbeiten – und auch nicht, wie gut sie davon leben.

Im Sommer neunzig war dieser und jener Besuch da, aus Bonn, Köln und München. Aber dann, kurz vor der Einheit, war nur noch die Rede von einer deutschen Sicherheitsfirma, die diejenigen aufnehmen sollte, die nicht beim Bund landen.

Wie immer alles geheim, und durch niemanden von uns zu beeinflussen. Mit Anschluss und Tag der Einheit hatten alle ihre Kündigung, bekamen ein Übergangsgeld und diverse Vermittlungen in die freie Wirtschaft. Einige von uns gingen zu einer Krypto-Firma in die Schweiz.«

»Und du, was hast du gemacht als Mathematiker und Offizier?«, versuchte Oie den Faden am Laufen zu halten.

»Fremdstreitkräfte. – Der Gebrauch unserer Offiziers-Dienstgrade mit dem Zusatz a.D. wurde uns untersagt. Laut Einigungsvertrag wurden wir zu Gedient in fremden Streitkräften gestempelt. Das muss man sich mal vorstellen, diese Ehrabschneidung! – So als wären wir wie Söldner um die Welt gezogen und hätten nicht dem Frieden in

Deutschland gedient. – Ich jedenfalls nehme das für mich in Anspruch.

Erst Jahre später erfuhr ich, dass nur etwa ein Dutzend von den hundert wichtigsten Leuten bei der ominösen Sicherheitsfirma anheuern konnte. Die hat in Berlin im Auftrag der Bundes-Regierung und der NATO gearbeitet. Es ist immer noch die erste Adresse für Hochsicherheits-Kryptographie, selbst die Handys des Kanzler-Amtes werden von denen konfiguriert.«

»Und warum bist du da nicht mitgegangen?«

»Chefs. – Ganz einfach, ich wurde von meinen Chefs nicht gefragt. Vielleicht auch, weil ihnen meine Rolle in der Vorwendezeit suspekt war. Aber sie haben auch andere Experten nicht mitgenommen, – die mit mir alle Codes der bundesdeutschen Dienste und der NATO geknackt hatten.

Niederlage. – Sicher wollten die neuen Herren diese Niederlagen, die sie erst nach dem Mauerfall durch Überläufer so richtig begriffen, schnell vergessen und nicht ständig durch uns daran erinnert werden.

Einige unserer Chefs waren kurzzeitig als Berater angeheuert, hörte man, und die haben ihre Wasserträger vergessen. Das war aber irgendwie logisch, denn die andere Seite hatte ja mit unserer Auflösung den Kalten-Krieg gewonnen. Sie bekam die besten kryptologischen Lösungen und Systeme als Beute. Bei so einer Übernahme fragte keiner mehr, was unsere Chefs eigentlich können. Die Entscheider auf der anderen Seite konnten es fachlich ja auch nicht besser – aber das ist wohl immer so.

Reparationen. – Reparationen sind zwar wie ein Geschenk für den Sieger, aber immer der Stand von gestern. Du brauchst ja vor allem die Köpfe und Hände, die sind wichtig. Das haben die Amis und die Russen nach dem Krieg sofort verstanden. Sie haben alle Wissenschaftler und Experten eingesammelt, die sie bekommen konnten.

Ideologe. – Der siegreiche deutsche Ideologe jeglicher Couleur aber ist immer froh, nicht mehr hinterfragt zu werden, denn nur das ist sein wirklicher Sieg – die andere Seite zum Schweigen zu bringen, egal was es kostet.

Totschweigen oder Totschlagen, das funktioniert immer. – Schwamm drüber!«, schnaufte Nussbaum, öffnete seine Mineralwasserflasche, spülte wohl, wie im Ekel, etwas herunter und setzte nach: »Ich persönlich, als Systematiker, war ja zu der Zeit schon weiter, – und an einem Zukunftsthema dran.

Bildcodierung. – Die elektronische Bildcodierung, wenn man es mal laienhaft ausdrücken will. Das steckte international noch in den Kinderschuhen, aber ich hatte noch keine vorzeigbaren Ergebnisse. – Beispiel gefällig?«

Oie nickte gespannt.»Strichcode. – Den Barcode oder Strichcode kennst du doch? Hat mittlerweile jedes Produkt und Inventar. Er war als Balkencode zur Abbildung von Daten in binären Systemen in den Siebzigern aus Amerika gekommen – in Europa eingeführt als EAN-Code.

Das waren eindimensionale Codes – in einer Achse. Wir waren aber schon an der zweidimensionalen Codierung dran – und ich hatte den 3D-Code im Auge. Wenn du so willst,

Algorithmen für grafische Strukturen, wie zum Beispiel Pixel mit Tiefen - und Farbtonunterschieden oder Grauwerten.

Bei der Berliner Firma, die man mir nach der Einheit vermittelnd empfohlen hatte, waren die sicherheitstechnisch auf einem grottenschlechten Niveau. Ihre Produkte und Prospekte aber sahen sehr schön aus, sie verkauften gut, die Zahlen stimmten, – dennoch waren sie strategisch in einer Sackgasse.

Nach ein paar Tagen Übersicht, schlug ich dem Chef vor, in den Bereich der pseudo-stochastischen Codierung zu wechseln, wie es zum Beispiel für die grafische Erfassung deiner Iris oder deiner Fingerabdrücke nötig ist. Das war vor zwanzig Jahren mathematisch und elektronisch nicht wirklich bewertbar, geschweige denn technisch simulierbar.

Perspektive. – Diese Verfahren hatten eine exzellente Perspektive vor sich, wie man heute weiß. Als er mich dann interessiert fragte, was ich dafür bräuchte, sagte ich: Noch drei handverlesene Experten aus meinem ehemaligen Kollegenkreis und zwei Jahre, da war seine Motivation erloschen. Er hatte seinen Markt – warum sollte er in etwas investieren, was er nicht verstand?

Dann bat ich um meine Entlassung und bin seitdem arbeitslos. Als die Stütze dafür ausgelaufen war, habe ich mich abgemeldet. Cornelia verdient das Geld, es reicht – so ist das. Es war ja gut so, für mich und meine Familie – und hätten wir uns sonst getroffen?«

»Wohl wahr, Samuel« – war’s Oie lächelnd, und von der Fülle des Gehörten erschöpft, zufrieden.

17 Hermannis Visvaldis

Am späten Nachmittag erreichten sie Rigas Zentralen Bus-Bahnhof, hinter den Markthallen, am Hauptbahnhof. Ausgestiegen, nahmen sie ihr Gepäck auf und gingen zu den Telefonzellen, die aufgereiht am Rande standen. In der Schlange warteten sie ein paar Minuten, bis ein Apparat frei war.

Oie hatte schon am ersten Rastplatz in Lettland ein paar Dollar in Lati getauscht und auf kleine Münzen geachtet. Die brauchten sie jetzt reichlich.

Als er bei Hermannis im Büro anrief, sagte man ihm, der sei auf dem Rückweg von einem Projekt auf dem Lande und bald wieder da, aber er könne ihn im Auto anrufen.

Oie wählte die ihm diktierte Nummer.

Hermannis meldete sich: »Mensch Oie, das ist ein Ding, so plötzlich in Riga. Wo seid ihr?«

»Am Busbahnhof.«

»Ich habe immer noch eine Nachricht erwartet, aber nichts. Dachte auch, ihr kommt am Abend mit dem Flugzeug. In deiner Klause war kein Anschluss, bei Katharina niemand zu erreichen, schön, dass ihr da seid. Wo steht ihr genau?«

»Wir stehen direkt auf dem Busbahnhof bei den Telefonzellen.«

Eine halbe Stunde später fuhr Hermannis mit seinem silbergrauen Geländewagen vor. Der muskulöse, lettische Riese sprang lachend aus dem Auto. Sie gingen aufeinander

zu und Hermannis umarmte ihn wie der Bär das Kaninchen, hob ihn etwas aus und schwenkte ihn hin und her bis Oie judo-korrekt abklopfte, weil ihm die Luft ausging. Mit suchendem Blick gab ihn der Lette frei: »Wo ist Katharina?«

»Entschuldige Hermannis, das war missverständlich. Ich schrieb wir und meinte nicht Katharina.« Dabei zog er Samuel am Ärmel nach vorn.

»Das ist Hermannis Visvaldis, ein alter Freund. – Hermannis, das ist Samuel Nussbaum, jetzt Felix Mendel, das ist wichtig – und ich bin laut Pass Otto Baumbach, damit du gleich Bescheid weißt.«

»Was ist das denn?«, lachte Hermannis. »Inkognito, ich dachte, das gibt’s nur im Kino, noch dazu blond?«, und gab Nussbaum seine Bärenpranke, in der dessen Cello-Hand fast verschwand.

Hermannis war sichtlich irritiert: »Ich dachte auch, ihr hättet ein paar Tage Zeit und habe mich schon gefreut, vorsorglich die Arbeit in der Firma so verteilt, dass es die nächsten Tage ohne mich gehen kann.«

»Das werden wir brauchen«, antwortete Oie, »Es ist was Wichtiges. – Wo können wir ungestört reden?«

»Bei uns zu Hause. Inga ist noch auf ihrer Dienststelle in der Bibliothek.«

Sie stiegen ein, fuhren über den Ring zur wenige Minuten entferntenWohnung am grünen Stadtwall Rigas. Seit die Kinder vor ein paar Jahren ausgezogen waren, hatten sie sich in diesem alten Wohnhaus des Rigaer Jugendstils großzügig eingerichtet.

»Was ist mit Katharina?«, fragte Hermannis unterwegs.

»Alles im schönen Bereich würde ich sagen – für mich jedenfalls. Nur ein paar alte Geschichten machen ihr Sorgen, die mit mir zusammenhängen und mit Geschichten in der alten Sowjetunion.«

»So?«, stutzte Hermannis. »Was soll das sein?«

»Lass uns oben drüber reden!«

In der Wohnung machte Hermannis Kaffee, mit seinem neuesten Automaten aus Italien – wie er stolz zeigte. Dann setzte er sich mit sichtlich gespannter Miene zu ihnen.

»Hermannis«, begann Oie, »vorweg: Samuel hat mein absolutes Vertrauen. Das auch deshalb, weil wir gemeinsame Freunde aus der Zeit der Wende haben und er aktuell einige Sachen klug eingefädelt hat.«

»Und Samuel – Hermannis kenne ich seit über vierzig Jahren. Wir haben zusammen studiert und wir haben zusammen in einer Judo-Mannschaft gekämpft.« – Dabei holte er Antonows Brief und die Listen aus seiner Tasche.

»Lies mal und wundere dich nicht zu sehr – vieles lässt sich einfach erklären.«

Hermannis setzte seine Brille auf, lehnte sich zurück, machte lange Arme und las.

Sein vom Segelsommer gebräuntes Gesicht, mit den markanten Stirnfalten eines kreativen Entdeckers, verwarf sich im Rhythmus hintergründiger Spannung. Zwischenzeitlich schaute er immer mal am Papier vorbei auf seinen Freund, schüttelte fast unmerklich den Kopf, machte große Augen und spielte nervös mit den Lippen.

»Oh, Scheiß!«, entfuhr es ihm, als er die Zeilen zu Oies Bruder Otto gelesen hatte. »Das tut mir sehr leid. Ich kannte ihn ja und lebte in dieser vergehenden Sowjetunion, mit ihren zuweilen brutalen Problemlösungen.

Das ist schlimm für euch – es tut mir so leid. Aber wenigstens habt ihr jetzt, nach so langer Zeit, Gewissheit und einen Anhaltspunkt.«

Er ging in die Küche, kam mit einem Tablett wieder, goss Schwarzen Balsam ein und sagte, als die Männer sich erhoben: »Auf Otto!«

Sie tranken, Hermannis schenkte noch einen nach, setzte sich, fixierte den Freund mit festem Blick und straffte sich: »Was kann ich für uns tun? – Dass du da irgendwo mit rumgerührt hast, vor der Maueröffnung, habe ich ja bei unserem Besuch in Berlin im September des Wende-Jahres mitbekommen. Und dass du mir Anfang neunzig den Rücken gestärkt und mir vorgerechnet hast, weshalb die Lettische Unabhängigkeit ohne Alternative ist – was sich bewahrheitet hat und mich, durch deine Hintergrund-Informationen etwas darauf vorbereitete – daran erinnere ich mich gern.

Das war aber dann in den Nöten des Umbruches soweit weg, dass nicht die Zeit war zu fragen, welche tieferen Zusammenhänge es da gab.«

»Geheimhaltung. – Strikte Geheimhaltung war das oberste Prinzip«, fiel Nussbaum ein. »Oie und ich wussten, bis zu diesem Brief in der Sache, auch nichts voneinander und auch nichts vom Umfang und der Komplexität der Operationen. Nunmehr ahnen wir etwas, – mehr noch nicht.

Gebiete. – Außerdem waren die operationellen Gebiete laut Liste eigenständige Partien, nur zuweilen grenzüberschreitend, wie in meinem Fall, mit den Kryptologen in Ungarn. Ich bin Mathematiker und Kryptologe, müssen Sie wissen, und war bei dieser Spezialtruppe, der Abwehr, die von Igor Antonow da erwähnt wird.

Licht-Operationen. – Insgesamt waren das, so entnehmen wir es dem Brief, als begriffliches Dach im Ostblock, länderübergreifend, die Licht-Operationen.

Die Maueröffnung war die Operation Strahl – Ljutsch, auf Russisch. Das weiß ich – Lichtstrahl genauer. Aber was war da noch, das ist für mich eine Schlüsselfrage?« Sie setzten sich nebeneinander aufs Sofa und überflogen die Operationsgebiete. Nussbaum drängte: »Sowjetunion. – Wir sollten gleich im sowjetischen Teil suchen!«

Dort zeigte er auf das Codewort Prelomlenie, was auch Hermannis mit Brechung oder Lichtbrechung übersetzte. Unterstrichen hatte Igor Antonow einen Oberst a.D. Valentin Kiparsky in Lettland.

»Adresse. – Eben, von dem Oberst stimmt die Adresse nicht mehr«, gab Nussbaum zu bedenken. »Ich habe recherchiert in Deutschland und nichts rausbekommen. Vielleicht ist er schon tot?«

Sie sahen auf der Liste von Namen auch einen ehemaligen Leutnanta.D. Victor Toparow aus Jaunsezi.

»Gut«, erhob sich Hermannis, »das prüfen wir doch mal«, ging an den Laptop auf dem Sekretär und hämmerte mit den

Nägeln seiner Pranken los, wie ein Buntspecht am Baumstamm.

Er schaute zu ihnen herüber: »Ich habe gerade meiner Inga eine Mail in die National-Bibliothek geschickt. Die haben da einen Computer, der alle Bürger Lettlands erfasst hat – auch für ethnografische Forschungen, wie es heißt.

Es ist zwar schon Freitag-Nachmittag, da gehen alle nach Hause. Aber ich weiß, sie wird unsere Anfrage noch über die Daten-Speicher jagen, und wenn diese Herren noch leben, finden wir sie.

Inzwischen ist es am besten, wir gehen bei diesem schönen Wetter noch ein bisschen an die frische Luft, in diesem sonst so elend verregneten Sommer. Wir treffen Inga dann nach Feierabend.«

Und zu Nussbaum gewandt: »Kennen Sie Riga?«

»Riga, überhaupt nicht. – Aber ich finde, bei dem, was wir hier vorhaben, sollten wir uns beim Vornamen nennen. Ich heiße Samuel.«

»Freut mich, Hermannis nennt man mich«, und er klopfte Nussbaum dabei vorsichtig auf die Schulter. »Wir sollten die paar Meter ins Zentrum gehen und auf den Turm der Marienkirche, unseren Dom, steigen. Da wird zwar immer noch gebaut, aber ich kenne den Bauleiter. Von dort oben hat man den schönsten Blick.«

Sie gingen gemeinsam durch die zum Zentrum hin immer belebteren Straßen. Ein bunter Trubel von Flaneuren durchströmte die altehrwürdige Hansestadt, die sich seit Oies letztem Besuch vor Jahren ungemein herausgeputzt

hatte.

Oben in der Turmlaterne der Kirche, hoch über den Dächern, mit dem hereinwehenden Seewind der nahen Ostsee und unter der Sonne des anbrechenden Abends, kam die Altstadt besonders prächtig zur Geltung. Der Blick ging weit über die Rigaer Bucht, die Küsten und die breit fließende Daugava. Hermannis erklärte die Panoramen der verschiedenen Richtungen und wies auch nach West, wo in Peilung rechts neben dem Rigaer Fernsehturm in etwa hundert Kilometer Entfernung seine Datscha lag.

Noch auf dem Dom erreichte Hermannis der Anruf seiner Inga. Sie sei fertig mit der Prüfung. Bei den beiden Personen habe zwar das offizielle Einwohner-Register zu näheren Angaben geblockt – beschränkter Zugang hieß es – da habe sie für die Recherche das ethnografische Register zum Vergleich bemüht, und jetzt die aktuellen Adressen.

Die Auszüge hätte sie dabei und würde die Männer gern zu einem Abendessen im Michelangelo an der Daugava treffen.

»Ausgezeichnete Idee«, rief Hermannis ins Telefon. »In zwanzig Minuten sind wir da. Ich reserviere!« In Windeseile hatte er einen Eddys in der Leitung, dem er ankündigte, dass sie jeden Augenblick einkehren würden.

Pünktlich standen sie vor dem Michelangelo, einem der berühmtesten Restaurants in Riga, das bekannt dafür war, lettische Spezialitäten mit italienischer Finesse zu veredeln.

Kurz darauf kam auch Inga mit einer Mappe unter dem Arm. Sie begrüßten sich herzlich. Oie stellte Inga und

Samuel einander vor.

Freudig entspannt setzten sie sich auf die Terrasse und hatten einen weiten Blick auf die besonnte Stadt-Flusslandschaft der Daugava .

Inga war in der Frische des baltischen Sommers aufgeblüht, so schien es Oie. Vielleicht war es auch das warme Abendlicht und die Hoffnung, die Inga mit den recherchierten Adressen unter dem Arm trug. Ihr knielanges, moosgrünes, ärmelloses Kleid wirkte mit ihrer silbergrauen Kurzhaarfrisur wie ein Farbauszug lettischer Landschaft, – wie das Silberspiel von Birken in grünen Flussauen. Gekrönt wurde es durch die filigrane Pracht ihres Bernstein-Halsschmucks und dem Bernstein-Armreif in silberner Fassung des Rigaer Jugendstils.

»Wie geht es Katharina?«, beugte sich Inga zu Oie.

»Oh, gut eigentlich. Aber ich habe im Augenblick ein neues großes Projekt, das wahrscheinlich mit vielen Reisen verbunden sein wird, – das stresst sie ein bisschen.«

»Sie hätte mitkommen sollen und ein paar Tage bei uns ausspannen«, gab Inga zu bedenken.

»Ja, das wäre schön gewesen und ich soll euch auch schön grüßen, – aber mein Reiseplan ist erst im Werden – ich weiß noch nicht, wie weit es geht und wann ich zurück sein kann.

Die Arbeit bei uns im Atelier muss ja immer erledigt werden. Beide zur gleichen Zeit können wir schlecht weg. Nur wenige Tage außer der Reihe gehen, und das hatten wir schon in diesem Jahr – zu Anfang des Segel-Sommers.«

»So ist das«, wandte Inga ein. »Wir haben keine Zeit, verschieben dieso wichtigen Atempausen immer nach hinten, ohne zu wissen, wieweit Hinten ist, und ob es da nicht richtig abwärts oder gegen dieWand gehen wird. Dann war vieles umsonst.«

»Du hast recht Inga«, seufzte Oie: »Es ist so viel überflüssiges Beiwerk, das von außen hereindrängt und Hektik macht, aber wir habenja auch Verantwortung für Andere. In diesem arbeitsteiligen Prozesskann man sich nicht einfach ausklinken. Dranbleiben gehört dazu. Das siehst du sicher auch bei Hermannis in seinem Ingenieurbüro mit seinen Leuten. Bei uns künstlerischen Freiberuflern ist es noch komplizierter. Wenn man zu zweit arbeitet, zählen nur die eigenen Leistungen, so wie der richtige Riecher für seriöse Kunden und innovative Projekte. Die Frage ist immer: Bringt es was?

Weil wir das am Anfang selten sicher wissen, sind wir immer an der Rolle, was die Kunden ja auch erwarten dürfen. Trotzdem würden wir mit niemandem tauschen wollen, da bin ich mir mit Katha einig.

Inga lächelte verständnisvoll, nahm einen Schluck vom Rotwein, den Hermannis della Casa bestellt hatte, und schob nun die schmale, naturlederne Mappe auf den Tisch.

»Bevor wir zum Vorspeisen-Buffet gehen, schaut euch das mal kurz an.«

Auf dem ersten Blatt stand als Auszug: Valentin Kiparsky, Russe, Oberst a.D. der Sowjet-Armee im Ruhestand, geboren 1940 in Moskau, wohnhaft in Talsi, Sormas iela 23.

Auf dem zweiten Auszug: Victor Toparow, Russe, Ingenieur, eingebürgert 2008, geboren 1960 in Smolensk, wohnhaft in Jaunsezi 17.

Hermannis lehnte sich zurück: »Der Oberst ist schon siebzig, – hoffentlich lebt er noch. Talsi ist auch nicht so weit – nur hundert Kilometervon meiner Datscha.

Jaunsezi ist viel näher, da fahren wir morgen gleich mal hin. Am besten aber begeben wir uns noch heute Abend aufs Land, das ist der halbe Weg. Es ist da draußen jetzt herrlich und wir werden ein schönes Wochenende haben. – Danke, Inga, für den Service! - Zum Wohl!«

Er stieß reihum an. »Alles andere findet sich Oie, das kriegen wir schon hin.«

»Wie so oft, Hermannis!«

Als der erste Hunger gestillt war und das gesprächige Kennenlernen in eine abendliche Behaglichkeit überging, äußerte sich Nussbaum erstaunt über das auch hier selbstverständliche Oie:

»Jetzt ist mal der Zeitpunkt, wo ich wissen möchte, weshalb Albrecht überall nur Oie heißt, auch bei alten Freunden im Ausland?«

»Das kam aus unserer Judomannschaft vor vierzig Jahren«, erinnerte sich Hermannis.

»Und war auch von mir gesteuert«, warf Oie ein: »Der Name Albrecht hat mich schon als Kind geärgert, denn das klang altmodisch. Da gibt es so einen Zwerg in der deutschen Mythologie – jedenfalls riefen mich die anderen Kinder, wenn sie mich ärgern wollten, Zwerg-Albrecht. Da

ich auch beim Judo der Kleinste war, habe ich dann gleich gegengesteuert.«

»Ja«, bestätigte Hermannis, »van Oie, der Familienname von Albrecht hatte sich unter den Judokas schnell herumgesprochen, war dann auf einmal der Spitzname in der Mannschaft und ließ sich einfacher skandieren vom Mattenrand, wenn es zur Sache ging – und so kannte die Judo-Szene damals nur Oie den Superleichten.«

»Und Hermannis, den Schweren. Aber da gab es noch andere, wir waren ja fünf, später sechs Kämpfer in einer Mannschaft«, fügte Oie hinzu.

Eddys persönlich nahm die Bestellung auf, nachdem ihm die deutschen Gäste von Hermannis vorgestellt und dem interessierten Chef des Hauses die langjährigen Verbindungen des Freundes nach Lettland geschildert wurden.

Sie aßen dann vorzüglichen Steinbutt aus der Rigaer Bucht, italienisch angerichtet, aber nach altem lettischem Rezept und mit frischen Kräutern der Region zubereitet.

18 Auf dem Letten-Land

Im Zauberlicht der Dämmerung liefen sie durch die noch immer jugendlich brodelnde Altstadt Rigas zurück zur Wohnung, nahmen ihr Gepäck auf und fuhren hinaus aufs Land. Inga wollte erst am nächsten Morgen nachkommen.

Während der fast zweistündigen Fahrt tauschten Hermannis und Oie die neuesten Nachrichten aus dem Freundeskreis aus, während Nussbaum, der es sich hinten bequem gemacht hatte, schlief, bis der letzte rappelige Landweg ihn unsanft weckte.

In der noch blaugrau getönten nordischen Nacht des kleinen Weiler tief in der lettischen Provinz, sah man nur die Schatten einer Handvoll Häuser, längs eines silbrig, im schwachen Mondschein blitzenden Flüsschens und des von den Scheinwerfern erhellten Weges.

Der führte an Hermannis Hof vorbei und endete am Gehöft schräg gegenüber, wo er in einen dunklen Hohlweg überging.

Oie kannte das Terrain gut, waren sie doch oft hier gewesen mit Katharina und Elena – auch zu Jubiläen mit den Judo-Veteranen.

Sie fuhren auf den Hof vor die Traktorengarage und gingen ins Haus. Durst führte sie als Erstes zum Kühlschrank, und mit Bier wieder hinaus in die samtene lettische Sommernacht. Hermannis brachte Holz, zündete es in der Feuerschale an, und sie machten es sich in den

herumstehenden Korbsesseln bequem.

Das anhaltende Gespräch zum Thema Judo zwischen den Freunden interessierte den nunmehr munteren Nussbaum und der ergriff die Gelegenheit, als auf der Terrasse am Haus über dem kleinen Fluss, die Holzscheite auflodertten. Bei knisternd-flackerndem Licht wurden die alten Judo-Zeiten der Freunde lebendig.

Sie hatten sich damals an der Technischen Hochschule getroffen. Der Lette Hermannis als delegierter Gaststudent der großen Sowjetunion und Albrecht, der Bauernsohn mit technischen Ambitionen.

Beide suchten sie einen sportlichen Ausweg, weil man so dem Kampftrinken der Bierfreunde und dem lästigen Hochschul-Sport als Pflichtfach entgehen konnte.

An verschiedenen Fakultäten immatrikuliert, begegneten sie sich zum ersten Mal auf dem großen Judo-Boden, hoch oben unter dem spitzen Dach eines Internatsblocks, der nur für den Kampfsport reserviert war.

Sie hatten einen Großmeister als Trainer, der in den vergangenenJahren noch mehrmals Judo-Weltmeister der Senioren wurde.

»Mit siebzig Jahren«, schwärmte Hermannis voll Respekt. Nussbaum schaute ungläubig: »Wie geht das denn?«

»Du musst ein glänzender Techniker sein und physisch ständig dranbleiben, dann geht es offensichtlich. Und bei ihm als Trainer waren da vom Tagwerk her wohl die besten Voraussetzungen.«

»Unsere Damen schauen immer voller Respekt auf den

alten, drahtigen Muskelberg, wenn der mal seine Judokutte auszieht bei unseren Veteranentreffen«, schilderte Oie.

»Aber dafür«, fiel Hermannis lachend ein, »bekommt sein Gesicht alle zehn Jahre eine weitere schöne Falte, so tief wie das Elbtal, weshalb wir ihn unter uns schon damals Häuptling Große Falte nannten.«

»Alter. – Dann ist das keine Frage des Alters beim Judo?«, hakte Nussbaum nach.

»Technisch kaum«, erläuterte Hermannis, »das sitzt alles noch. Die Bewegungsabläufe sind tausendfach eingeschliffen. Das Problem ist die Reaktionsfähigkeit und Präzision der Bewegungen im Kampf, – und das hängt sehr eng mit der Physis zusammen.

Früher, in unserer aktiven Zeit, ging so ein Kampf über fünf Minuten, aber heute, in unserem Alter, haben wir höchstens dreißig Sekunden Volldampf drin – dann muss das erledigt sein. Die Senioren müssen bei ihren Weltmeisterschaften allerdings jeden Kampf über drei Minuten durchstehen, das ist mit siebzig sicher das Hauptproblem.«

»Ihr habt damals auch gegeneinander gekämpft?«, musterte Nussbaum die alten Kämpfer belustigt.

»Nur zum Spaß mal im Training, gegen so ein Schwergewicht wie Hermannis, denn bei solchen Gewichtsunterschieden hat der Leichte gegen einen technisch Guten kaum eine Chance. Außerdem kommt er aus dem Sambo, einer asiatischen Variante, mit vielen großen Hebeltechniken, die im Judo nicht trainiert werden.

Damit hat er sofort eingeschlagen in der Mannschaft, denn es war für alle Gegner absolut verblüffend, auf so einen Kampfstil zu treffen, bei dem zuweilen – beim Ansprung-Armhebel – der Beckenknochen das Kinn rammt.«

»Aber alles korrekt« – wiegelte Hermannis brummelnd ab. »Mit der Zeit kannten auch viele Gegner diese Spezialitäten – und sind doch oft wieder darauf hereingefallen. Auch auf die Spezialtechnikvon Oie, mit seinem Kata-Guruma, bei dem der Gegner mehr oder weniger oben rüber fliegt. Er hatte da so einen publikumswirksamen Kampfschrei in der Flugphase des Gegners. Da er auch immer der Erste aus der Mannschaft war, der auf die Matte musste, war es – wenn er gewann – für alle anderen Kameraden etwas entspannter.«

»Und wenn nicht, wenn alles auf des Messers Schneide stand, mit dem letzten Kampf, konnte man Hermannis’ gewaltige Kampfkraft kennenlernen«, setzte Oie lachend nach. »Das war für alle pure Emotion und oft auch das erfolgreiche Ende eines Turniers.«

»Da habt ihr sicher wenig studiert«, vermutete Nussbaum.

»Kann man nicht sagen. Bei mir als delegiertem Studenten hat man immer besonders hingeschaut, – auch die Botschaft. Wenn ich das nicht bestens gemacht hätte, wäre ich nach Hause verabschiedet worden.«

»Für unsere Wettkampf-Form reichten schon zwei Abende in der Woche und, wenn es ins Studium passte, mal ein Trainingslager, um uns in Schwung zu halten. Unser

Erfolg lag aber wesentlich an dem guten Trainer«, warf Oie ein. »Ein technischer Fuchs, mit dem wir damals weit rumgekommen sind, auf unseren Wettkampf-Reisen, – ohne es gleich zu ernst nehmen zu müssen. Jeder von uns hat so über fünfzig internationale Kämpfe bestritten.

Das war damals für Amateure etwas ganz Besonderes – und das verdanken wir vor allem unserem exzellenten Meister.«

»Ja«, wurde Nussbaum bedächtig, »Leben. – Damals ging vieles, als die Studenten sich nicht um den Lebensunterhalt sorgen mussten, weil ein Stipendium immer zum Studium dazugehörte. Wir konnten mit diesem Stipendium von zweihundert Mark, bei niedrigsten Kosten, gut studieren. Und Leistungsstipendien gab's obendrauf für gut die Hälfte der Studenten. Unsere ersten Kinder sind in der Zeitgeboren.

Wenn ich dagegen heute meine Kinder sehe, die Gott sei Dank schon ihre Abschlüsse gemacht haben, dann ging ohne die Zuschüsse der Eltern gar nichts. Und trotzdem mussten sie noch nebenbei arbeiten, um sich das einfache Leben leisten zu können. Gerade auch im Ausland, wo jedes meiner Kinder auch ein paar Semester studiert hat.«

»Es war eben auch kein Problem, im Studium schon Kinder zu bekommen«, betonte Oie. »Ich hatte während meines zweiten Studiums mit meiner damaligen Frau, einer Studentin der Malerei, auch schon zwei Kinder – das ging gut, irgendwie.«

»Das waren aber Ausnahmen«, warf Hermannis ein,

»aber es stimmt, es war niemals Not.«

Das Feuer war langsam heruntergebrannt. Sie waren müde und Hermannis verteilte die drei Schlafzimmer im Obergeschoss des Landhauses als Einzelzimmer, um keine Weltmeisterschaft im Schnarchen anzuzetteln, wie er lachend vermutete.

Die Zimmer waren über einen gemeinsamen großen Balkon auf der Südseite des Hauses verbunden, der eine Treppe zum Hofgelände hatte. Die Wand der Zimmer zum Balkon war großzügig verglast, ebenso wie die Türen, sodass man auch liegend Natur und Landschaft genießen konnte.

Die Nacht, mondbeschienen und sternenklar, war von berauschender Ruhe – nur durchwebt vom feinen Zirpen der Grillen, die bald wie ein Schlafmittel wirkten.

Lange hatte Oie nicht mehr so gut geschlafen. Am Morgen hörte er von Ferne das vertraute, kraftvolle Gegrummel eines Traktors mit sichelndem Mähbalken. Hermannis war offensichtlich früh aufgestanden, um die Wiesen für Heu zu mähen. Oie erhob sich und ging auf den Balkon.

Nussbaum stand schon draußen am Geländer, wies auf die Flussaue und seufzte: »Schön. – Ist das schön! – Wie ein romantisches Gemälde!«



Hermannis auf alten Findlings-Fundamenten selbst gebautes Landhaus stand am Rande der kleinen Dorfstraße mit der Südseite zu einem großen Gelände, links einige Hektar Wiesen und rechts eine sanfte, Birken bestandene Niederung, hinunter zum schmalen Fluss, der sich im großen Bogen um ein uraltes Saunahaus herumzog, bevor er mit verbuschtem Ufer im Hochwald verschwand.

Die Sonne stand tief und seitlich hinter dem Haupt-Haus. Sie tauchte das grüne Land in ein morgendlich-pastellfarbenes, silberndunstiges Zauberlicht. Es roch von den feucht gemähten Wiesen nach Grünschnitt, – und von unten aus der Küche schon nach Kaffee.

Als er die Männer auf dem Balkon stehen sah, stoppte Hermannis den dröhnenden Traktor, stieg ab und winkte aus der Ferne. Er zeigte mit der einen Hand nach unten und mit

der anderen tat er, als führe er eine Tasse zum Munde.

Als Antwort zeigten sie ihrerseits mit heiter schwingenden Gesten auf drei Störche, hinter dem jetzt töffelnden Traktor.

Hermannis drehte sich um und winkte ab, weil es wohl zu gewöhnlich für ihn war, Störche zu sehen, die gehäckselte Frösche frühstückten. Die Störche verharrten dabei, reglos äugend, bis er sich noch einmal umdrehte und zweimal kurz in die Hände klatschte.

Sofort machten sie, anmutig mit den Flügeln schlagend, einen gravitätisch-synchronen Sprung in die Höhe, um dann, wie ein Ballett-Ensemble, einbeinig-federnd aufzusetzen und am gleichen Platz wie angewurzelt zu stehen – so als sei nichts geschehen.

Das wiederholte Hermannis zu ihrer Belustigung noch einige Male, ohne dass es den Störchen zu dumm wurde. Dann winkte er ab, griff ins Fahrerhaus, der Traktor tuckerte aus, und Hermannis kam in großen Schritten über die Wiese.

Er war mit seinen sechzig Jahren noch immer ein imposanter Letten-König, mit Oberarmen wie kleine Baumstämme. Sein Haar – silbergrau und kurz geschoren – war schon licht, aber es fiel nicht auf. Das braun gebrannte, große, breite Gesicht mit den wasserblauen Augen zeigte kräftige Lachfalten, denn er war immer zu einem Spaß bereit – war mit sich und dem Leben sichtlich im Reinen.

Als er im durch geschwitzten Unterhemd in der Küche ankam, stand allen die Freude über das Storchen-Ballett

noch im Gesicht.

Der Geruch von Diesel und Schweiß, den Hermannis verströmte, erinnerte Oie wieder an seine Kindheit, wie sie als kleine Jungs auf dem Hof ihres Vaters zwischen den Männern saßen und mit ihnen frühstücken durften.

Merkwürdig, wie sich Gerüche einprägen und Kaskaden von Geschichten auslösen können, auch wieder Erinnerungen an seinen Bruder Otto und seinen Auftrag.

Es war ohnehin kaum ein Tag vergangen, an dem ihm die Gedanken an Otto und sein Schicksal nicht durch den Kopf schwirrten, ebenso wie die Frage, was zu tun sei, um Hintergründe zu erfahren, – oder wenigstens sein Grab zu finden.

Inga war am frühen Morgen gekommen und mit den Frühstücksvorbereitungen fast fertig. Sie setzten sich an den gedeckten Tisch, auf der Terrasse über dem alten Eiskeller, schenkten sich Kaffee ein und genossen die frischen, einfachen Speisen vom Lande.

Inga und Hermannis erhielten sie von den Höfen der Umgebung, zu denen sie – mit städtischen Versorgungsgütern gegen ländliche Naturkost – ein angenehm-produktives Verhältnis von Geben und Nehmen pflegten. Herzliche Nachbarschaft, die hier auf dem Lande noch selbstverständlich war und die Oie zu anderen Anlässen schon kennenlernen durfte.

Nach dem ausgiebigen Frühstück gingen die Freunde runter zum Fluss. Hermannis machte sein Boot los und sie fuhren ein Stück flussabwärts zu den Stellnetzen, um nach

Fisch zu sehen. Zwei Hechte und zwei Zander holten sie aus dem Netz – für den Grill am Abend. Die legten sie in den geflochtenen Behälter aus Weidenruten am Steg, damit die Fische, noch schwimmend, frisch blieben.

Oben am Haus angekommen wollten sie sich eigentlich zusammen auf den Weg machen, zu den ehemaligen Offizieren, deren Adressen Inga ausfindig gemacht hatte. Hermannis aber hatte nachts überlegt. Er meinte, es sei nicht so günstig zu dritt bei den Ehemaligen anzurücken – schon gar nicht in ihrem unbekannten Wohnumfeld und in der neuen Zeit.

Er schlug vor, das allein anzugehen und beide Offiziere am Abend zum Grillen auf seine Datscha einzuladen: »So was ist lockerer in der Eröffnung, und wird in diesen Zeiten gerne angenommen«, prophezeite er. »Ihr könnt so, als auffällige Ausländer, in Deckung bleiben.

Oie, du kannst inzwischen mit dem Traktor weiter mähen, damit der Rest Gras auch noch flach liegt. Es sind ein paar warme Tage angesagt, gut für Heu – und die Störche werden dir für einen Nachschlag Frosch-Sushi danken. Du weißt doch noch, wie der Traktor funktioniert?«

»Na klar, solange ist es auch nicht her, und alles mechanisch ganz einfach, an so einem Belarus.«

»Und du, Samuel, hast frei. Schau dir die Gegend an oder nimm das Motorrad aus der Garage oder das Boot. Du bist ja zum ersten Mal da. – Und gebt mir mal die Liste mit den Namen, falls einer bockt«, forderte Hermannis an Oie gewandt.

Sie gingen ins Haus, um die Liste Igor Antonows zu holen.

Nachdem Hermannis vom Hof gefahren war und Nussbaum keine Lust auf Alleingänge hatte, schritt er mit Oie über die Wiese zum Traktor. Einer der Störche war immer noch in der Nähe, und als der Motor anlief, sah man nach kurzer Zeit auch die anderen Frosch-Liebhaber lautlos einschweben.

»Freunde. – Natur und Technik sind doch irgendwie Freunde«, lächelte Nussbaum. Er setzte sich neben Oie auf den breiten Kotflügel des Traktors und sie rasierten die weitläufige, kniehohe Wiese. Gegen Mittag war alles fertig und das Gras lag ausgebreitet in der Sonne.

Zurück am Haus empfing sie Inga mit einem eisgekühlten Getränk.

»Oh, was ist das denn Köstliches?«, staunte Samuel, als er das milchig-bernsteinfarbene Getränk beäugt und beschnuppert hatte: »Haarwasser. – Es riecht irgendwie nach Omas Haarwasser!«

»Das ist ein Spezial-Rezept aus Birkensaft. Den gewinnen wir hier von unseren Bäumen am Fluss nach ländlicher Tradition. Er ist sehr gesund«, schwärmte Inga. »Das Beste im heißen Sommer.«

Unter dem Sonnenschirm auf der Terrasse sitzend genossen sie die sinnliche Symphonie der Ausblicke, der Aromen und Gerüche in der nun hoch stehenden Sonne des Land-Sommers.

»Wie geht es sonst so in Lettland?«, fragte Nussbaum interessiert.

Inga strich sich übers Kleid und schüttelte ihr Haar, als verstünde sie es selbst nicht ganz.

»Wenn wir diese schöne Natur nicht hätten und die guten Freunde, wäre es sehr bedrückend«, antwortete sie leise. »Überall Arbeitslose, statistisch geschönt fast zwanzig Prozent. Auch massive Gehaltskürzungen und Rentenkürzungen gibt es. Die Leute spotten schon, wir wären hier das Versuchsfeld für die anderen EU-Staaten, um zu testen, wie weit man gehen könne, ohne dass die Leute auf den Barrikaden stehen.

Auch für die jungen Menschen mit besten Abschlüssen gibt es keine Perspektive im Land – sie gehen fort. Die neue, totale Herrschaft des Geldes hat übrigens mehr Letten aus dem Land getrieben, als die Kommunisten je deportiert haben. Proportional zur Gesamtbevölkerung entspräche das bei euch in Deutschland etwa zehn Millionen Menschen.

Ist es nicht schrecklich und gleichzeitig bezeichnend für Machtstrukturen, in denen das Leben der Bürger wieder einmal zur Manövriermasse eines angeblich alternativlosen Systems verkommt?«

»Dabei hat doch alles so hoffnungsvoll bei euch begonnen«, erinnerte sich Oie.

»Gewiss, Hermannis' Ingenieurbüro hat sich prächtig entwickelt, in den ersten zehn Jahren. Aber jetzt hat er Probleme seine Leute durchzubringen, denn es wird kaum noch investiert. Das ganze Volk stecktin dieser Kredit- und Finanzfalle.

Niemand sieht einen Ausweg.

Uns geht es ja noch relativ gut, obwohl sie mein schmales Gehalt um ein Viertel gekürzt haben. Aber es gibt so viele Menschen, die arm sind und nicht wissen, wie sie über die Runden kommen sollen. Besonders die Alten, mit ihren lächerlichen Renten, und die Russen, die keine Arbeit finden, weil sie sich aufgrund ihres Alters und der Sprach-Barriere schwer integrieren können. Alle Menschen wollen doch arbeiten, um in Würde leben zu können.

Früher im Sozialismus wurde Arbeit verteilt – bis ins letzte Dorf. Heute wird Arbeit verkauft, und wenn die Profit-Erwartungen nicht stimmen, bekommst du einfach keine.

Riesige Probleme überall, gerade hier auf dem flachen Lande. Aber niemand will die alte Mangelwirtschaft zurück, nur eben die Sicherheit einer bescheidenen Existenz. Aber das ist wohl die berühmte Quadratur des Kreises.«

Inga schaute sich kurz um: »Nachher, wenn die beiden Offiziere kommen sollten, macht euch auf Überraschungen gefasst. Die meisten sind arbeitslos, arm und werden nicht gerecht behandelt – besonders wenn es Leute sind, die keine lettische Staatsangehörigkeit haben.«

»Wir werden sehen«, brummte Oie. »Jetzt sollten wir ein bisschen Boot fahren auf dem Fluss. Das tut sicher gut, nach der Arbeit in dieser Hitze. Ich merke schon, Samuel traut sich nicht allein, wegen der lettischen Krokodile?«

Samuel schaute etwas ungläubig-spöttisch und meinte: »Schön, schön lass uns rudern gehen.«

»Ich lege mich derweil in die Sonne und warte auf Hermannis«, schloss Inga.

Unten am Fluss, nahe am Sauna-Haus am kurzen Steg, lag das warme nach Teer riechende Boot im blauen Himmelsspiegel des Wassers.

Sie stießen ab und Oie ruderte gemächlich in die nun grün gefassten Spiegelungen, des weitläufig mäandernden Flüsschens. Sein langsam fließendes Wasser war höchstens zehn Meter breit, mit Seerosen und einem Schilfgürtel zum Hochwald auf der anderen Seite.

Hinter der zweiten Biegung hatten sie den Hof aus den Augen verloren und fuhren durch einen Buschtunnel, der nur noch wenig Sonnenlicht einfallen ließ. Die feuchte Frische des Morgens hing noch immer über dem Fluss zwischen den Bäumen, sodass sie froh waren, als sich am Ende des Grüntunnels wieder eine weite, von Sonne beschienene Fläche auftat. Der Fluss zerlegte sich dort zu einer unüberschaubaren Schilffläche mit vielen Wasser-Armen, von denen der größte gerade so breit war, um ungehindert rudern zu können.

»Da ganz vorn«, zeigte Oie, »ist ein Staudamm. Wir befinden uns quasi in einem verschilften Stausee.«

Nach wenigen Minuten waren sie kräftig durchgewärmt, und als eine Kette weißer Schwäne flötend und trompetend im Tiefflug vorüber zog, beschlossen zum Damm zu fahren.

Auf halber Strecke bat Oie den Freund mit dem Ruder zu staken. Er wollte, auf der Bank stehend, den passenden Wasserarm ausfindig machen, denn sie hatten sich in immer schmalere Wasserläufe begeben, und nur die Passierbarkeit ließ darauf schließen, dass hier noch manchmal gefahren

wurde.

Oie war unsicher, obwohl er hier schon vor Jahren gewesen war, denn es war alles noch weiter zugewachsen.

Nussbaum bemerkte scherzhaft: »Hydrodynamik. Gib mir die hydrodynamischen Daten vom Wasserlauf und ich berechne dir, wo es langgeht – es ist reine Hydraulik!«

Oie lachte: »Wie kommt es eigentlich, dass man euch Naturwissenschaftlern glaubt, dass ihr immer alles berechnen könnt?«

»Mathematiker bitte. – Das ist, weil ihr keine Chance habt, das wirklich zu verstehen«, grinste er: »Hoffnung. – Und weil wir Hoffnung auf Erkenntnis verkaufen. Brillante Köpfe bringen das rüber. Die meisten unserer Spezies sind zwar ein bisschen flott im Kopf, bringen das aber nicht so ans Publikum – wie ich meistens.

Ich war am liebsten allein mit meinen Gedanken. Problem. – Gib mir dein Problem, war mein Hauptsatz, und ich versuche eine Lösung. Aber lass mir Zeit und stör mich nicht. – Das braucht natürlich Vertrauen.«

»Wie bei uns in der Gestaltung. Da braucht es auch Vertrauen, aber die wenigsten Auftraggeber können auf diese Weise loslassen – schon gar nicht für einen Außenstehenden oder ein einmaliges Projekt. Sie leben mit der täglichen Kontrolle, dem Gefühl, alles im Griff zu haben.– Und nun sollen sie einfach so auf Ergebnisse warten?«

Nussbaum nickte: »Mathematik. – Das ist sicher schwer. Zugegebener maßen ist das bei rein mathematischen

Problemen, die nichts mit dem so genannten Geschmack und kultureller Prägung zu tun haben, einfacher.«

»Aber ihrem Zahnarzt vertrauen sie doch auch«, stöhnte Oie.

»Wahrscheinlich, weil es das Letzte an menschlicher Überwindung bedeutet, sich selbst an den Zähnen zu feilen.«

Oie lief es bei diesem Satz Nussbaums kribbelnd über den Rücken.

»Geometrie. – Eigentlich«, dozierte der, »ist es ganz einfach mit der Geometrie der Mäander. Hydraulische Systeme, auch in dem Stau-Sumpf, in dem wir uns hier gerade befinden, sind präzise berechenbar. Nur die weichen Faktoren, also die konkreten Randbedingungen machen es oft zu einem riesigen Problem. Das ist der eigentliche Kern der Forschung, der Anwendungsforschung quasi, – hydraulisch ist alles klar!«

»Ja, wir haben da auch schöne Beispiele aus unserer Arbeit für die Glas-Gestaltung am Bau«, bestätigte Oie: »Wenn du zum Beispiel die grafische Struktur von Blutgefäßen der Menschen im Gehirn, aus einer Computer-Tomografie, mit dem riesigen Flussdelta des Ganges aus der Satelliten-Perspektive vergleichst, wirst du da unerhörte Ähnlichkeiten feststellen. Wir haben das in einer großen Glas-Collage für einTreppenhaus eines Wasser-Unternehmens gegenübergestellt. Sie heißt Wege des Liquiden. – Die Ausbreitung von Flüssigkeit ist verblüffend ähnlich in ihrer Ästhetik, irgendwie unabhängig von der Dimension.

Ein anderes Treppenhaus zeigt, wie sich Flüssigkeit unter anderen Randbedingungen den Weg bahnt: bei der Gegenüberstellung einerSatellitenaufnahme des gewaltigen Colorado-Deltas mit Nierengefäßen oder Bronchialverästelungen – und selbst die Ähnlichkeit mit der grafischen Struktur eines alten Eichenbaumes ist verblüffend.«

»So ist es«, bestätigte Nussbaum, »Selbstähnlichkeit. – Das ist die so genannte Selbstähnlichkeit der Strukturen im Mikro- und Makrokosmos. So wie sich in Blättern die Bilder der Bäume wieder finden, so wie in einem Tropfen alle Eigenschaften des Meeres angelegt sind – und die des Regens auch.

Dem kommt man mathematisch durch Iteration auf die Spur, das heißt die unendliche Anwendung gleicher Methoden in zum Beispiel Richtungs-, Struktur- und Proportionsfragen. Der göttliche Bauplan der Natur basiert auf Fraktalen, den selbstähnlichen Strukturen vieler Naturgebilde, von der Küstenlinie über den Baum, den Brokkoli, die Walnuss oder Gehirnstrukturen.

All das entstand in der Natur-Entwicklung methodisch durch Iteration. Auch hier im Sumpf ahnt man jetzt etwas von dieser Großartigkeit – der Göttlichkeit der Natur – so würde ich es nennen.

Sonnenbrand. – Den Sonnenbrand gibt’s dabei gratis – wir sollten zurück.«

Sie gaben ihr Ziel auf, denn die letzten Meter waren sie nur noch schwer und stakend vorwärtsgekommen. Das Boot

ließ sich nicht drehen, also stakten sie zurück, bis sie sich wieder im Hauptarm des Flüsschens befanden.

Als sie am Sauna-Steg anlegten, bedankte sich Nussbaum für den schönen Ausflug und für die tollen Eindrücke. Oie brummelte lächelnd: »Bedank dich bei der göttlichen Natur – ich hab das nicht gemacht!«

Leichtfüßig schreitend kam Inga die saftig schimmernde Wiese zum Fluss herunter. Sie hatte sich einen Blumenkranz geflochten, den sie, wie schwebend, einer Krone gleich, auf dem Kopf trug, und wollte den Fisch holen, der im Weidenkäfig schwamm.

Die Männer wuchteten ihr den schweren Behälter aus dem Wasser und machten dann Komplimente über ihren schönen Kopfschmuck.

Inga lächelte charmant: »Das fördert den aufrechten Gang. Schon als kleine Mädchen haben wir uns bei jeder Gelegenheit Blumenkronen geflochten. Damit läuft man intuitiv ausbalanciert und merkt auf einmal, wie die Spannungen des Tages aus dem Rücken fallen. Da braucht man keine Model-Schule und keinen Therapeuten.«

Als sie das erzählte, erinnerte sich Oie, dass auch Katha schon bemerkt hatte, wie apart und elegant der Gang Ingas sei – trotz ihrer reiferen Jahre.

»Hilft das auch, wenn man schon Verschleiß in der Wirbelsäule hat?«, zeigte sich Nussbaum schmunzelnd interessiert.

»Ja, ich bin ein Beispiel dafür – in meinem Alter, den ganzen Tag in der Bibliothek am Computer. Aber sowie ich

hier draußen einen Blumenkranz aufsetze, merke ich nichts mehr, sind die Schmerzen im Rücken wie weggeblasen.«

»Das werde ich meiner Frau empfehlen«, freute sich Nussbaum. »Sie ist Ärztin, Chirurgin in Berlin und klagt manchmal über Rückenschmerzen.«

»Das wird aber schwierig mit einem Blumenkranz im Operationssaal«, witzelte Oie. »Wenn der Patient dann aufwacht, denkt er, er sei schon bei den Engeln.«

Alle lachten.

19 Kreml-Flug-Dirigent Oberst a.D. Valentin Kiparsky

Oben fuhr Hermannis durchs Tor und um das Haus herum vor die Garage. Er stieg aus und half dann einem älteren Herrn aus dem Auto.

Vom Steg am Fluß gingen sie hinauf.

Hermannis stellte seine Frau vor – dann Oie und Nussbaum mit Klarnamen, worauf der Gast gut gelaunt auf Deutsch antwortete: »Oberst a.D. Valentin Kiparsky aus Talsi. Ich verstehe Deutsch gut, denn ich war lang in DDR stationiert. Nur die Sprache ist ohne Übung – da musst du helfen, Hermannis!«

Kiparsky, ein mittelgroßer, massiger Mann, drehte sich – mit seinen siebzig Jahren schon etwas steif im Rücken – sah die Dimension des Anwesens und sagte mit schwerem Akzent: »Was habe ich falsch gemacht vor zwanzig Jahren? - Alles war möglich, aber als Lettland unabhängig wurde, habe ich mich in Treue zur Sowjet-Armee in Streitereien verwickelt. Bis August vierundneunzig – und als der letzte Soldat abgezogen war, blieb nur der Ruhestand.

Eine kleine Rente habe ich, die nicht reicht, und eine ständige Genehmigung zum Aufenthalt – und gute Freunde habe ich, obwohl ich kein echter Lette bin. So ein Status ist hier in meinem Alter keine Selbstverständlichkeit.«

Inga bat sie an den Kaffee-Tisch und ging mit dem Oberst voraus.

Hermannis hielt die Freunde etwas zurück: »Den anderen Offizier habe ich auch gefunden, in Jaunsezi, an der angegebenen Adresse. Er tat erst so, als wüsste er von nichts. Da habe ich ihm die Liste mit seinem Namen gezeigt und gesagt, dass hier ein paar alte Kameraden zu Gast sind und wir uns freuen würden, auch ihn heute Abend beimGrillen zu begrüßen.

Er kommt, da bin ich sicher.

Dem Oberst musste ich nur sagen, hier treffen sich alte Freunde Igor Antonows, da packte er gleich seine Tasche. – Er bleibt bis morgen.«

Sie setzten sich auf die Terrasse zu Inga und Valentin, die sich schon duzten, weil Inga sich, wie sie sagte, durch den Oberst in Figur und Habitus an ihren verstorbenen Vater erinnert fühlte.

An der Kaffeetafel unter dem Sonnenschirm umwehte sie der Duft von frisch gebackenem Pflaumenkuchen, wie wenn er ihrem suchend konspirativen Treffen die Aura des Alltäglichen und Familiären geben wolle.

Mit hochprozentigem Selbstgebrannten von Bauern-Pflaumen stießen sie an.

Heiteres Gequassel, in Lettisch, Deutsch und Russisch, über das schöne Sommerwetter und die Vorzüge des eigenen Gartens eröffnete die Gespräche, so als traue sich niemand, den Anlass ihres Hierseins zu hinterfragen.

Über verschrobene Geschichten aus der Zeit des großen, vergangenen Militär-Imperiums tastete sich der durch Oies unerwarteten Auftritt neugierig gewordene – Hausherr

intuitiv an das Unaussprechbare heran. Er erzählte dem Oberst, wie er es in den letzten Jahren des Afghanistan-Krieges geschafft hatte, dem Chaos und der Einberufung dorthin zu entgehen.

Kiparsky, mit vom lettischen Landsommer wettergegerbtem Gesicht und wieselflinken Augen, schwieg dazu und musterte die Anwesenden intensiv, wie wenn er ein dauerhaft imprägniertes Misstrauen durch Augenschein überwinden wollte.

Seine bedächtigen Bewegungen und die besondere Artikulation, wie Verzögerungen des Alters anmutend, ließen einen Funken von Geheimnis in die Runde springen, ohne dass es ihnen schon bewusst war.

»Die Augen auf und immer gut informiert, das war die halbe Lebensversicherung«, erzählte Hermannis. »Als Reservist war ich ganz schön gefährdet, noch fünf Minuten vor zwölf in Afghanistan zu landen. Weißt du noch Oie«, lachte er, »ich war damals zwei Genossen. Einer war Ober-Ingenieur im Stahlbau-Kombinat und einer war Service-Ingenieur in der Zentralklinik. Tote Seelen – wie bei Gogol.

So konnte man ein bisschen besser verdienen. Das ging mit den Papieren von zwielichtigen Gestalten, die wegen irgendwelcher Probleme freiwillig in Sibirien untergetaucht waren. Dort, im ewigen Eis, hat keiner nach Dokumenten gefragt. Dort waren sie froh, dass überhaupt einer kam. Man konnte da als Gestrandeter von vorn beginnen – und die zurückgelassene, verkaufte Identität half dann Menschen wie mir.

Irgendwie passte das auch zum System der Plan-Hysterie, denn meine Arbeitsleistung konnte sich effektiv und lukrativ verdoppeln. Und ganz hinten, in Sibirien, entstand aus dem Nichts ein neuer Werktätiger – ein Wunder in der Plan-Statistik.«

»Ja, ich weiß noch«, lachte Oie, »als ich sechsundachtzig nach Riga kam und du nicht aufzufinden warst, weil gerade wieder rekrutiert wurde. Das fand ich damals wirklich skurril, dass man so entwischen konnte.«

»Und wie ich dich mit allen vier Rädern von unserem Shiguli auslösen musste«, lächelte Inga in Erinnerung, »bei der Militärpolizei, als sie dich bei einer Straßen-Kontrolle mit den Papieren des Service-Ingenieurs erwischt hatten.«

»Ja das war in höchster Not, sonst wäre ich eingezogen worden. Damals mussten wir ein halbes Jahr auf unser Auto verzichten, bis endlich neue Räder organisiert werden konnten. So war das – es hätte aber schlimmer kommen können.«

Vor dem Haus hörten sie einen Wagen halten. Die Tür klappte, und nach längerer Zeit erst kam, vorsichtig äugend, der angekündigte Victor Toparow durch den Blumengarten an der Seite zum Fluss.

Mit seinen, nach Auskunft der Listen, knapp fünfzig Jahren, zeigte er einen merkwürdig geduckten und verzögerten Gang. Einem aufgeschreckten, verunsicherten Tier gleich, ließ die hagere, grauhaarige Erscheinung ihre Blicke nach links und rechts schweifen, – wie in vermintem Gelände.

»Hey«, rief Hermannis, der schon den zweiten vom selbst gebrannten Obstwässerchen intus hatte – »nicht die Blumen treten, sonst explodiert meine Frau!«

Die Männer lachten lauthals. Victor Toparow, der Leutnant a.D. hielt dabei stocksteif die Hände in den Taschen, wie jemand der nicht auffallen möchte.

Hermannis bat ihn an den Tisch und stellte alle der Reihe nach vor, wobei der Leutnant a.D. bei der Vorstellung des Oberst den kantigenKopf witternd hob, die Nüstern weitete und die Augen verkniff, als kenne er Kiparsky aus einem früheren Leben.

Inga gab ihm ein besonders großes Stück Pflaumenkuchen, sprühte Sahne darauf, goss Kaffee ein und das Gesicht des neu hinzu gestoßenen ehemaligen Offiziers entspannte sich sichtlich.

Nussbaum schilderte, zum Auftakt auf Russisch, ein paar von den vor zwanzig Jahren begründeten einfachen Zusammenhängen ihres Hierseins – und meinte die gemeinsame Vergangenheit beim Militär-Geheimdienst.

Hermannis hatte wieder Obstler eingeschenkt und sie prosteten sich zu, worauf sich Toparow auf Russisch für die Einladung an diesen schönen Ort bedankte und anfügte, dass er eigentlich nur gekommen sei, weil Hermannis ihm die Liste gezeigt, er seinen Namen gesehen und Leutnant des Militär-Geheimdienstes gelesen hätte.

Da sei alles in ihm wieder hochgekommen, was er eigentlich vergessen wollte, weil ihm das in den letzten Jahren schon genug Schwierigkeiten bereitet habe. Gerade

als Russe und Offizier des MGD war er nach der Unabhängigkeit Lettlands auf den Schwarzen Listen beider Seiten – wohl auch, weil er mit einer Lettin verheiratet war und im Land bleiben wollte.

»Ja, das kommt mir bekannt vor«, warf der Oberst ein. Das ging mich zwar nicht mehr viel an, weil ich bald in den Ruhestand ging, und eine der Bedingungen für den Abzug der Sowjet-Armee aus Lettland war, dass die etwa zwanzigtausend Militär-Pensionäre im Lande zufriedengelassen und die Pensionen ausbezahlt werden.

Es gab in der Folge aber gerade gegenüber diesem geheimsten aller Geheimdienste, und seinen paar Dutzend Spezialisten, ein ungeheures Misstrauen – wie zu einem Werwolf oder einer Fünften Kolonne – obwohl wir uns eigentlich immer nur darum gekümmert haben, wie jeder Militärische Nachrichtendienst, dass keine militärischen Geheimnisse abflossen und wir genügend Informationen über die Rüstung und Strategien unserer potenziellen Gegner bekamen. Ganz unaufgeregt und persönlich sauber.

Aber so ist das – je weniger die Leute wirklich wissen, desto mehr schießen Ängste und Verdächtigungen ins Kraut.«

Alle schwiegen betroffen, – bis Hermannis den Ex-Leutnant Toparow fragte, wie es denn weiter gegangen sei, nach seiner Demobilisierung, und zur Aufmunterung gleich noch mal Pflaumenbrand eingoss.

Sie stießen an.

Toparow sah man sein ungläubiges Staunen über die

merkwürdig gemischte Gesellschaft in der Sommerfrische noch immer an, als er auf Russisch erzählte: »Ich war, als die lettische Unabhängigkeit anstand, nicht mal dreißig Jahre alt und konnte mich aus den Händeln – als es in Lettland nach Bürgerkrieg aussah – heraushalten.

Meine lettische Frau und meine zeitweilige Sonderstellung, als nicht zuordenbarer Offizier, machte mich in der Garnison da schon verdächtig, weshalb man mich von allen Informationen abschnitt.

Vor dem dritten Mai – dem Unabhängigkeitstag – demobilisierte ich mich quasi selbst, quittierte meinen Dienst und kappte alle Verbindungen. Wir mussten unser Zimmer auf dem Kasernengelände räumen, konnten aber bei der Mutter meiner Frau in Jaunsezi unterkommen.

Unser erstes Kind war unterwegs, ich war ohne Arbeit und wir saßen als beschimpfte Russen-Knechte zwischen allen Stühlen. Nur die gute Qualifikation meiner Frau als Operationsschwester im Krankenhaus Jelgawa hat uns über die Jahre gebracht.

Ich selbst als Elektronik-Ingenieur war dann Hilfsarbeiter in verschiedenen Firmen, auch Techniker auf einem großen Landgut hier in der Gegend, das jetzt einem Holländer gehört. Da habe ich viel über Landmaschinen-Technik gelernt.

Die Sprach- und Staatsbürgerprüfung habe ich abgelegt und seit einigen Jahren bin ich echter Lette. – Da will ich keine alten Geschichten mehr hochkommen lassen, zumal mir jetzt ein leidlich laufender Landmaschinen- und

Teileservice in Jaunpils gehört, mit dem ich für die westliche Uralt-Technik der Kleinbauern fast alle Ersatzteile besorgen kann.

Bloß, die Bäuerlein haben durch die Krise immer weniger Geld, das macht das Geschäft unendlich schwierig. Ich werde oft mit Kartoffeln, Holz oder einem Schwein bezahlt und brauche dafür dann wieder so was wie einen kleinen Agrarhandel. Alles sehr zäh, aber man kann helfen und davon leben – bloß auf meine Zeit als Offizier möchte ich öffentlich nicht mehr angesprochen werden, das löst bei gewissen Leuten hier noch immer Beißreflexe aus.«

Der Oberst grummelte: »Man sollte zu dem stehen können, was man vollbracht hat, aber jeder Fall ist anders und das Gedächtnis der Leute kurz. Damals waren wir die Helden an der unsichtbaren Front, – und jetzt sind wir in Verdacht, Verbrecher gewesen zu sein.«

»Aber nun freuen wir uns mal über den schönen Tag, das gute Wetter und darüber, dass wir halbwegs gesund geblieben sind«, lächelte Inga mit all ihrem Charme in die Runde, reichte noch Pflaumenkuchen und goss Kaffee nach.

Die Stimmung zu heben, gelang ihr damit nur kurz, denn Toparow erwiderte: »Das kann ich eben nicht wirklich. Ich lebe immer in Sorgen, wie es weiter geht. Bei der letzten Entlassungswelle – wegen der Finanzkrise – haben sie im Frühjahr meiner Frau gekündigt. Nach fast zwanzig Jahren aufopferungsvollen Dienstes. Die Hälfte des Personals im Krankenhaus ist jetzt entlassen und die anderen haben hohe Lohneinbußen. Meine Frau ist nun seit Monaten in

Deutschland, als private Demenz-Pflegerin - rund um die Uhr. Sie wird zwar gut bezahlt – aber was ist das für ein Leben für uns beide?

Die Kinder sind Gott sei Dank schon aus dem Haus, aber die hochbetagte Mutter meiner Frau lebt bei mir und fragt jeden Tag mitleidsvoll nach ihrer Tochter in der Fremde.«

Sie schwiegen betroffen und Inga begann das Geschirr abzuräumen, wohl auch um an diesem schönen Sommertag nichts Bedrückendes mehr hören zu müssen.

»Wir sollten in die Sauna gehen, bevor wir in Trübsinn verfallen«, schlug Hermannis vor, und sie spürten in diesem Augenblick den feinen Geruch von brennendem Holz, der vom Saunahaus zu ihnen heraufzog. »Inga hat alles vorbereitet. Wir haben Saunatücher für alle hier im Haus. – Umkleiden könnt ihr euch auch hier – ich zeige euch wo.«

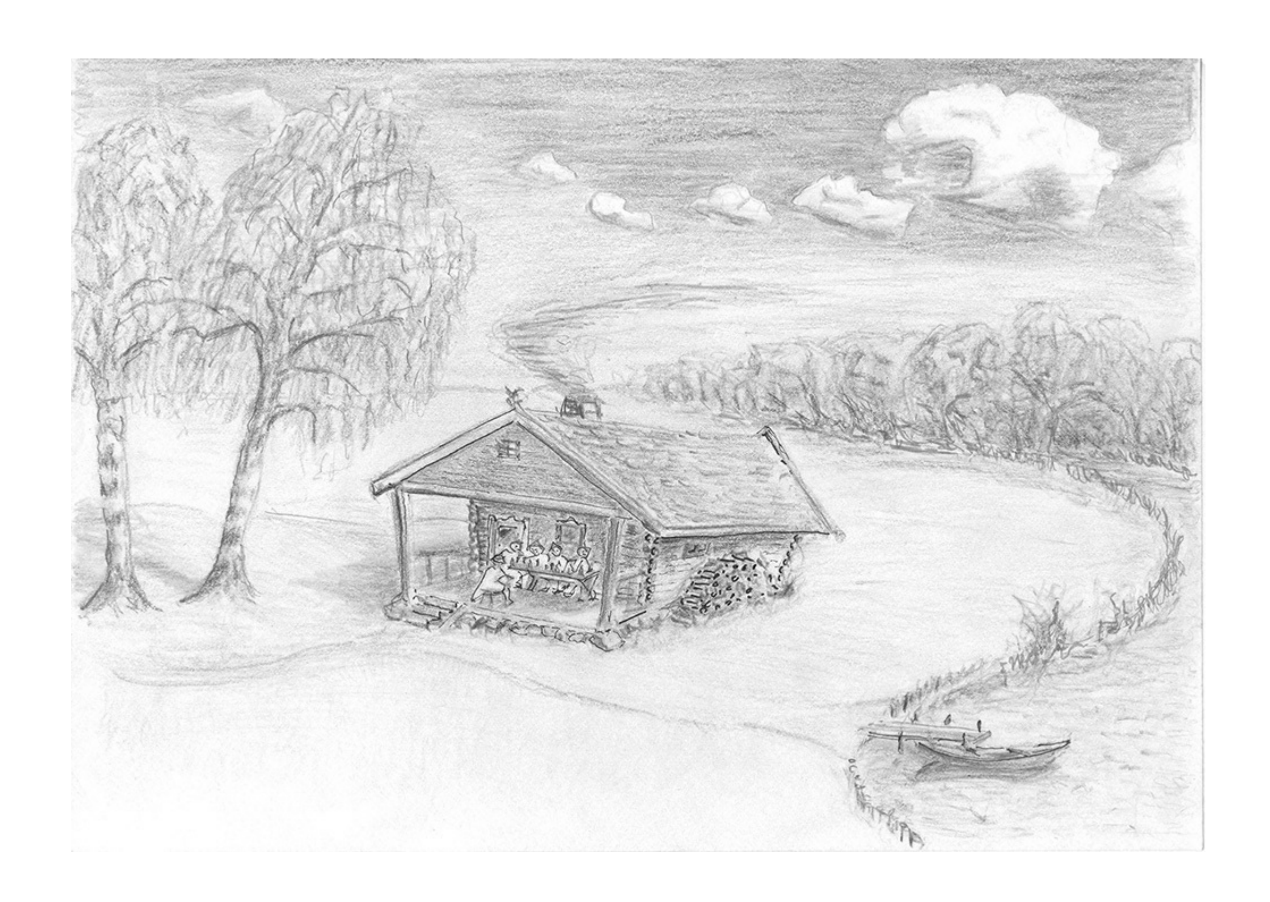
Für Oie klang der Vorschlag, in dieser angelaufenen, abtastenden geschichtlichen Suche, wie eine Verheißung, denn die Sauna als Ort der Stille, aber auch des vertrauten Gespräches, war Oie eine lieb gewordene Facette lettischen Landlebens. Wie ein ehernes Bollwerk gegen jedwede modische Attitüden, Reinheit und Klarheit der Gedanken herausfordernd, wie ein kühler Gebirgsbach – mäandernd in den erhitzten Steingärten des Zeitgeistigen, des vermeintlich Unumstößlichen und Alternativlosen, im Leben und in der Geschichte.

Nach einigen Minuten standen sie, wie römische

Senatoren in weiße Laken gehüllt, mit Handtüchern über den Schultern, barfuß auf der Wiese.

Sie hüpften – mehr als dass sie gingen – hinunter zum über hundert Jahre alten schwarz-hölzernen Saunahaus, wie man es im Baltikum bei den großen Höfen noch manchmal findet.

Auf Feldsteinen gegründet, hatte es sich über die Generationen im moorigen Boden gesetzt, sodass es nicht einen gleichen Winkel und nicht einen horizontalen Balken zu geben schien. Wie eine große, schwarze Glucke hockte es – Holzschindel gedeckt und bemoost – im saftig grünen Ufergras. Durch den Bau am Fluss war die natürliche Abkühlung wohl durchdachter Teil der Saunakultur.



Das Holzhaus hatte einen großen Dachüberstand an drei Seiten, unter dem das gespaltene Feuerholz für den Saunaofen zum Trocknen gestapelt wurde. Auf der dem Haupthaus zugewandten Giebel-Seite befand sich, über die ganze Breite, ein überdachter Freisitz mit Tisch und Bänken, unter denen ein Bierkasten stand.

Es war die letzten Tage brennend heiß, was unweigerlich zu der Bemerkung führte, dass ja Warmbier oft zu Heilzwecken eingesetzt würde. Hermannis beruhigte die Kenner und zeigte beim Eintreten in den Vorraum auf den großen Kühlschrank vor der hölzernen Wand.

Nach dem Öffnen des weißen Schreines – was genüsslich-animalische Urlaute in der Männerrunde auslöste – überzeugten sie sich, kühle, beschlagende Bierflaschen abwischend und weiter reichend, von den vielfältigen Herrlichkeiten.

»Aber erst mal richtig Schwitzen Jungs«, bremste Hermannis, sammelte die Bierflaschen wieder ein, und verteilte naturbleiche, kegelförmige Filzkappen, unter denen die Männer nun aussahen wie närrische Senatoren.

Sie öffneten die Tür der Sauna und traten in einen heißen, nach Holz, Rauch und Birken duftenden Raum, an dessen schummriges Dunkel sich ihre Augen nur langsam anzupassen vermochten, denn nur zwei kleine, verglaste Lüftungsluken spendeten ein verräuchertes Dämmerlicht. Große, breite und in der Höhe gestaffelte Holzrost-Bänke boten das Bild einer archaischen Sitzlandschaft.

Sinnlich dominierender Eindruck war jedoch dieser

ungeheuer würzige Geruch, der sich auf atemberaubende Weise mit der trockenen Hitze verband.

Fünf Minuten des Schwitzens waren vergangen, da schöpfte Hermannis einen Eimer Wasser aus dem großen Fass, das in der Ecke stand, und stellte ihn auf die unterste Bank. Nachdem sie wieder eine Weile gedampft hatten, verteilte er Bündel frischer Birkenzweige und begann mit einem davon sanft auf Oies Rücken einzuschlagen.

Sich abwechselnd folgten die anderen dem Beispiel und tauchten die Birkenzweige dabei immer wieder in den Eimer mit dem warmen Wasser.

»Das ist besser als jede Seife«, verkündete Hermannis, »und es vertreibt die trüben Gedanken!«

Nach etwa einer Viertelstunde rannten sie nackt über die kurze Wiese zum Fluss und sprangen, dem Hausherrn nach, hinein.

Es war köstlich für wenige Minuten im kühlen Fluss zu schwimmen. Das schnaubende Gelächter und wilde Geplansche der Männer waren die ausgelassene Begleitmusik.

Zurück an der Sauna legten sie ihre Laken um, holten Bier aus dem Kühlschrank, setzten sich und stürzten es in ihre ausgetrockneten Kehlen.

»Nun was machen wir«, fragte Hermannis, nachdem er Toparow in groben Zügen über den Brief Igor Antonows informiert hatte und die Liste vor ihnen auf dem Tisch lag.

Die schauten gemeinsam darauf und stießen im sowjetischen Operationsgebiet in der Kopfzeile wieder auf

das russische Wort Prelomlenie, das der Oberst kannte, mit Licht-Brechung übersetzte, und als den Kreml-Flug bestätigte.

»Wie war das damals Leutnant?«, fragte Hermannis. »Wie kommst du auf die Liste?«

Toparow schaute sie nacheinander an, fasste endgültig Vertrauen und erzählte: »An den Kreml-Flug erinnere ich mich, als wenn es heute wäre. Auch an die schlaflosen Nächte danach, bis sich alles beruhigt hatte, denn auch ich hatte Furcht, degradiert zu werden oder in Afghanistan zu landen.

Es ging damals aber noch mal gut für mich, obwohl die Geschichte wirklich kurios war – und ich mittendrin - denn ich hatte damals als junger Leutnant an diesem ominösen Tag Dienst in Skrunda. Diesem riesigen Leitzentrum der Luftabwehr und des sowjetischen Raketen-Frühwarnsystems in Lettland, das später, beim Abzug der Sowjet-Armee, bis auf die Landebahn dem Erdboden gleichgemacht wurde. Da begleitete ich einen Hauptmann, einen Inspekteur von Waffensystemen des Militär-Geheimdienstes, und war als Ingenieur für den Check der elektronischen Systeme verantwortlich.

Mit unseren Unterlagen gingen wir am achtundzwanzigsten Mai durch die Zentrale, in der für diesen Tag eine Übung angesetzt war – an einem Militärfeiertag, dem Tag der Sowjetischen Grenztruppen. Deshalb hielten alle es gerade an diesem Tag für eine üble Schikane.

In den Kasernen feierten sie, doch wir nervten die Truppe und saßen dabei selbst in der Provinz fest. Begründet wurde es mit dem erhöhten Übungsbedarf nach dem katastrophalen Fehlschuss auf den koreanischen Jumbojet bei der Insel Sachalin, der das Bild der Sowjetischen Luftabwehr in den Augen der Welt diskreditiert hatte.

Die seit der Zeit neu strukturierte Luftabwehr musste dieses Versagen durch viele Übungen ausbaden – auch wir, als dafür zuständige Spezialisten des Militär-Geheimdienstes.«

Hermannis holte ersten Nachschub aus dem Kühlschrank und sie hörten weiter gespannt zu.

»Wir hatten uns gerade an einen Tisch im großen Kontrollraum gesetzt, weil nichts mehr zu tun war und wir das Dienstende abwarten mussten – vorher ging kein Flugzeug zurück nach Leningrad.

Im Hintergrund das Panorama grünlich flimmernder Monitore der Luftüberwachung, die alle Militärbezirke parallel auf den Schirmen zeigten, denn alles lief in dieser Zentrale zusammen und wurde dort mit den Bildern der Satelliten abgeglichen – immer um sicherzugehen, dass eine einzelne Alarmierung kein globaler Großangriff ist.

Bald kam der Diensthabende Kommandeur – ein Major – und setzte sich zu uns.

Wahrscheinlich, weil er wissen wollte, was wir so aufschreiben würden, zum technischen Zustand seiner Einheit – denn er wusste von diesem Teil unserer Aufgabe.

›Tagelang geht das schon so‹, erzählte er: ›Gestern ein

Absturz von Militärfliegern, heute Jagdbomber im Tiefflug, die wir erst nach einiger Zeit als Unsere identifizieren konnten, dann eine Transportmaschine, im Tiefflug, auf einem merkwürdigen Kurs über militärische Sperrgebiete und – nicht zu vergessen – dazwischen ein Dutzend Verkehrsmaschinen, also Linienflüge von Stockholm, Helsinki und Moskau.‹

Das hatten die in Skrunda auf dem Schirm und wussten, das gehört irgendwie zur Übung, und nach gewissen Identifikations- und Alarmierungsabläufen wird immer alles protokolliert und zurückgepfiffen.

Als er das gerade berichtet hatte – nach dreizehn Uhr – wurden wir zum Kommandostand gerufen, denn es wurde unruhig im Luftraum über dem Finnischen Meerbusen vor unserer Küste. Ein Offizier, der als Lotse mit den Zivilflügen zu tun hatte, ging nach einem Notruf auf die Frequenz des Towers vom Flughafen Helsinki, denn die suchten nach einer dort gestarteten Deutschen Sportmaschine, die ohne Vorwarnung verschwunden war.

Das Suchflugzeug und den Hubschrauber der Finnen konnten wir auf den Monitoren kreisen sehen, aber es ging uns ja nichts an – jedenfalls dachten wir das damals.

Die Finnen hatten die Absturzstelle wohl auch schnell gefunden, denn sie waren später mit Schiffen in einem kleinen Seegebiet konzentriert.

Das war alles relativ entspannt, bis gegen vierzehn Uhr. Dann wurde auf einmal ein Kleinflugzeug im Sowjetisch-Estnischen-Luftraum vor der Küste durch eine Radarstellung

erfasst und zu uns in die Zentrale gemeldet.

Das Radar war etwa vierhundert Kilometer entfernt, aber in Skrunda hatten sie den Gesamtüberblick und mussten bestätigen, dass es kein Ablenkungsmanöver für einen Erstschlag ist.«

»Wie denn bestätigen?«, hakte Nussbaum nach.

»Das war die Aufgabe in Skrunda, denn die Bilder der Satelliten zeigten, dass da parallel keine feindlichen Bomber-Staffeln im Anflug waren und keine Starts von Interkontinentalraketen registriert wurden. Dies wurde bestätigt, und dann war es wieder Sache des jeweiligen Militärbezirkes und seiner Luftabwehr.

Die alarmierten, wie in solchen Fällen vorgesehen, die MIG 23-Abfangjäger. Meist als ein Höhepunkt der Übung, wie es im Zusammenspiel mit den Militärfliegern geprobt wurde, und was die gerne hatten, denn Jagdflieger sind oftmals wie verspielte Hunde – Hauptsache Fliegen.

Die auch von unseren Frühwarn-Flugzeugen aus großer Höhe erfasste, aber noch nicht identifizierte Maschine, flog weit südlich von Leningrad, zwischen Peipussee und Narva, und dann später Richtung Ostaschkow und Moskau.

Diesmal zeigte die in die Zentrale eingespielte Meldung der Piloten, dass es sich um ein deutsches Sportflugzeug mit dem Kennzeichen – das weiß ich noch wie heute – D-ECJB handelt und sie wissen wollten, was die Befehle wären?

Der Diensthabende Major, der gerade noch geflucht hatte, dass sein Vorgesetzter nicht im Stützpunkt sei – weil er an diesem Tag zur Auszeichnung und zum Feiern nach

Moskau gerufen wurde – sprang auf, und alles lief wie am Schnürchen.

Er wollte sich gerade mit den Offizieren der Luftabwehr absprechen, da trat ein Oberst, der am Morgen mit uns eingeflogen war, aus dem Dunkel der Überwachungszentrale nach vorn.

Er sprach kurz mit dem Major und rief dann: ›Passieren lassen und begleiten, wir lassen uns nicht provozieren, nicht mehr nach Sachalin – es ist eine Übung!‹

Der Major fragte noch, ob eine Funkverbindung zu diesem Flugzeug aufgenommen werden solle – und als das vom Oberst abgelehnt wurde, war klar, es ist wirklich eine Übung.

Wie bei allen unbekannten Flugobjekten, die erstmals als Kampf-Objekte klassifiziert wurden, vergab der Diensthabenden eine Nummer – ich glaube, es war die 8255.

Dann wurde der Befehl über Funk an die Luftabwehr ausgegeben und per Fernschreiber bestätigt.

Beim Diensthabenden Major sah man die Anspannung abfallen, und wir hörten, wie die Jet-Piloten lachten, über diese neueste Finte ihrer Vorgesetzten, mit einem ausländischen Sportflugzeug!

Bei allen im Leitzentrum war die Erleichterung zu spüren, dass sich das tödliche Szenario mit dem Jumbojet nicht im Kleinen wiederholen würde.

Der Major gab das Objekt mit Nummer dann auf Befehl des Obersten an die anderen Militärbezirke durch.

Danach war bald Feierabend für diese Schicht und Ende

des Manövers.

Der fremde Oberst holte damals noch eine Flasche Wodka aus seiner Aktentasche und sagte: ›Genossen, das war heute eine ausgezeichnete Leistung.‹ Dann goss er jedem am Tisch der Offiziere – zu Ehren des Feiertages – etwas Wodka in die Tasse, den alle schnell runterschluckten, denn seit dem Alkohol-Erlass war das Trinken im Dienst streng verboten.

›Und nun noch für die, die nicht mehr Dienst haben, eine schöne Feier und weiter viel Glück‹, sagte der Oberst damals, indem er sich verabschiedete, und wurde nicht mehr gesehen.

Wie doppeldeutig dieser Glückwunsch sein würde, konnten wir da noch nicht ahnen.«

»Was passierte dann?«, fragte Nussbaum, dem man die Spannung besonders anmerkte.

»Am nächsten Tag, hörten wir, war bei der gesamten Luftverteidigung der Teufel los, denn diese deutsche Sportmaschine landete am Abend auf dem Roten Platz in Moskau.

Alle Diensthabenden aus den Zentralen der Luftverteidigung wurden abgezogen und vom Militär-Geheimdienst verhört.

Auch ich, obwohl ich nicht zur Luftabwehr gehörte, habe in den Folgetagen mit Ärger gerechnet und hatte diverse Verhöre durch Vorgesetzte im Militärgeheimdienst zu überstehen, da ich ja ein Augenzeuge war – am Beginn – als alles noch zu verhindern gewesen wäre. Deshalb kann ich die Details und den Wortlaut heute noch aufsagen. Jedes

Wort wurde mehrfach protokolliert und gegen dich ausgelegt, wenn es sein musste«, beendete Toparow seinen Bericht.

Sie waren jetzt soweit abgekühlt, dass der nächste Sauna-Gang lockte.

Nachdem sie das lettische Ritual ausgiebig aber schweigend, wie nachhallend, genossen hatten, setzten sie sich an den Tisch.

Alles schien gesagt, denn irgendwie bewegte sich Toparows Bericht in den Gleisen des Bekannten und Erwartbaren zum Kreml-Flug, sodass Oie schon die Hoffnung aufgegeben hatte, mehr von den Hintergründen zu erfahren. Als er dies Nussbaum zu verstehen gab, sagte der: »Warte ab, unser Leutnant war nur eine Randfigur, und der Oberst weiß mehr, das habe ich seinem Gesicht angesehen.«

Hermannis kam mit Bier-Nachschub und setzte sich.

Nachdem er schweigend einen Schluck genommen hatte, wandte sich der Oberst zum Erstaunen aller an Toparow: »Ohne Uniform und nach über zwanzig Jahren werden Sie mich nicht erkennen, – wohl auch deshalb nicht, weil Sie soweit weg saßen, wie ich mich erinnere. – Der Oberst in der Zentrale war ich!«

Nussbaum klapste mit breitem Grinsen die Hände, als wenn er so was erwartet hätte. Oie und Hermannis blickten gebannt auf Kiparsky – Toparow schaute zweifelnd: »Auf der Liste stehen Sie, aber was hatten Sie mit dem Kreml-Flug dieses Deutschen zu tun?«

»Schöne Geschichte«, frohlockte Nussbaum. »Denn

immer wenn man in der Geschichte wissen will, wie es wirklich gewesen ist, muss man auch danach schauen, was dem vorausging.«

Valentin Kiparsky trank gemächlich, lehnte sich zurück und erzählte: »Ich hatte an diesem Tag, als Oberst des MGD, die offizielle Manöverbeobachtung von meinem Chef übertragen bekommen, und flog mit der Morgenmaschine von Leningrad nach Skrunda. In der Leitzentrale beobachtete ich die Übung und wartete gegen zehn Uhr auf ein deutsches Sportflugzeug aus Finnland, das vom Flugplatz Lahti zum Kreml-Flug starten sollte. – Das kam aber nicht.

Deshalb ging ich in die Kantine, rief das Restaurant Kawkas auf dem Newski-Prospekt in Leningrad an und bestellte bei Aljoscha, dem Chef, einen Tisch für Sonntagabend. – Und Flugenten. Das war mein Startsignal für die Ersatzoperation des Kreml-Flugs.«

Die Männer verharrten wie gebannt und blickten mit großen Augen auf den alten Oberst. Der genoss es sichtlich und fuhr fort: »Aljoscha telefonierte dann mit seinem finnischen Fleisch-Lieferanten in Helsinki und sagte, wie für den Fall verabredet, er bräuchte Flugenten – eine Kiste, am Sonntag. Er hätte aber keine Devisen und würdemit zwei Kisten besten Wodkas bezahlen. Das war unverfänglich und in der Branche so üblich, denn der sowjetische Fleisch-Markt war schon lange am Boden. Der KGB hörte natürlich alle Auslandsgespräche mit und beim Grenzübertritt der Lieferung verschwanden dann gewöhnlich ein paar Wodka-

Flaschen aber der Transfer zum Restaurant lief ansonsten ungestört. Der finnische Fleisch-Lieferant rief daraufhin einen Herrn Poursiainen in Helsinki an, der übrigens auch auf unserer Liste steht – der gab das Startsignal.

Ein deutscher Flieger, der schon seit drei Tagen in Helsinki stand, konnte dann starten – er war aber eigentlich nur unsere zweite Wahl.«

»Zweite Wahl, – warum das?«, merkte Oie zweifelnd auf.

»Weil wir eigentlich einem anderen den Vorzug gegeben hatten. Der offizielle Kreml-Flieger, der um die Mittags-Zeit aber nicht kam, sollte ein Rentner, ein deutscher Fliegeroffizier des Zweiten Weltkrieges sein.

Ein ME-262-Pilot, der in Gefangenschaft die ersten russischen Jet-Piloten in der Ausbildung auf den Beute-Maschinen betreute.

Er sprach gut Russisch und war sehr ambitioniert für einen persönlich proklamierten Freundschaftsflug. Auch wollte er wohl seine alten Verbindungen auf diese Weise wiederbeleben. Bloß der soff ständig, was wir bei der Auswahl nicht bemerkt hatten. Wir erfuhren es erst später. Sportflieger trinken wohl häufig ein bisschen – denn da oben kontrolliert ja niemand.

Später, bei der Auswertung der Operation mit Igor Antonow erfuhr ich, dass der Pilot am Morgen sturzbetrunken auf dem Flugfeld in Lahti angetreten war, sodass sich für unseren anwesenden Abwehr-Offizier der Start verbot. Wir hatten aber aus Geheimhaltungsgründen keine Rückmeldung vereinbart, nur ein Zeitfenster.

Wir nähten ja doppelt – und der junge Flieger Rust wollte in seiner Friedensmission unbedingt nach Moskau. Er hob gegen dreizehn Uhrin Helsinki ab und landete gegen neunzehn Uhr am Roten Platz.«

Oberst Kiparsky genoss die staunenden Blicke und ließ sich, wie zur Belohnung, noch eine Flasche Bier bringen. Alle saßen ungläubig, mit großen Augen und Ohren, in der Runde und warteten auf Einzelheiten,– als Inga vom Haupthaus herunterkam.

Anmutig, barfuß, in einem zeitlosen, naturleinenem Kleid von einem breiten, roh geschnittenen Ledergürtel gerafft, brachte sie auf einem hölzernen Brett frisch gebackenes Schwarzbrot und einen geräucherten Schinken, nebst Zwiebeln, Tomaten und Knoblauch aus dem Garten.

Kaum hatte sie die Landkost auf den Tisch gestellt, sprang Hermannis der Riese, spontan auf, nahm sie auf den Arm und drehte sich lachend im Kreise.

Inga, völlig überrascht, kreischte und schlug ihm sanft auf den Rücken, bis er sie wieder absetzte. Alle strahlten, denn irgendwie entsprach dies fühlbar der Stimmung, die auch sie ergriffen hatte, bei diesem unerhörten Bericht des alten Oberst.

Ingas Augen funkelten lächelnd, sie strich sich das Kleid glatt ob dieses spontanen Überfalls ihres Gatten und fragte, ob alles in Ordnung sei. Die Männer bestätigten es, bedankten sich und fielen mit scharfen Messern über Brot und Schinken her.

Noch beeindruckt vom überraschenden Einblick in die

unglaubliche Geschichte, machten man überschwängliche Komplimente über das frische, archaische Mahl und das schöne Saunieren.

Inga, die diese unerklärliche Gefühlsaufwallung alter Männer merklich irritierte, ging zurück zum Haus, und die Freunde gespannt zum dritten Sauna-Gang.

Drinnen brach Oie das kultische Schweigen: »Und wenn der in Lahti doch noch losgeflogen wäre, hätte es zwei Kreml-Flieger gegeben?«

»Nein«, entgegnete der Oberst, »wohl nicht – das hätten wir verhindert. Der war am Mittag noch besoffen, wurde am Nachmittag für seine Bemühungen ausbezahlt und verschwand am nächsten Tag nach Deutschland. Ein anwesender Abwehr-Offizier erzählte mir später, wie schwer es war, ihm den Flug auszureden – weil er doch so ein großes, fliegerbrüderliches Anliegen hatte.

Nur, als der am nächsten Tag hörte, dass da ein anderer gelandet war, der Flieger verhaftet und die Chefs der Luftabwehr entlassen, da wurde er nachdenklich.

Wieder betrunken schwebte er aus – nicht ohne ein paar Kunstflug-Figuren mit seiner Cessna zu vollführen, wie mir Augenzeugen berichteten.

Ein paar Monate später ist er über der Ostsee abgestürzt, haben wir erfahren – er wurde nie gefunden.«

»Und was wäre passiert, wenn der Rust abgeschossen worden wäre?«

»Hermannis, das hätte sicher viel Ärger gegeben und Schrott – aber das war so gut wie ausgeschlossen, das

hatten wir im Griff.

Den Erfolg der Operation war strategisch abgesichert. Alles hatte die Abwehr auf den Staatstermin in Berlin getrimmt und bestens vorbereitet. Auch Plan-C stand dafür in den Regieanweisungen des Bolschoitheater, wie es Igor hinterher bezeichnete.«

»Plan C?«, fragte Hermannis erstaunt.

»Erst mal schwitzen und abkühlen!«, machte es der Oberst spannend.

Als sie wieder am Tisch saßen, genoss Oberst Kiparsky die immer noch ungläubigen Blicke der Männer.

»Es müsste im Russischen eigentlich Plan-W heißen, dem dritten Buchstaben im Alphabet, denn es war die dritte Variante. Aufgrund der geografischen Basis dieser Operationen hat dann irgendwer entschieden, es nach finnischem Alphabet Plan-C zu nennen. So was mit Ch gibt’s auch bei uns im Russischen, nur viel weiter hinten, – aber das ist nur eine Fußnote.

Für den vorbereiteten Plan-C hätte ich nach fünfzehn Uhr noch einmal in Leningrad anrufen müssen, und im Kawkas einen weiteren Tisch für meine Gäste bestellt, dazu noch Rentier-Fleisch – das war das Code-Wort.

Dieser Plan-C existierte nur für den Fall, dass beide früheren Maschinen es nicht geschafft hätten, denn irgendein Zufall – wie schlechtes Wetter im Mai oder aufgescheuchte Dienste – konnten uns jederzeit dazwischen funken.

Dafür stand in Kuopio, in Mittelfinnland, eine weitere

Cessna mit deutschen Hoheitszeichen und einem karelisch stämmigen deutschenPiloten bereit. Der sollte im absoluten Tiefflug über die weiten karelischen Wälder von Nordosten nach Moskau fliegen. Das wurde aber nicht gestartet, nachdem das Flugzeug von Rust auf dem Schirm und auf dem Weg nach Moskau war – da war alles klar!«

Wieder machten die Zuhörer große Augen und Hermannis erhob das Glas in der Runde, als sei das Unerhörte soeben in seiner Sauna zur Welt gekommen. Die Männer stießen lachend an, denn es war ein exzellentes Manöver, so wie es sich anhörte.

»Habt ihr dann noch Ärger bekommen für das Husarenstück?«, hakte Nussbaum nach.

Der Oberst nahm einen kräftigen Schluck aus der Pulle, rülpste, und grunzte gut gelaunt: »Njet! – Wir nicht, denn es war perfekt getarnt. Einzig sichtbare Figur, auf die sich alle Aussagen konzentrierten, war ich – und deshalb erst mal einige Zeit unauffindbar.

Eine Rochade, wie Igor Antonow es nannte, als er mich als Figur auf dem Schachbrett aus dem Schussfeld nahm. Rochade – ein doppelter Zug durch Identitäts- und Ortswechsel, per Transport-Flug nach Kuba, wo ich an der Militär-Akademie Mantanzas einige Wochen Vorträge zur Spionage-Abwehr hielt.

Bei General Arnaldo Ochoa, einem Freund Gorbatschows und der Perestroika. Der, dem Castros Leute dann, nach der Wende, aus Frust über die auf Kuba durchschlagenden wirtschaftlichen Folgen, eine Falle stellten und ihn

erschießen ließen.

Meine Chefs haben mich dort so lange abgeschirmt, bis die Kommando-Ebene beim Militär und den Geheimdiensten ausgewechselt war. Im Zuge dieser Säuberungen wurden viele Dienst habende Offiziere der Luftabwehr degradiert und verurteilt, aber es traf niemals Unschuldige, denn Inkompetenz, Faulheit, Korruption und Suff waren in vielen Einheiten Alltagserscheinungen. Der Fisch stank vom Kopf, wie es so treffend heißt.

Parteichef Gorbatschow zeigte nach dem Kreml-Flug eine im Volk begrüßte Empörung und veranstaltete ein reinigendes Gewitter, um seinen ganzen Generalstab in den Ruhestand versetzen zu können, mit Verteidigungs-Minister Marschall Sokolow an der Spitze, der sein härtester Gegner und das größte Hindernis für die Perestroika war. Soviel verstand ich damals schon.

Die ganze Tragweite sickerte für die Bevölkerung und das Ausland natürlich erst allmählich durch und wird heute noch gewaltig unterschätzt, denn erst von da an war der Strategie-Wechsel für eine offensive Friedenspolitik nach außen überhaupt möglich.

Ich persönlich beobachtete aus der Ferne und freute mich besonders über das Großreinemachen unter den verkalkten Weltkriegshelden. Maulhelden waren das zumeist, unfähig, despotisch und permanent alkoholisiert, das war die übliche Mischung in den oberen Rängen – damit war dann Schluss!«

Hermannis sprang auf, ging zum Kühlschrank, kramte in der hinteren Reihe und präsentierte lachend: »Das Bier zum

Ereignis – Lacplesis, das Bärentöter-Bier – benannt nach einem legendären lettischen Helden. – Passt doch zu dir Oberst, als Neu-Lette.«

Die Männer brummten Zustimmung, tranken dann genussvoll, lobten die Würze des Bieres und hatten das Gefühl, gerade etwas Großes, dem dieser besondere Geschmack die Krone aufsetzte, erfahren zu haben.

Nussbaum wurde dann vorsichtig animierend: »Aufzeichnen. – Wir sollten diese so wichtigen historischen Informationen aufzeichnen.«

»Wer?« zuckte der Oberst mit den Schultern. »Willst du das alles aufschreiben? Das druckt doch keiner!«

»Kamera. – Ich habe eine gute Kamera dabei. Wir könnten Fragen dazu stellen, wie in einem Interview und du antwortest, wie wir es gerade gehört haben.«

»Da müssten wir erst meine Uniform holen«, forderte der Oberst.

»Nein«, blockte Hermannis, »das ist nicht gut. Die sowjetischen Uniformen sind Vergangenheit und hier auf dem Lande hätten wir gleich einen Auflauf.

Es ist viel glaubwürdiger für die Leute der Abwehr, wenn sie nach über zwanzig Jahren in Zivil das sagen, was sie wissen – und was wichtig ist.«

»Ohne mich«, warf Victor Toparow ein, als Hermannis ihm das noch mal auf Russisch erläutert hatte: »Das geht nicht! – Wenn mich einer erkennt! Außerdem ist es nicht so wichtig, was ich zu sagen habe.«

»Bild. – Aber zu zweit gibt es ein glaubwürdigeres Bild«,

lockte Nussbaum. »Ich kann dir jedoch anbieten, wir filmen dich von hinten und deine Stimme wird später ersetzt oder synchronisiert.«

»Das könnte gehen«, – meinte Hermannis, nachdem er Toparow noch mal gelockt und sein nickendes Einverständnis bekommen hatte. »Morgen früh machen wir das, für uns – und alle, die es wissen wollen!«

Sie holten noch Bier und schauten dann über die Listen, mit der Frage im Hinterkopf, wer künftig noch etwas zu den Hintergründen der Kreml-Flüge wissen könnte. Sie sahen den erwähnten Herrn Poursiainen, Architekt in Helsinki, als naheliegend an. Der war – nach Oberst Kiparskys Auskunft, auf Seiten der Finnen der Dreh- und Angelpunkt der Kreml-Flug-Luftflotte im Bolschoi-Theater.

Einige Namen auf den Listen waren dann für den Oberst und den Leutnant noch Anhaltspunkte für Erinnerungen und kleine Geschichten – persönliche und historische Bezüge aus der Zeit der Perestroika in der Sowjetunion und Lettland, in den Umbrüchen, die der Auflösung des großen Militär-Imperiums vorausgingen.

So verging der Nachmittag in der Sauna wie im Fluge.

20 Lettische Erzählungen

Oben vom Haus rief Inga zum Abendessen. Sie hatte, wie es auf dem Lande üblich war, wenn ausländische Gäste kamen, auch die Nachbarin geladen: Ilze vom Hof schräg gegenüber.

Die war eine lustige Witwe, wie Inga es beschrieb, und mit ihren fast achtzig Jahren rüstig, wie es nur Landfrauen sind, die ständig in Haus und Hof arbeiten.

Ilze war in der traditionellen Tracht ihrer lettischen Heimat gekommen, die sie, wie sie betonte, immer zu Ehren von Gästen anzog. In rotem, langem Woll-Rock, weißer Leinenbluse unter schwarz-silbern bestickter, ärmelloser Weste, war sie eine zeitlos-schmucke Erscheinung.

Der Schönheit des Alters ihres braun gebrannten, wettergegerbten Gesichtes – gerahmt vom weißen Haarkranz – setzte eine schwarze, silbern bestickte Haube die Krone auf.

Das rot-schwarz bestickte, große Schultertuch war ihr mehr verspieltes Mittel der Körpersprache, denn notwendig an diesem warmen Sommerabend.

Inga, die fühlte, wie sehr die Männer beeindruckt waren, machte Komplimente über die fesche Bäuerin, deren Würde, wie ein Leuchtturm baltischer Kultur, die Aura der Abendgesellschaft prägte.

Ilze, so erklärte Inga, schaut in ihrer Abwesenheit nach dem Rechten und war die Älteste im Ort, von der man

natürlich immer auch alle Neuigkeiten der Region erfahren konnte. Es gab sonst nur weiter vorn zwei dauerhaft bewohnte Höfe.

Inga hatte Ilze wohl auch deshalb geladen, um nicht den ganzen Abend von den Männern Dinge zu hören, die sie einer vergangenen Zeit zuordnen musste und nicht mehr wissen wollte – es war entspannter so.

Ilze sprach mit diesem singenden Akzent der Kurland-Deutschen, in dem oft schon Worte fehlten, da sie es vor langer Zeit von ihrer Großmutter gelernt hatte. Deutsch zu sprechen war nach dem Krieg verboten und so waren ihr Wörter verschwunden, wie sie sagte.

Hermannis hatte Hecht und Zander gegrillt, auch Steaks vom Rind kamen auf den Tisch – zu neuen Kartoffeln, Salaten und Kräutern, die Ilzes Garten beigesteuerte.

Sie tranken beim Abendessen gutes lettisches Bier und exzellenten Schwarzen Balsam aus Riga, einen berühmten Schnaps aus vierzig Wildkräutern in braunen Keramikflaschen, den Hermannis schon zu ihrer gemeinsamen Studienzeit in den Abendgesellschaften an der Hochschule reichlich hatte fließen lassen.

Ilze erzählte auch von ihrer lettischen Großfamilie mit ihren vielen Chorsängern, die sich regelmäßig trafen und sangen. Höhepunkt waren die großen Chortreffen, die in allen Teilen des Landes veranstaltet wurden.

Oie erinnerte sich dabei an eines dieser riesigen Sängerfeste, an dem er in den Achtzigerjahren als Zuschauer teilhaben konnte, an den stundenlangen,

raumgreifenden Gesang der großen lettischen Trachten-Parade in den Straßen Rigas und das Freiluft-Konzert am Abend, mit Tausenden Chor-Sängern. – Eine ihn noch heute tief berührende Erinnerung.

Die geduldete und zu großen Teilen geförderte Pflege der eigentümlichen Kultur der Unionsrepubliken und Regionen gehörte zu den Pfeilern der sowjetischen Innen- und Kulturpolitik, – auch um zu kaschieren, dass die verdeckte Russifizierung des offiziellen Lebens, seit der Oktoberrevolution, Programm war.

Diese in eigener Sprache und Kultur wurzelnden Traditionen wurden dann aber, in der heraufziehenden Identitätskrise der Sowjetunion, zum Kristallisationskern jeder Unabhängigkeitsbewegung, allen voran in den Baltischen Republiken.

»Eure sprichwörtlich Singende Revolution ist eine unerhörte Einmaligkeitin der Menschheitsgeschichte«, stellte Oie bewundernd fest.

Inga griff das mit Stolz auf: »Egal wie es uns in der Folgezeit ging, im Auf und Ab der Ereignisse, vor und nach der Unabhängigkeit – das gemeinsame Singen hat uns stark gemacht. Besonders auf den Demonstrationen für die Unabhängigkeit in Riga, wenn auf der anderen Seite schwer bewaffnete Omon-Milizen standen – mit Soldaten aus der ganzen Sowjetunion – wogegen wir uns friedlich zusammenschlossen und unsere Dainas sangen, die alten lettischen Volkslieder.

Da merkten wir, wie die auf der anderen Seite keine Lust

mehr hatten aufs Kämpfen. Das sah man an den Offizieren, die immer aufgeregter hin und her rannten, um ihre desolaten Reihen zu schließen. Nur einmal – bevor die Sänger-Barrikade aufgebaut werden konnte – haben sie geschossen, und es gab Tote. Das war beim Sturm auf das Parlament am Kronvalda-Park im Januar einundneunzig.«

»Da haben wir anschließend die Omon-Kommandeure verhaften lassen«, knurrte Oberst Kiparsky, »und haben ihnen erst einmal ein paar Sachen vorgeworfen, die sich aber im Nachhinein als haltlos erwiesen, denn sie standen ja in einer Befehlskette der sprungbereiten Alt-Stalinisten in der Sowjet-Lettischen Führung.

Inzwischen hatte Parteichef Gorbatschow, der ein Blutvergießenum jeden Preis vermeiden musste, die eigentlich verantwortlichen Funktionäre des Amtes entheben lassen, und es wurden neue Kommandeure eingesetzt, bei denen wir sicher sein konnten, dass sich so etwas nicht wiederholt.«

Alles schwieg erstaunt ob dieser neuerlichen Offenbarung. Nur Ilze fragte mit spitzem Mund: »Herr Kiparsky war ein Hohes Tier?«

»Nein, nein, nicht so – nur Kriminalpolizei. Sie wissen doch, die Natschalnix waren damals fast alle korrupt, und wir waren ihnen auf den Fersen.«

»Klein Schwein war das«, sagte Ilze genüsslich, »wolln Herrschaften großes Schwein sehen?«, bot sie, schon etwas beschwipst, gleich darauf an.

Inga erklärte lachend: »Ilze hat wirklich das größte und

liebste Schwein von Lettland im Stall.«

Alle waren froh, sich die Füße vertreten zu können und sehr neugierig. Sie nahmen Petroleum-Lampen und gingen gemeinsam ums Haus auf den Weg zu Ilzes Hof hinüber.

In ihrer Scheune war ein großer, hölzerner Koben abgeteilt und darin sahen sie, im Schein der schwankenden Lampen, das gefleckte Hausschwein.

»Groß wie Fiat-Auto«, bemerkte Ilze stolz, die auch etwas von Ingas Gemüse-Abfällen des Tages in einem Korb mitbekommen hatte. Die Sau namens Maggy, wie sie Ilze vorstellte, fraß genüsslich die Möhren und Strünke, die man ihr zuschob.

Alle beklopften, tierische Laute von sich gebend, das Schwein und streichelten seinen warmen borstigen Rücken.

»Maggy habe ich schon Jahre. Ist mir am Herzen, bringe nicht fertig, dem Schlachter ausliefern. Werden zusamm Rente nehmen“ – murmelte sie.

Vergnügt schlenderten sie zurück, saßen, aßen und tranken dann noch lange am Feuer auf der Terrasse am Fluss – und die Männer machten sich und die Damen mit ihren Familienverhältnissen bekannt.

Am nächsten Morgen, nach dem Frühstück, stellte Nussbaum sein Reise-Stativ unter den Sonnenschirm und richtete die Kamera ein.

Hermannis brachte die Korb-Sessel.

Beide interviewten dann Oberst a.D. Kiparsky, Dirigent

beim Kremlflug und Leutnant a.D. Toparow, einen Zeitzeugen der Operation Prelomlenie.

»Ja, und eine Sache fiel mir heute Nacht noch ein«, ergänzte der Oberst, »die kam damals bei der Suche nach Verantwortlichen hoch. Ich habe es erst viel später in den Protokollen unseres Dienstes gelesen.

Ihr erinnert euch an den Absturz über dem Finnischen Meerbusen? Da wurde natürlich auch eines unserer Aufklärungsflugzeuge losgeschickt, um zu zeigen, dass wir immer auf dem Sprung und im Bilde sind.

Dieser Aufklärer hat mit seiner Spektral-Kamera die vermeintliche Absturzstelle fotografiert, an der die Finnische Seenot-Rettung aktiv war. Bei der Auswertung wurde dann eindeutig Flugbenzin identifiziert, obwohl da niemand abgestürzt war. Das wurde später klar, als die Finnen mit Tauchern vor Ort waren.

Das ist eines der Rätsel um den Kreml-Flug bis heute.«

Auf die Schlussfrage, was nach dieser Operation Prelomlenie geschah, strahlte der Oberst vor Genugtuung: »Diese erfolgreiche Operationwar die sichtbare Geburtsstunde der Abwehr in den Militärischen Nachrichtendiensten der Staaten des Warschauer Vertrages. Es war, so denke ich heute, der Beginn einer Kaskade von simultanen Operationen zur Beendigung des Kalten Krieges und zur Europäischen Perestroika – das Geschenk der Sowjetunion an Europa, sollte sich zeigen – vor allem an die Deutschen und für den Frieden überhaupt.«

Sie saßen dann noch lange auf der Terrasse und sprachen über die perfekte, aber im Hintergrund doch noch so kryptische Zusammenfassung des alten Obersten. Sie spürten die vielschichtigen Geheimnisse, die trotz der offenherzigen Aussagen noch zu enträtseln waren, aber auch ihre aktuelle Ratlosigkeit und Sorge, den entdeckten Faden nun nicht abreißen zu lassen.

Nach einem ländlichen Salat zum Mittag verabschiedeten sie sich.

Hermannis stieg mit Oberst Kiparsky in sein Auto, um ihn zurück nach Talsi zu bringen. Toparow fuhr zurück nach Jaunsezi.

Zuvor hatten die Freunde von Hermannis den Auftrag erhalten, sich um das Heu zu kümmern: »Trotz allem, das Leben findet weiter statt«, forderte er lachend.

Dafür hatte er schon am frühen Morgen einen Heu-Wender hinter den Traktor gehängt und startbereit an den Hang gestellt.

Runde um Runde ratterten sie damit über die Wiesen, und als die Hälfte erledigt war, lernte Oie Samuel auf dem Traktor an. Der ruckelte anfangs wie ein Lehrling – aber dann zog er eine klare Spur.

Sie genossen den Hochsommertag, mit den warmen Gerüchen von trockenem Heu und Kräutern der Wiese in der Niederung am Fluss, in die sie immer wieder hinunterfuhren.

Als alles fertig war, koppelten sie den Wender ab, stellten

den Belarus in die Garage und gingen zu Inga auf die Terrasse. Dort wurden sie mit frischen Garten-Erdbeeren und eisigem Birkentrunk verwöhnt.

Nach einiger Zeit in der Sonne beschlossen sie, der Hitze zu entkommen und im Fluss zu baden. Sie sprangen hinein, schwammen einige Runden, setzten sich ans Ufer – mit den Beinen im kühlenden Fluss – und genossen die sommerliche Ruhe.

Zwischen den Bäumen hinter der Sauna gab es Hängematten, in denen sie dann ein wenig dösten, ohne wirklich zur Ruhe zu kommen, denn die bewegenden Informationen der letzten Stunden hatten beide wieder tief beeindruckt.

Diese Gefühle passten nicht zur Fixierung in der Hängematte. Nach kurzer Zeit gingen sie deshalb hoch zum Haus, wo Inga im Schatten eines Sonnenschirms im Liegestuhl lag und las.

Ob sie mitkommen wolle zu einer Flussfahrt, fragte Oie, aber Inga mochte nicht so recht. Sie erklärte es mit der baldigen Rückkehr von Hermannis, die sie abwarten wolle – und dass sie lieber so lange lese.

Also trabten die Freunde hinunter zum Fluss, stiegen ins Boot, glitten über das Wasser durch den kühlenden Wald und waren nach einer halben Stunde wieder am Labyrinth.

»Lass uns jetzt lieber umkehren«, warnte Oie. »Es ist da hinten zwecklos und bei der Sonne bekommen wir heute den Rest für einen Sonnenbrand. Hermannis wird sicher gleich zurück sein, dann können wir besprechen, wie wir weiter

vorgehen.«

Langsam ruderten sie zurück und sahen im Buschtunnel auf einmal so vieles in der Natur, dass bei der ersten Fahrt unbemerkt geblieben war: Vom Ufer ins Wasser gefallene Baumstämme, die da wohl schon seit Jahren lagen, aber noch immer sichtbare Spuren von der Arbeit der Biber trugen. Auf der anderen Seite ebensolche ins Wasser gestürzten, frischen Stämme, deren noch grüne Blätter aus dem Wasser herauf schimmerten und die zeigte, dass dort neuerlich eine Biberfamilie begann, einen Zufluß anzustauen. Auch waren da reglos im Dickicht des Ufers stehende Reiher und andere Vögel des Reviers.

Wilde Orchideen, in zartesten Farben, die auf vermoderten Stämmen wuchsen, spiegelten Werden und Vergehen in einer zauberhaften, alle Sinne betörende Flusswald-Idylle, die sie verträumt und lautlos durchschwebten wie eine überirdische Sommerfrische. Nur das erregte Tixen einer Amsel im Revierstreit klang über den Fluss, wie ein Vorbote verstörender Ereignisse.

21 Nacht-Kampf mit den Grauen

Unter den überhängenden Bäumen, verzaubert und lautlos in die letzte Biegung geschwebt, sah Nussbaum im Schatten vom Unterholz, entfernt am gegenüberliegenden Ufer, eine reglose Gestalt, wie getarnt, mit dem Fernglas zum Haupthaus hinüber schauend, aus dessen Richtung feines, rhythmisches Hämmern – wie Taktfolgen blecherner Schüsse – zu hören waren.

Ein scharfer Atemstoß und die zum Stopp erhobenen Hände signalisierten dem Ruderer die Gefahr. Instinktiv duckten sie sich im Boot, regungslos in den Rande des Ufergebüsches treibend, verharrend, an seinen Zweigen festhaltend und vorsichtig durchs Gestrüpp lugend – bis die fremde Gestalt nach einigen Minuten im Unterholz verschwand.

Sie verständigten sich mit einem kurzen Blick, ruderten zum Steg, banden das Boot an und gingen ostentativ gemächlich an der Terrasse vorbei, auf der Inga unterm Sonnenschirm saß und las.

Vor der Werkstatt, rittlings auf einem Holzbock sitzend, dengelte Hermannis ein Sensenblatt. Mit kräftigen, präzisen Schlägen auf die Schneide, schlug er es mit dem Dengel-Hammer der Länge nach scharf aus.

Konzentriert auf den klingenden Tanz, in präzisem Takt, zwischen Schlegel und faustgroßem Dengel-Amboss – so als dirigiere das Eisen ihn und führe nicht er den Hammer –

bemerkte er die Freunde erst, als sie vor ihm standen. Er hielt inne und wischte sich mit dem Handrücken über die verschwitzte Stirn.

»Hermannis«, flüsterte Oie, »lass dir nichts anmerken. Schau mal ans andere Ufer. Etwa in Höhe der Sauna stand vorhin ein Mann mit Fernglas im Wald und beobachtete euch.«

»Hatte der einen Bart, eine Flinte und einen Jägerhut?«, gab sich der Lette gelassen und legte den Hammer auf den Dengel-Bock. »Dann ist es der Jagdpächter, der läuft hier sonntags gerne rum und schaut auch mal, ob wir da sind.«

»Nein, der hatte keinen Bart und keine Flinte, auch keinen Hut, – nur ein Fernglas.«

Hermannis streckte das Kinn und versteifte den Nacken, wie der Fußball-Stürmer zum Kopfstoß.

Er stand auf, hielt den Sensenstiel senkrecht und zog einen spindelförmigen Wetzstein aus dem Halfter am Gürtel. Mit dem wetzte er laut, lang und flink nach vorn ausstreichend, wie automatisch das Sensenblatt vor seiner Brust – dabei wie beiläufig ins Rund schauend.

Er prüfte noch die Schärfe des Sensenblattes mit dem Daumennagel, war's zufrieden, legte alles beiseite, und sie gingen zu Inga hinüber.

Er bat sie frischen Kaffee zu machen und nebenbei auf dem Laptop, im Internet, einen Tuomas Poursiainen in Helsinki zu suchen: »Vielleicht kannst du seine Adresse und Telefonnummer überprüfen, die auf der Liste von Oie stehen?«

Inga ging mit dem Freund in die Küche, und der gab ihr den skandinavischen Teil aus seinem Rucksack.

Zurück gekommen brummte Hermannis nur: »Gefechtsalarm Jungs! Es ist was im Busch. Der Fernglas-Mann ist für mich der letzte Beweis. Auf der Rückfahrt nach Talsi habe ich mit Oberst Kiparsky über die ersten Attacken – auf dich Oie in Deutschland – gesprochen und ihn gefragt, wie er die Lage einschätzt, bei dem, was ihr hier unternehmt.

Er hatte große Bedenken, wollte aber erst einmal seine alten Verbindungen bemühen, um zu hören, was da im Gange sein könnte. Ich soll ihn am Montagabend bei seiner Schwester in Talsi anrufen. Dort wird er dann mehr wissen – wir sollten aber auf alles vorbereitet sein.«

Aus der Küche kam Inga mit dem späten Kaffee.

Sie hatte im Telefonbuch von Helsinki mehrere Poursiainen gefunden, aber nur einen mit dem Vornamen Tuomas und dem Beruf Architekt, – in Lauttasari. Sie hatte auch seine neue Telefonnummer notiert. Ansonsten waren die Angaben von der Liste Antonows wohl noch aktuell.

Nussbaum teilte den Papierbogen in zwei Teile, kopierte die Nummer und schob sie mit der Bemerkung über den Tisch: »Lernen Oie. – Am besten auswendig lernen. In den nächsten Tagen brechen wir nach Helsinki auf, zu Pousiainen. Wenn der die Schaltstelle der Kreml-Flüge war, könnten da interessante Informationen zu heben sein.«

»Helsinki-Lauttasari kenne ich«, warf Hermannis ein. »Da ist auch ein großer Yachthafen, gegenüber dem Fähranleger,

wo wir vor Jahren schon mal mit unserem Schiff lagen, als wir Helsinki besuchten. Der Poursiainen steht auf der Liste mit dem Kürzel AM-Re. Was heißt das, Samuel?«

»Resident. – Das war ein Agenturischer Mitarbeiter und Resident, also der wichtigste Mann in Finnland. Wir sollten deshalb vorsichtig sein, damit wir ihn mit unserer Recherche nicht kompromittieren – sonst blockt er wahrscheinlich.«

Der Abend war angebrochen. Sie suchten im Kühlschrank Steaks und Salat zusammen, die vom großen Grillen am Vorabend übriggeblieben waren – und tranken jeder nur ein Bier.

»Für die Biochemie der Verdauung«, wie Nussbaum verlangte. Dann nur noch Wasser.

Hermannis musste Inga nicht überreden nach Riga zurück zu fahren, denn sie fühlte die unterschwellige Spannung bei den Männern und musste ja auch am Montag früh wieder in ihrer Bibliothek sein.

Als sie fortgefahren war, saßen sie noch lange am Feuer, dessen Wärme sich dämpfend über ihre Spannung legte. Den zauberhaften Gesang der Nachtigall, der aus dem Flusswald herübertönte, nahmen sie kaum war, nur die nun mitgeschnittenen ersten Berichte durchkreisten ihre Köpfe. Auch die Frage, was weiter zu geschehen hätte und wie sie die Spur halten könnten. Als die Deutschen das erörtern wollten, würgte Hermannis das Gespräch ab.

Er löschte das Feuer und bat sie hinein. Drinnen flüsterte

er: »Richt-Mikrofone sind heutzutage Grundausstattung bei den Schlapphüten, denke ich. Ihr müsst vorsichtig sein mit euren Planspielen!«

»Schritt. – Das sehe ich auch so«, bestätigte Nussbaum und dozierte dann: »Wir sollten immer auch den übernächsten Schritt im Auge haben, vor allem die operativen technischen Möglichkeiten unserer Gegner, von denen wir damals nur träumen konnten.

Grundsätzlich denke ich, bleibt es dabei – wir sollten zur See nach Helsinki übersetzen. Schon das Überraschungs-Moment ist wichtig, denn im Zweifelsfall vermutet niemand, dass wir so einen langsamen Weg wählen. Gibt es eine Fähre von Riga nach Helsinki?«

»Nein, nur von Tallin. – Aber Samuel, was haltet ihr davon, wenn wir für diese Reise mein Segelschiff nutzen? Das liegt zurzeit in Riga und ist frei. Wir wollten ja sowieso ein bisschen segeln«, versuchte er scherzhaft die Anspannung zu überspielen.

Nussbaum wurde bei diesem Vorschlag etwas weiß um die Nase, was Oie an Cornelias Ermahnung erinnerte, die Seefestigkeit ihres Gatten im Auge zu behalten.

Bevor er aber ansetzen konnte, dies Hermannis zu erklären, lächelte Nussbaum: »Segeln. – Das wird sicher sehr schön, mit dem Segelschiff über die Ostsee nach Helsinki.«

»Wir werden das Ganze als Familien-Segeltörn tarnen«, legte Hermannis fest.

»Was meinst du?«, stutzte Oie. »Soll Inga mit?«

»Nein, das geht jetzt nicht, aber auf unserem Zweimaster segeln wir im Sommer schon mal mit jungen Leuten quer über die Ostsee, um die Besatzung bei Lang-Törns aufzufüllen. Es gibt einen Insider-Tipp, ein Reisebüro in der Innenstadt von Riga, quasi eine Mitsegel-Zentrale für Sportschiffe aller Größenordnungen.

Ich frage morgen telefonisch, ob drei bis vier Leute Interesse an einem Trip nach Helsinki haben. Hand gegen Koje – so ein Angebot wird gern genommen, meist gibt es auch Wartelisten. Wir müssen nur aufpassen, dass niemand mit Stoff dabei ist, denn in Helsinki, so habe ich gehört, kommen sie neuerdings beim Einklarieren mit einem Rauschgift-Hund, und das wäre auch für uns ärgerlich und gefährlich. Bis wir wissen, wann es losgehen kann, bleiben wir aber hier.«

Hermannis brachte mit den Männern noch die Küche in Ordnung, dann gingen sie in ihre Zimmer im Obergeschoss und konnten lange nicht einschlafen. Wegen der Wärme – vor allem aber wegen des jeden beeindruckenden Knäuels der frischen Erkenntnisse zu Igor Antonows Auftrag und des unwägbar Zukünftigen.

Die Mut machenden jüngsten Erfahrungen und fühlbaren Gemeinsamkeiten ihrer Unternehmung, Licht ins Dunkel der Geschichte zubringen, waren es wohl, die dann alle in den Schlaf sinken ließen.

Oie aber hatte wieder eine unruhige Nacht, mit einem Traum von Suchen und verfolgt werden, im nächtlich-nebligen Berlin. Er flüchtete in die düstere Zimmerflucht

einer irgendwie bekannten, großbürgerlichen Wohnung mit weiten Fenstern, spinnennetzartigen, wehenden Gardinen und bluttriefendem Stuck an den Decken –dessen süßlich-warmer Geruch ihm die Luft nahm – immer weiter hinein ins Innere des Hauses.

Als er panisch bemerkte, dass er im letzten Zimmer stand und es keinen Ausweg mehr gab, hörte er die schweren Schritte derer, die ihn suchten. Die Tür wurde auf geschmettert und er stand im Licht sonnengleicher Scheinwerfer.

Die innere Anspannung in den alten Knochen und sein Mut, zur befreienden Attacke auf den Alb, trafen in diesem Augenblick auf die Realität.

Er lag im Bett und sah blitzartig, im gleißend hellen Licht eines hinter ihm an der Decke montierten Strahlers, eine dunkle Gestalt – in der Hand einen Knüppel – die sich, wild bewegend, am Kopf herumzerrte, auf dem ein Nachtsichtgerät befestigt war.

Ein irgendwie surrealer Auftritt, untermalt vom gekrächzten Schmerzensschrei Nussbaums und einem heftigen Gepolter aus dem Zimmer von Hermannis.

Ehe er begriffen hatte, was vor sich ging, war er instinktiv zum Angriff übergegangen, denn in dem Augenblick, als der Graue sich das Gerät vom Kopf riss, war Oie auch schon dran. Die Gestalt konnte nur noch mit dem Knüppel zum Schlag ausholen, da hatte sie Oie schon unterlaufen und schwingend ausgehoben.

Nur ein völlig vergurkter Kata-Guruma gelang, der den

Gegner krachend auf die Bettkante, die Dielen und seinen Knüppel-Arm beförderte. Mit keuchenden Schmerzenslauten und einem Knick im Unterarm richtete der sich taumelnd auf.

Da war dann aber noch ein Jagdmesser in der anderen Hand, mit dem der Kerl vor sich her wedelnd Oie umkreiste – jedoch plötzlich durch die offene Tür zum Sonnenbalkon entsprang.

Sekunden zuvor konnte man einen anderen Schatten, der aus Richtung von Hermannis' Zimmer kam, ‚Otstupleni'e rufend auf dem Balkonentlang rennen sehen. Oie stürzte nun über den Balkon zu Hermannis Zimmer. Das ergab einen Beinahe-Zusammenstoß, denn der sprang ihm mit dem Ruf ‚Samuel' entgegen.

Oie machte kehrt und rannte in zwitschernd pfeifender Atemnot die wenigen Meter bis zu Nussbaums Zimmer hinterher.

Der lag auf dem Rücken im Bett, wie ein Maikäfer strampelnd, verdrehte die Augen wie im Delirium, und fummelte mit der freien rechten Hand an einer Handschelle der linken. Quer über die Stirnzog sich ein dicker roter Striemen. Auch hier war alles gleißend hell.

Nussbaum stöhnte: »Raauuss – Treppe runter!«

In diesem Augenblick hörten sie auf dem Weg vor dem Haus Bremsen quietschen, ein Auto hielt kurz, Türen knallten und ein Wagen schoss Vollgas davon.

Am aufmerkend verkniffenen Gesicht von Hermannis und seinem hintergründig wahrnehmbaren Mitzählen fühlten sie,

dass da eine Zeitbombe tickte. Nach einigen Sekunden hatte sich sein Gesicht vollends verkniffen.

Es entspannte sich schlagartig, als sie ein gewaltiges, schepperndes Knallen hörten, wie wenn eine Axt einen Blechhaufen spaltet.

»Kommt!«, rief Hermannis, tief atmend, »und sie rannten schlingernd über den Balkon, die Treppe hinunter, ums Haus herum auf den Weg und schauten nach rechts, wo ein großes Auto in der heranbrechenden Morgen-Dämmerung nebelte wie der Rauch-Schweif eines Maschinen-Teufels.

In etwas fünfzig Meter Entfernung, wo sich links nur noch die Hofeinfahrt von Nachbarin Ilze befand, stand ein dampfender, jäh gestoppter Geländewagen.

Der schnelle Lette hatte schon die Beifahrer-Tür aufgerissen, als Nussbaum herangewankt war und Oie schnaufend anschlug.

Sie sahen ein Knäuel von völlig verrenkten Insassen. Alles Männer, alle in schwarzen Kampfanzügen, alle bewusstlos, denn alle vier hatten sich in der Eile der Flucht nicht angeschnallt. Airbags gab es nicht oder sie hatten bei der alten Karre nicht funktioniert.

Den Fahrer und Beifahrer hatte es besonders schwer erwischt. Beide hatten aufgeplatzte Gesichter und eingedrückte Brustkörbe. Sie hingen vor den Sitzen und röchelten, mit blutigen Blasen vor den Mündern, in verschrobenen Tonlagen.

Hinter der Frontscheibe aber, die sich tausendfach gesplittert und quadratelt, mit Kopfspuren nach vorn

ausgebeult zeigte, lag eine zerborstene Flasche, deren Inhalt, als Wolke von Hochprozentigem, sich wie ein Film über dem Armaturenbrett ausbreitete, unter dem fein zischelnde Geräusche elektrischer Entladungen hörbar waren.

»Schnell raus, raus, raus!«, rief Hermannis entsetzt und packte den Beifahrer. Nussbaum und Oie stürzten auf die andere Seite, und mit vereinten Kräften bargen sie die Männer aus dem Auto.

Als sie die Verletzten abseits ins Gras legten, erkannte Oie den Kerl, der gerade im Haus versucht hatte ihn zu überwältigen – das war offensichtlich, denn der Unterarm lag so geknickt vor dessen Bauch, dass es ein Jammer war. Vergeblich, fast entschuldigend, zupfte Oie am Ärmel des Opfers, wie wenn er den Arm wieder richten könne. Nur das weidwunde Stöhnen des blutig zerhackten Gesichts und Ilzes lautes Rufen bremsten ihn.

Wie eine Verkörperung des Munkschen Schreis kam die alte Bäuerin mit wüster, weißer Mähne, in langem Nachthemd und Gummistiefeln schnaubend aus ihrem Tor gerannt.

Sie rief noch: »Himmelherrgott, Verbrecher«– da entflammte mit grellem Puff das Armaturenbrett des Wagens. Schnell wurde der Innenraum zum bengalischen Feuer, in dessen Licht die weiße Alte mit wirren Haaren wirkte wie eine lettische Medusa.

»Die haben versucht bei uns einzubrechen Ilze. Geh bitte ins Haus und ruf den Notarzt, auch die Feuerwehr – obwohl

das wohl keinen Zweck mehr haben dürfte.«

Ilze die begriffen hatte was geschehen war rannte zurück.

Die Männer gingen im Licht des Feuers in weitem Abstand um den Wagen herum, dessen zerrissener Kühler filmreife Dampf-Wolken ausstieß. Alles war oberhalb des Motorblocks und über den Rädern bis zur Windschutzscheibe aufgeschlitzt, abgerissen und planiert, vom daumendicken, rostigen Stahlseil einer Seil-Sperre, die am Anfang des dort beginnenden Hohlweges zwischen zwei großen Birken in Hüfthöhe gespannt war.

»Das macht Ilze jeden Abend«, zeigte Hermannis. »Sie verschließt das Seil mit einer Kette – seit sie ihr nächtens eine Kuh geklaut haben, macht sie das. Der Hohlweg ist auf allen alten Karten der Sowjetzeit noch eingezeichnet. Er führt auch zum nächsten Dorf – ist aber im erstenTeil jetzt ihr Privatweg. Alle im Ort sind froh, das die nächtlichen Motocross-Idioten hier nicht mehr durchbrettern.

Vorn steht auch ein Schild Privatweg und Sackgasse. Aber die Brüder waren nicht von hier. – Sie waren in Panik, denke ich, und wollten wohl nicht den offiziellen Weg zurück.«

»Schluss-Aus. – So schnell kann Schluss sein«, mahnte Nussbaum und beugte sich über den mit Blasen röchelnden, nach Fusel stinkenden, am schwersten verletzten Fahrer.

Sie zogen die Ganoven noch ein Stück weiter auf den Rasen, da der Wagen nun vollends entflammt war. Dabei sahen Oie und Hermannis im grellheißen Licht des Wracks die Handschelle, mit der Samuel instinktiv versuchte sich die

Stirn zu kühlen, denn der rote Striemen hatte sich mittlerweile zur breiten Wulst aufgeworfen.

Ilze näherte sich schnaufend im dumpfen Gummistiefel-Galopp. Hermannis wies leise an: »Ihr könnt nicht helfen, aber ihr müsst weg – sofort.«

Die Alte war ganz aufgeregt, besichtigte mitleidig säuselnd die umherliegenden Opfer, und berichtete, dass die Feuerwehr vom Nachbarort und zwei Krankenwagen von Jelgawa unterwegs seien, aber sicher noch etwas Zeit brauchen würden.

»Die Polizei ist aber eher da«, warnte Hermannis, nachdem er die Kameraden auf die Seite gezogen hatte: »Schnell, lasst uns kurz ins Haus gehen«, flüsterte er, und rief zu Ilze, die einen der Versehrten mit langem Hals beäugte: »Bitte, bleib einen Augenblick bei den Verbrechern, ihr Atem wird schon ruhiger und gleichmäßiger. Ich bin gleich wieder da. Achte so lange darauf, dass niemand auf den Rücken rollt – da könnten sie ersticken, bei den Verletzungen.«

Sie eilten zum Haus, Hermannis voran, geradewegs in die Werkstatt.

Aus dem alten Kühlschrank zwischen den Werkbänken nahm er einen Eisbeutel, wickelte ihn in ein frisches, altlöchriges Geschirrtuch und legte ihn Nussbaum über die Stirn.

Der Verletzte stöhnte erleichtert auf.

Dann nahm Hermannis ein Stück dünnes Stahlblech, bog es mit den Händen halbrund und befahl Nussbaum, seine

linke Hand auszustrecken, wobei er das Blech zwischen Handschelle und Arm schob. Er ergriff einen schweren Bolzenschneider, setzte an und befreite Nussbaum mit einem Ruck.

»Ab nach oben, Sachen packen, aber schnell! – Unser Plan bleibt, aber ihr nehmt erst mal Fahrräder. Nebenan sind welche. Ihr geht über die Wiese zum Weg nach Dobele und fahrt zu meinem Schwager Janis. Nicht zu verfehlen, an der großen Kirche – das weiße Haus mit den Backstein-Laibungen.

Er soll euch bis zum Abend beim Fischer Edgars im Hafen von Roja abliefern. Der fährt nachts raus und legt morgens auf der Insel Ruhnu an, um seinen Fang auf ein Kühlschiff des Händlers aus Riga umzuladen. Ihr bleibt auf der Insel. Ich komme, wenn alles gut geht, am Dienstag mit dem Segelschiff und wir werden nach Helsinki segeln. Bis dahin Funkstille!«

»Nur eins noch«, zögerte Oie – immer noch asthmatisch und zittrig aufgewühlt: »Wie ging das mit der Stadionbeleuchtung in unseren Zimmern?«

»Das war unsere Lebensversicherung«, schnaufte Hermannis erleichtert, »ein Griff, ein Hauptschalter direkt rechts an meinem Bett. Wenn ich den Hebel runterziehe, sind alle Zimmer und der ganze Hof beleuchtet, wie bei einem Auftritt der Rolling Stones.

Das hat sich in dem großen Landhaus, bei den unverfrorenen Einbruchsversuchen bewährt. Sowie ich nachts etwas höre, ziehe ich den Hebel. Da habe ich in den

letzten Jahren schon einige Ganoven türmen sehen. Während unserer Abwesenheit sind Bewegungsmelder zwischengeschaltet, das wirkt genauso.«

»Aber wie hast du überhaupt was bemerkt?«

»Auch erst, als meiner schon im Zimmer stand – der Schlaumeier mit seinem Nachtsichtgerät. Da hatten mich aber zuvor schon die Gänse von Ilze alarmiert, die nachts immer schnattern, wenn sich etwas bewegt, ein Tier meist. Ich war nur leicht weg gedöst, mit der Hand am Hebel – so konnte ich gleich reagieren.

Als der dann geblendet an seinem Kopf rumfummelte, um das Gerät – wegen der fünfzigtausendfachen Lichtverstärkung – los zu werden, habe ich ihn einfach mit einem Osoto-Guruma aus der Tür gerammt. Dann ist er über den Balkon geflohen.«

»Osoto. – Was ist ein Osoto-Gu? Wie geht das?«, wollte Nussbaum die Stirn kühlend wissen.

»Also eigentlich frontal aufrecht in den rechten Arm fallen, denn der hatte da so einen kurzen Knüppel – dann mit der Hüfte vorbei«, demonstrierte Hermannis an Oie, »das Bein dahinter stellen und ihn nach hinten über dieses Standbein wuchten.

Dauert nur eine Sekunde. Normalerweise fällt der um wie ein Brett und ist platt, weil ich drauf falle, aber ich habe ihn auf halbem Weg fahren lassen, weil ich nicht wusste, was er mit der anderen Hand macht. Die war merkwürdig unbeteiligt und das hätte heißen können, er greift ein Messer oder so was.

Der war von meiner Attacke so überrascht, dass er ‚Rückzug' schreiend aufsprang und flüchtete, was sicher die Fluchtreflexe der anderen Gangster ausgelöst hat.«

»Bei mir«, stöhnte Nussbaum, »lag er, nachdem er mir eine überzog, schon drauf und legte die Handschellen an.«

»Das zeigt«, schlussfolgerte Hermannis, »dass sie euch lebend wollen, um euch irgendwo gegen Kopfgeld abzuliefern.« wobei Oies naiv aufleuchtender Blick ihn wohl irritierte, denn er fuhr fort – „oder um alles aus euch raus zu quetschen. Mit viel Zeit, bis sie alle Informationen haben.«

»Danach«, so schlussfolgerte er, »hätten sie uns, als Zeugen, sicher umgebracht.«

Oie schoss ein Kloß Furcht in den Hals, die er auch hinter Nussbaums flackernden Augen erblickte.

Hermannis wurde grundsätzlich: »Sie wollten euch erst mal an einen sicheren Ort bringen, das war wohl der Plan – nun sind sie hin. Das waren aber nach meiner Einschätzung keine gut trainierten Offiziellen, – das waren Legionäre. Die kriegst du heutzutage in Riga in jeder Preisklasse. Insofern habt ihr euch mit deren Ausfall eine Atempause verschafft und die Auftraggeber müssen neu disponieren.

Seht zu, dass ihr wegkommt. – Die Polizei wird bald da sein und ich will Ilze nicht so lange mit diesem fürchterlichen Unglück allein lassen«, wollte er sich auf den Weg machen.

»Stopp Hermannis – das ist auch eine kleine Lebensversicherung«, rief Nussbaum, indem er einen Stick aus seinem Brustbeutel fingerte.

»Ich habe vorsorglich eine Kopie unseres Interviews gezogen. Die solltest du, wenn du in Riga bist, sicherheitshalber auf meinen Proxy-Server schicken – die Adresse steht drauf.«

Die Männer klopften sich zum Abschied erleichtert, wie tröstend auf die Schultern, wünschten sich Glück und der lettische Freund entschwand zum Schlachtfeld.

22 Flucht zur Insel Ruhnu

Sie rafften oben ihre Sachen zusammen und beeilten sich, in die Garage zu kommen. Zwei taugliche Fahrräder waren schnell raussortiert, dass leichte Gepäck aufgeschnallt und schon schoben sie ab, über die Wiesen, zum Weg nach Dobele. Das war die Kreisstadt und nur etwa zwanzig Kilometer entfernt.

Angespannt, wie betäubt und doch erleichtert über den glimpflichen Ausgang auch dieser Runde im gefühlten Kampf mit etwas noch Namenlosen, fuhren sie in den Sonnenaufgang.

Auf den Feldwegen in den Landschaften war in dieser Morgenstunde ein unbeschreibliches Licht – wie wenn die Natur herzschlagdämpfende Umschläge für sie bereitet hätte. Ein hoffnungsvolles Leuchten – das Oie ein Gefühl von unzerstörbarer Verwurzelung in der göttlichenNatur gab – lag über allem, und auf den frisch duftenden Äckern im offenen Gelände sahen sie Rudel von Wild beim Äsen, die den Radlern, wie seltenen Erscheinungen, hinterher blickten.

Nussbaum fuhr voraus, den Kopf im Nacken, einhändig, etwas schlingernd auf den ungehobelten Landwegen, denn mit der anderen Hand drückte er den kühlenden Eisbeutel an seine Stirn.

Hinter einem blutroten, horizontweiten Mohnfeld zeichnete sich alsbald ihr Ziel ab, denn Dobele machte schon

aus der Entfernung die Orientierung leicht. Die Ruinen der Ordensburg lugten über die Baumwipfel, und die majestätische Kirche im Zentrum überragte alles.

Gegenüber, auf einem halbhohen Sockel, stand das bezeichnete Gebäude.

Sie klingelten an der offenen Hofpforte und schoben ihre Räder über den Hof ans Haus. Schwager Janis kam im azurblau-seidenen Morgenmantel aus der Tür und schaute verdutzt auf den alten Bekannten Oie.

Oie kannte Janis aus früheren Jahren, als zu den großen Mitsommernachtsfesten die ganze Familie auf Hermannis Landsitz erschienen war. Als schlanker, mittelgroßer, gepflegter Ingenieur und Mittfünfziger, mit noch immer vollem Haar und morgendlich schon akkurater Elvis-Tolle, wirkte er wie aus der Zeit gefallen.

Noch auf den Treppenstufen begrüßten sie sich und Oie bat, mit der Empfehlung von Hermannis, um Verständnis für die Störung.

»Das muss ja dringend sein, wenn er euch um die Zeit zu mir schickt, es ist erst sechs Uhr.«

»Ja, Janis, wir mussten heute ganz früh bei Hermannis weg. In der Nachbarschaft gab es einen fürchterlichen Autounfall, mit dem wir nichts zu tun haben, aber wir sind quasi inkognito und nur auf der Durchreise. Er wollte kein Aufsehen.

Hermannis bittet dich, uns bis zum Abend bei eurem Fischer Edgars in Roja abzuliefern, weil es Dienstag mit seinem Schiff nach Finnland gehen soll – er will uns auf der

Insel Ruhnu übernehmen.

Das ist übrigens Felix Mendel, ein Freund aus Berlin, er braucht dringend einen frischen Eisbeutel für die Stirn – hast du so was?«

Nussbaum zeigte mit leidvoll verspanntem Gesicht die schon etwas abgeschwollene Stirn.

»„Solche Aktionen sind bei Hermannis selten«, antwortete Janis lächelnd, «zu ihm kann man aber auch mit allem kommen, er macht es möglich, wenn es wichtig ist. Da ist es mir eine Ehre, auch mal zuhelfen. Kommt rein, einen Eisbeutel haben wir natürlich auch – die Stirn sieht ja heftig aus.«

»Ich bin nachts gestürzt und so blöd gefallen – nicht zu beschreiben! Aber Glück gehabt, dass nichts Schlimmeres passiert ist«, spielte Nussbaum Erleichterung.

Janis leitete sie zur Küche des Hauses: »Ich muss nur noch umdisponieren. Gegen acht muss ich ins Büro, in meine Kerzenfabrik hier in der Stadt, da ist Frührapport und ich bin der Chef. Am Nachmittag wollte ich nach Ventspils, wegen einer Ladung Kerzen, die nach Übersee geht. Dafür muss ich die letzten Zoll-Formalitäten erledigen.

Wir fahren dann vorher gemeinsam einen Bogen, die Küstenstraße entlang nach Roja, das geht sehr gut. Kein Problem also.

Ihr seht müde, abgerissen und hungrig aus. Solltet vielleicht erstmal duschen – und dann frühstücken wir. Meine Frau steht später auf, denn ihr Kosmetik-Salon in einem Hotel ist erst ab Mittag geöffnet. Geht durch –

Handtücher liegen nebenan im Bad.«

Als sich die Männer erfrischt zu Janis setzten, hatte der einen üppig gedeckten, lettischen Frühstückstisch bereitet.

»Langt zu«, forderte er, Kaffee eingießend.

Als Nussbaum nach den Salami-Scheiben greifen wollte, die da so verlockend arrangiert waren, kam von Oie: »Verboten! Wegen Seekrankheit,– da sind Histamine drin!« – und als der Freund nach dem reifenKäse griff: »Auch verboten!«

»Und was ist dann erlaubt in deiner Seekrankheits-Diät?«

»Trockenes Brot«, sagte der grinsend. Nussbaum schaute eingeschüchtert und ungläubig.

»Natürlich alles Frische an Fleisch und Fisch, nichts Geräuchertes oder Eingelegtes« – und mit einem Blick über den Frühstückstisch: »Eier gehen, Frischkäse geht, Äpfel sind gut. Klarer Schnaps und Bier gehen auch«, beruhigte Oie, »um dir dieSeefahrt nicht zu verleiden.«

»Wenigstens das ist erlaubt«, warf Janis lächelnd ein, der als Bildungsbürger ein gutes Deutsch sprach, und holte eine Flasche Wodka aus dem Kühlschrank. Er goss drei Kleine ein und hob sein Glas:»Aber nur einen – das ist die neue Zeit.«

Nach dem Frühstück zeigte er ihnen das große Ecksofa in der Stube mit dem Angebot, sie mögen sich bis zum Mittag ausruhen, dann würde er kommen, um sie abzuholen.

Die Freunde legten sich nieder, dösten unruhig dahin und fanden sich immer wieder im Dickicht einer Gefährdungsanalyse, denn die Ereignisse auf Hermannis Hof hatten sie bis in die Fußspitzen alarmiert. Was sie am

meisten beunruhigte, war die Erkenntnis, dass alle Diskretion bei ihren Reisevorbereitungen für die Katz gewesen und sie so schnell zu enttarnen waren. Irgendwen Mächtigen, bis in den Osten vernetzten, hatten sie da nicht auf der Rechnung, wenn die so hartnäckig auf ihrer Spur bleiben konnten.

Waren es die Nachfolger des einstmals allmächtigen KGB, oder war es gar der russische Militär-Geheimdienst, der ihnen so dicht auf den Fersen war?

Angestrengt versuchten sie Bezüge zu finden und spekulierten im leisen Gespräch – bis gegen zehn Uhr Janis Frau Baiba auftauchte, verdutzt schaute, Oie erkannte und lächelnd den Kopf schüttelte, weil sie nun den Zettel verstand, den ihr Janis in die Küche gelegt hatte.

Sie fragte erst auf Lettisch und dann auf Russisch, ob sie Kaffee wünschten – klang aber immer noch überrascht ob des unerwarteten Besuches.

Sie nahmen dankend an, setzten sich zu ihr in die Küche und frischten – auch um sich abzulenken – auf heitere Weise gemeinsam ihre Russisch-Kenntnisse auf. Nussbaum kühlte sich dabei beständig die Stirn.

Er sei nur nachts gestolpert und gegen die Tür gefallen, wiegelte er auf Baibas mitfühlende Fragen ab.

Gegen Mittag, als Janis Frau zum Geschäft aufbrach, verabschiedeten sie sich. Dann bespielten die Männer mit einem Wollfaden die Katze, um ihre innere Unruhe zu kaschieren und blätterten in lettischen Zeitschriften.

Bald kam Janis mit einem Volvo vorgefahren, lud sie ein

und fuhr mit ihnen über die alte Stadt Tukums zur Rigaer Bucht. Von dort war es noch eine Stunde entlang der Küstenstraße bis Roja.

Der kleine Ort hatte den größten Hochsee-Fischereihafen zwischen Riga und Ventspils und war etwa hundert Kilometer von der Hauptstadt entfernt. Gleich bei Abfahrt von der Fernverkehrsstraße öffnete sich ein weiter Blick über das Hafen-Gelände mit den zwei, eine Zange bildenden, riesigen Molen. Sie fuhren zu den Kuttern und hielten an der Kurland – so nannte Kapitän Edgars sein Schiff, weil er sich durch seine Vorfahren in der Linie des Stammes der Kurländer sah, wie er später erzählte.

Das Schiff war einer dieser modernen EU-konformen Fischkutter von etwas fünfzig Fuß Länge, mit breitem Steuerhaus, bei halb gedecktem Vorschiff – zur geschützten Arbeit bei Schwerwetter.

Edgars saß Netz flickend an Bord und spottete, als er Janis sah: »Wat willste denn? Montachs jibs keen Fisch, dat weeßte doch – ick jeh erst abends rus. Morjen Mittach kannst wat kriejen – dat jilt ochfor de Jäst. Oda wollta mit rus? Mir ist jerade ener mener Jehilfen krank jeworden, – da sein dree alte Männers better als nicks.«

»Nein Edgars ich kann nicht mit, aber das sind Oie und Felix, Deutsche, eigentlich Gäste von Hermannis, von dem wir dich schön grüßen sollen. Er will sie morgen im Hafen von Ruhnu übernehmen, wenn du deinen Fang beim Händler umlegst. Er kommt mit seinem Schiff aus Riga.«

»Is ja scheene!«, freute sich Edgars gut gelaunt, im

verschroben ostpreußischen Dialekt: »Da hätt ick ja de Zwee, de ick brauchen kennt, Lorbassche!«

Sie begrüßten sich: »Welkomm on Boord! – Nehmt euer Zeugs un folgt me ine Kajüt!«

Edgars, ein knochiger, vollbärtiger und braun gebrannter Kerl mittleren Alters, lief mit dem schwankenden, breit greifenden Schritt der Fischer voraus. Sie kletterten übers Schanzkleid und gingen in die kleine Messe hinter der Brücke.

»Hast du einen Eisbeutel für die Stirn von Felix, Edgars?«

»Klaa – we hatn dir son Ding verpasst?«

»Ich bin bei Hermannis gegen einen Türbalken gestolpert.«

»So schräje Türbalken jibt's nur bei Hermannis«, lachte Edgars ungläubig, »dat is mal en Deng, Lorbassche!«

Als sie saßen, holte Edgars einen Eisbeutel und Mineralwasser aus dem Kühlfach, dann ein kleines Steck-Tablett mit Messing-Bechern aus dem Schrank, in die er Genever eingoss.

»Det Jetränk de Kapitän«, wie er pries, als sie sich zuprosteten.

»Nachher zech ick euch de Kojen in Vorschiff. De sin bescheden, aber noch ken Helfer hat sich beschwern tun. Es jibt och Arbet inde Früh, wenn det Netz enjeholt ward. Denn braucht det all Händ.«

Edgars holte noch Bierbüchsen und die Männer erfrischten sich. Janis redete mit dem Kapitän lettisch über die letzten Ereignisse, um sich – wie bei weit entfernten

Verwandten auf dem Lande üblich – auf den neuesten Stand zu bringen.

Oie und Nussbaum genossen die Atmosphäre, die sichere Raumkapsel des Kutters, und beteiligten sich nur am Gespräch, wenn sie gefragt wurden – zu tief steckte der Zusammenstoß der letzten Nacht noch lähmend in den Knochen.

Nach einer Stunde dann verabschiedete sich Janis zu seiner angekündigten Diensttour nach Ventspils.

Kapitän Edgars wollte noch einige Dinge erledigen und sein inzwischen eingetroffener Decksmann sollte Bordwache gehen. Er empfahl seinen Gästen deshalb das schöne Roja mit seinem fantastischen Strand zu einem Spaziergang – am Abend würden sie auslaufen.

Es war später Nachmittag, die Freunde schlenderten im Hinterland des Hafens herum, schauten in Andenken-Kioske, deren Angebote sie auf merkwürdige Weise kalt ließen, fühlten doch beide, dass überhaupt nicht klar war, ob sie in ihrer Sache jemals mit heiler Haut nach Hause finden würden.

Die Ereignisse der vergangenen Nacht erschienen wie ein Menetekel – oder war es schon ein Wegweiser zum Vorhof der Hölle?

Bald hatten sie nur noch ein Ruhebedürfnis, und so setzten sie sich am weiten Strand, unweit der Nord-Mole des Hafens, in einen verblichenen, herrenlosen Strandkorb zum

Dösen in der Sonne.

Aufgeregte, schwatzhaft schreiende Möwen, die sich um einen toten Fisch balgten, weckten sie nach unbestimmter Zeit. Oie, räkelte sich und schob den Fußkasten des Strandkorbes rein. In Startposition für neue Überlegungen fand er es – nach den letzten Ereignissen – nun an der Zeit, unzweifelhaft vorhandene, besondere Hintergründe in sein persönliches Bild von Nussbaum zu fügen.

Der war bei dem Fuß-Geschiebe erwacht: »Samuel, was ich dich die ganze Zeit schon fragen wollte, woher kommt eigentlich deine Familie? Meine kommt von holländischen Deich-Meistern und Bauern aus Pommern. Auch Schlesier sind mütterlicherseits dabei, alle Berliner kommen ja irgendwo anders her, sagt man – und zum Zirkus Samuel gehörst du ja nicht, das hatten wir schon geklärt.«

Nussbaum merkte auf, schwieg einen Augenblick, seine Hände vor dem Gesicht fixierend, begann aber dann, bedächtig und langsam sortierend, zu erzählen: »Preußisch. – Eigentlich, seit Friedrich dem Großen belegt, aus dem Preußischen. Die letzten Generationen aus Berlin-Grünau, bis auf die Zeit nach fünfunddreißig. Da gingen meine Eltern, sie wollten Medizin studieren und das war für sie in Berlin nicht mehr möglich, nach Portugal zu Verwandten – ins Exil.

Nur eine alte Tante war noch geblieben. Aber die starb achtunddreißig. Da wurde unser Haus, das du kennst, von

den Faschisten arisiert. Meine Eltern, Samuel und Rebecca lebten also in Lissabon und wurden Ärzte. Sie sind dann im Jahr neunundvierzig zurückgekehrt nach Berlin und wollten helfen – wohl auch sich selbst, wegen ihrer deutschen Kultur und Muttersprache.

Berlin war noch völlig zerstört – bei uns draußen in Grünau aber kaum. Somit konnten sie wieder in das Haus unserer Familie einziehen. Sie waren als Ärzte im Krankenhaus willkommen, hatten auch, als Opfer des Faschismus, eine bessere Kohlen- und Lebensmittelkarte. Mein Bruder und ich wurden dann Anfang der Fünfzigerjahre geboren.«

»Zurückzukommen, dazu gehörte sicher Mut«, warf Oie ein, »die Sowjetische Besatzungszone galt ja schon damals in jeder Weise als die zweitbeste Wahl, das habe ich schon als Kind mitbekommen.«

»Kein Problem. – Es war offensichtlich kein Problem für sie, denn unsere Eltern waren echte Alt-Linke. Irgendwo zwischen Jesus und Marx positioniert, sahen sie dieses neue Deutschland als hoffnungsvolles Projekt, für das es sich lohnte, auch persönliche Beschränkungen in Kauf zu nehmen – so haben sie uns auch erzogen.

Als Rentner, mit portugiesischer Staatsbürgerschaft, sind sie dann neunzehnhundertachtzig wieder nach Portugal zurückgegangen, – wegen der Wärme für die alten Knochen, wie meine Mutter sagte.

Platz. – Wohl aber vor allem, um mir und Cornelia mehr Platz zu schaffen für unsere drei Kinder, denn unter dem

Dach wurde es langsamzu eng. Die Trennung machte ihnen dann mehr zu schaffen, als sie zugeben mochten – uns natürlich auch.

Sie sind Mitte der Neunzigerjahre in Lissabon gestorben, kurz hintereinander – wegen der Seelenbindung glaube ich. Aber sie haben den Fall der Mauer und die Wende noch erleben dürfen.

Zeit. – Das war für uns alle eine glückliche Zeit, denn wir konnten uns noch gegenseitig besuchen, was vorher aufgrund meiner Dienststellung nicht ging.«

»Warum bis du nicht weg gegangen nach der Wende, bei deinen Fähigkeiten?«, fragte Oie, und Nussbaum schaute ihn erstaunt an.

»Weggehen? – Warum denn? – Das werde ich oft gefragt«, wehrte er mit leicht erregter Stimme ab. »Ich bin doch Deutscher – ein preußisches Fossil, wie Cornelia manchmal spottet. Es war doch mein Land, meine Kultur, auch für meine Frau und meine Kinder.«

Bestätigend schwieg Oie, bis Nussbaum hinzufügte: »Rabbi. – Da kamen natürlich auch Leute, mit einem Rabbi von der Berliner Jüdischen Gemeinde, die ich nie zuvor gesehen hatte. Sie besuchten mich, brachten koschere Leckereien und sprachen über die Gemeinde, mit der wir bis dahin aber nie zu tun hatten.

Religionsbund. – Dann über unseren ehernen Religionsbund, die Tradition und schließlich unverhohlen über die Verpflichtung als Kind meiner Eltern, wie sie es sahen.

Ich solle doch meinem Volk helfen und nach Israel kommen, als derart qualifizierter Kryptologe ständen mir alle Wege in Armee und Geheimdiensten offen. Da wusste ich, was gespielt wird und komplimentierte sie koscher-höflich aus dem Haus – was sonst nicht meine Art ist. Ich war ja in ihren Augen ein Altgläubiger, quasi ein religiös-reinrassiger des Auserwählten Volkes, wie sie sich gern nennen.

Als Sohn einer jüdischen Mutter hätte ich bei Einreise nach Israel sofort die Staatsbürgerschaft bekommen und keine materiellen Sorgen mehr gehabt. Aber mein Gewissen brachte mich bei diesem obszönen Antrag in Rage.

Ich sagte damals: ›Wiedergänger. – Soll ich euch unbelehrbaren Wiedergängern bei der Unterdrückung der Palästinenser helfen, bei Landraub und kultureller Zerstörung, in eurem religiösen Wahn von Groß-Israel? – Merkt ihr nicht, wie die aufgeklärte Welt diese Politik verachtet?

Geht erst einmal hin und macht Frieden, sonst ist euch nicht zu helfen. Frieden könnt ihr nur haben, wenn ihr selbst Frieden gebt – auch die Palästinenser sind Menschen, es ist auch ihre Heimat – es sind eure Brüder. Der Mensch ist doch nur Mensch, wenn er Hüter seines Bruders ist.‹

Da zogen sie entsetzt ab, murmelten etwas von ›Wir finden ja auch nicht alles gut, aber ich könne jederzeit kommen und ich solle mich persönlich überzeugen, – ich sei doch ein Sohn des Volkes Israel.‹

Oie nun kennst du meine Position – wieder mal zwischen

allen Stühlen. Aber die Hoffnung der Aufklärung und der Bergpredigt lasse ich mir nicht mehr nehmen. Auch wenn die da die Ideale von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, des in ihren Augen Verräters Jesus bekämpfen wie der Teufel das Weihwasser, weil sie die Herrschaft des Geldes und seiner auserwählten Herren-Menschen beenden würde.«

»Da siehst du einen Zusammenhang? Zwischen den Idealen der Aufklärung und dem glorreichen Welt-Finanzsystem, das die Politik und fast alle professoralen Theoretiker noch immer für unverzichtbar, für alternativlos halten?«, konnte Oie ein ironisches Nachsetzen nicht vermeiden.

»Musst du nur nachlesen. Buch. – Fünftes Buch Mose, Altes Testament: Segnen. – Denn der Herr, dein Gott, wird dich segnen, wie er dir verheißen hat; so wirst du vielen Völkern leihen, und du wirst von niemanden borgen; du wirst über viele Völker herrschen, und über dich wird niemand herrschen.«

»Wenn du das aufsagst, Samuel, klingt es irgendwie erstaunlich aus der Zeit gefallen, – aber vor allem nach dem Kochrezept von Macht, nachdem weltweit gekocht wird – mittlerweile quer durch alle Kulturen, wie es scheint.

Auch die Bakiers des Vatikan sind dabei und verleugnen damit die revolutionären Wurzeln des Christentums. Das macht mich als gelernten Katholiken wütend, wenn da niemals die Systemfrage gestellt wird vom Pabst – denn Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind im exessiven globalisierten Kapitalismus nicht denkbar – sondern nur an

den Symptomen rum kuriert wird, vor allem weil es einträglicher ist für’s mildtätige weltweite Geschäft, denke ich.

Aber entschuldige Samuel, ich wollte dich nicht unterbrechen.«

»Kein Problem. Altes Testament. – Da kommt es her, da steht es: Ich kann dir das ganze Alte Testament komplett aufsagen. Du weißt doch, gerade weil ich die Zusammenhänge im Kopf habe und nicht verdrängen kann, finde ich es erschreckend, wenn aus diesen archaischen, geschichtlichen Überlieferungen ein – wie du sehr richtig sagst – ein Kochrezept für Macht und politisches Handeln abgeleitet wird.

In einer Welt, die nur gedeihen kann, wenn alle friedlich und zum gegenseitigen Vorteil kooperieren, sind diese Rezepte gefährlich gestrig, denn der Frieden, der Abbau von Ängsten und Verletzungen, der Ausbruch aus dem Zirkel von Rache und Gewalt ist doch das Gebot der Stunde. Macht heißt doch immer auch Ohnmacht, bei denen ohne Macht – und das ist die Quelle vieler Übel auf dieser Welt.

Wirklichen Frieden kann man nur durch Gerechtigkeit, durch Interessenausgleich schaffen, nicht durch Gewalt, Unterdrückung und Drohungen. Auch deshalb bin ich hier mit dir – aus Respekt vor Igors Anspruch und Haltung in der Geschichte – und wir ziehen das durch. Nach der letzten Attacke bin ich umso entschlossener.«

Oie hörte das mit Respekt vor einem großen Herzen, wie er ihn selten verspürt hatte.

Sie gingen noch ein Stück am Strand entlang, genossen das sanfte Rauschen der Brandung im Schein der Abendsonne und hatten das Gefühl, auf der richtigen Seite zu stehen, – wie damals vor über zwanzig Jahren.

Nussbaum zog dabei zuweilen den Ärmel seiner Jacke mit Schwung durchs Wasser der Ostsee, um ihn sodann kühlend über die Stirn zu werfen.

»Versteh mal Oie«, setzte er noch einmal nach: »Universell. – Ich definiere mich nach den universellen Kriterien von Menschlichkeit in der Gemeinschaft und versuche in meinem Lebensumfeld eine Atmosphäre von Liebe und Frieden zu pflegen. Da kommen diese Leute und betrachten die Welt mit den vergangen geglaubten, katastrophal gescheiterten, faschistoiden Kriterien von Blut und Boden – wie ein Zuchtverein von Hammeln oder Hirschen im Revierkampf.«

»Ist es nicht Folge ihrer Geschichte als Opfer von Verfolgung und politischer Verbrechen?«, warf Oie ein. »Wir fragen doch immer, was dem vorausging – nach dem Warum?

Neulich lief Der Pianist von Polanski. Ein beeindruckender Film. Da versteht man, warum die, die damals so von den Faschisten verfolgt wurden, jetzt, da sie militärische Macht und einen Staat haben, Gewalt als Mittel der Politik einsetzen.«

»Glaube. – Ja, sie glauben sich seitdem immer im Recht, und sind so gefangen in diesem ewigen Zirkel von Rache und Gewalt, der kein Problem löst, sondern nur paranoid-

eskalierend neue Konfrontation herausfordert. Die vergangenen Jahrhunderte sind voller Beweise, dass gewaltbereite Ideologie nach innen und außen zwangsläufig faschistoide Züge entwickelt und den eigenen Untergang heraufbeschwört, da sie das Ende einer demokratischen, produktiven und mitmenschlichen Gesellschaft bedeutet.«

»Aber sind es nicht immer nur kleine Gruppen von Fundamentalisten, die so agieren, Samuel?«

»Natürlich – in allen Religionen und Ideologien, egal, auf welche Heilsbotschaft sie sich berufen. Inquisition, Kolonialismus, Diktatur des Proletariats oder Faschistische Diktatur – Mafiaherrschaft, oder Zionismus – immer die gleiche Schreckensspirale für andere, für Andersdenkende oder Abweichler. Propagandistisch vorangetrieben und abgesichert über den Besitz der Medien, um abweichende Meinungen mit immer der gleichen Strategie zu ersticken. Erst totschweigen – wenn das nicht hilft, denunzieren und für blöd erklären – und wenn das auch nicht hilft, totschlagen, in Lagern verschwinden lassen und aus der Geschichte tilgen.«

»Mit diesem Vergleich hast du jetzt aber alle Unfehlbaren und alle Überzeugungstäter an der Kehle, Samuel. Alle werden dich pauschal des Relativismus bezichtigen und dich mundtot sehen wollen.«

»Relativismus, wenn ich das Wort schon höre, Oie. – Jedes Denken im Leben relativiert doch. Relativismus ist doch Grundlage jeder Bewertung und jeder differenzierten Betrachtung – so was verfängt bei mir nicht.

Sozialist. – Oie, Jesus war der erste Sozialist. – Deshalb war ich immer überzeugter demokratischer Sozialist, weil ich glaube, dass dieser Kampf – dieser ständige Druck unter der Herrschaft des Geldes – zum Aufstieg auf den Knochen anderer, die da auf der Strecke bleiben, pervers ist. Dass er schon im viel gepriesenen freien Wettbewerb zur Profit-Maximierung – ohne ethisch-moralischen Konsens – zur Wurzel von Gewalt werden kann. Es so zu sehen ist sicher das humanistische Erbe meines Elternhauses, meiner Kindheit und Jugend – des aufgeklärt-kulturellen Umfeldes, das ich im Osten immer hatte.

Partei. – Ich war nie in der Partei, aber ich habe mich umso mehr verpflichtet gefühlt, den Idealen von Menschlichkeit, Gerechtigkeit und Kultur eine Chance zu geben.«

»Was? du warst nie in der Partei – als Offizier der Militär-Aufklärung?«

»Das denkt keiner«, antwortete Samuel leise lächelnd. »Prinzip. – Das war auch ein Grundprinzip der Militär-Geheimdienste. Wichtige Agenturische Mitarbeiter durften keine Partei-Genossen sein.

Der MGD war doch in Struktur und Arbeitsweise ein Abziehbild des Militärischen Nachrichtendienstes der Sowjets. Und die hatten nach dem Weltkrieg noch das Trauma des Kommissarbefehls von Adolf dem Letzten in den Knochen, der ja alle gefangenen Kommunisten, die mit Parteibuch in der Tasche und die Kommissare der Roten Armee, vorsorglich erschießen ließ.

Zurück zum Thema: Partei. – Ich hatte mich im Studium trotz vielfältiger Avancen zu einem Partei-Eintritt immer verweigert, weil ich quasi nicht mit den Rudeln der Genossen heulen mochte. Prolet-Kult. – Meine Herkunft aus einer Familie der Verfolgten des Naziregimes adelte mich gleichzeitig in diesem Antifa-Proletkult-Zirkus und in den Augen der Funktionäre. - Sie ließen mich zufrieden.

Als ich dann – nach dem Studium – zum Militär-Geheimdienst kam, musste man also keine Unterlagen zur Partei verschwinden lassen. Gewisse Bereiche der Aufklärung der NVA, und besonders ihre Spezialisten, sollten eben auch nach einer operativen Niederlage und zu erwartenden Razzia auf Genossen handlungsfähig bleiben – das war der Plan.«

»Das erklärt wohl auch«, bestätigte Oie. »weshalb sich Igor Antonow darüber freute, dass ich bei den Liberalen der DDR gelandet war.«

»Wie bist du denn an die geraten?«, staunte Nussbaum ironisch lächelnd.

»Das war an der Technischen Hochschule, als massiv geworben wurde für die Einheitspartei der Arbeiterklasse – nach der blutigen Niederschlagung des Prager Frühlings, dessen Entwicklung wir zuvor mit Begeisterung, und Hoffnung auf Fortschritt auch für uns, verfolgten.

Da fand ich, als gut informierter Berliner, der immer beide Seiten hörte, das ganze bemäntelnde, ideologische Gedöns der Roten Hohepriester so was von perspektivlos und abstoßend, dass ich nach einer eleganten Alternative

suchte, um den absehbaren Druck loszuwerden: Das waren die Liberalen.

Die versammelten sich nicht in einem staubig-trockenen Hörsaal, mit einem roten Rechthaber an der Spitze, sondern in einer gemütlichen Bierkneipe unter Gleichen, sekundiert von einer venusgleichen, strammen Kellnerin. Viele dieser Parteifreunde redeten Klartext, – soweit das möglich war, damals.«

»Zum Beispiel?«, zeigte sich Nussbaum erstaunt.

»Anfang der Siebzigerjahre, kurz vor meinem Studienabschluss, rollte die letzte Welle der Verstaatlichung durch die DDR. Sie betraf Tausende von Privat-Betrieben. Die ganzen kleinen, fleißigen und innovativen Handwerks- und Industriebetriebe mit über zehn Beschäftigten, von denen es gerade in Sachsen noch viele gab.

Einige dieser Unternehmen waren im gesamtdeutschen Maßstabauch noch wettbewerbsfähig damals. Du erinnerst dich vielleicht an die berühmten Heli-Radios oder die Zeuke-Modell-Eisenbahnen, die dann unter VEB Berliner TT-Bahnen verstaatlicht wurden?

Diese Unternehmer waren meist bei den Liberalen oder bei der CDU. Sie wurden die Jahre zuvor schon über Steuern ausgenommen wie die Weihnachtsgänse, bei Investitionen behindert und mit vielem, was sie dringend brauchten, schlecht versorgt.

Da saßen Unternehmer am Tisch, den Tränen nahe, weil sie in ihren eigenen Betrieben, die sie nach Krieg und Reparationen mühsam wiederaufgebaut hatten, aus der

unternehmerischen Verantwortung gedrängt wurden.

Angeblich war gesetzmäßig eine höhere Phase des Sozialismus inder DDR eingetreten. Das hieß für die ideologisiert schlichten Geister im Partei-Apparat, mehr Volkseigentum musste bilanziert werden.

Das Schicksal dieser Unternehmer ging mir damals sehr an die Nieren, weil ich das nach dem Mauerbau, auf dem Hof meines Vaters in Berlin, selbst erlebt hatte.

Er war ein begnadeter Gärtner und bewirtschaftete mit meiner Mutter – sie waren Flüchtlinge und hatten alles verloren – einen Hof mit großen Gewächshäusern für die Pflanzenzucht, von einem Erben, der in Westberlin wohnte. Als die Mauer über Nacht gebaut wurde, war der im Westen der Stadt, und alle Abmachungen mit meinen Eltern waren nichtig.

Der Hof wurde als Eigentum eines West-Bürgers konfisziert und dann zur neuen LPG-Zentrale. Meine Eltern hatten nichts mehr zu sagen, worauf in Jahresfrist die große Gärtnerei mit vielen Treibhäusern verfiel, weil nicht genug Kohle und Glas beschafft werden konnten. Der Bedarf war ja noch in keinem Plan erfasst und die eingesetzten Funktionäre, die von den subtilen Zusammenhängen in der Pflanzenzucht keine Ahnung hatten, warteten auf Weisungen von oben – bis der Nachtfrost die Pflanzenaufzucht in den Treibhäusern gekillt hatte.

Außerdem setzte die neue Landwirtschafts-Politik erst mal auf Fleischproduktion. Das habe ich selbst erlebt und mit erlitten, sonst wäre ich sicher Bauer geworden.«

»Und was hast du stattdessen gemacht?«

»Ich habe mich als Lehrling in eine, nach den Maßstäben eines Naturburschen Höllen-Schmiede verpflichtet, um was Technisches zu lernen. Mein Vater riet mir dazu, denn er wäre selbst gerne ein Motorenbauer geworden und hatte eine ganze Werkstatt voller angebastelter Aggregate. Turbinenbauer wurde ich dann, parallel zur weiteren Schulausbildung, das ging damals. Nach dem Abitur habe ich ein Studium an der Technischen Hochschule begonnen. Da war ich gewissermaßen der Quoten-Bauer im proklamierten Arbeiter- und Bauernstaat, wie ich es heute nennen würde.

Als es dann kurz vor dem Abschluss ums weiterführende Forschungsstudium ging, bestellte mich der Fakultäts-Direktor in sein Büro. Er wollte mit mir ein Thema besprechen für die Aspirantur, und auch wissen, wen ich mir als Betreuer wünsche.

Natürlich hatte er einen Antrag auf Aufnahme in die SED dabei, den er mir über den Tisch schob – aber ich schob den zu seinem Erstaunen zurück und erklärte: ›Ich bin schon in der Partei – bei den Liberalen!‹

Den hättest du mal sehen sollen, denn mit finsterer Miene kam nur, das ginge nicht – das wäre die falsche Partei – sie würden nur Genossen oder Kandidaten der SED nehmen. Abkömmling von Bauern ginge gerade noch, – aber nicht eine andere Partei. Damit war Schluss für mich, so knallhart war das damals. Ich wäre gern noch geblieben – vor allem wegen der Judo-Mannschaft. Einige Jahre konnte ich mich

aber noch für Wettkämpfe der Mannschaft fit halten und als Gast bei guten Vereinen in Berlin trainieren.

Heute muss ich dankbar sein, dass das so gelaufen ist, sonst wäre ich jetzt ein promovierter Schmalspur-Techniker, der die Schönheiten der Kunst und des Gestaltens nicht kennt. Das ist für mich eigentlich unvorstellbar. – Ist es nicht manchmal fantastisch, wie da so Weichen gestellt werden?«

»Ja, das kann man wohl sagen, Oie«, zeigte sich Nussbaum überzeugt. »Geist. – Es ist einerseits merkwürdig, aber ich sehe da andererseits für mich das Wirken einer Welt des Geistes – in Parallel-Universen. So jedenfalls sehen es auch Optimisten unter den Naturwissenschaftlern. Parallel-Universen, die wir noch nicht ergründen können, die aber Verbindungen schaffen zu anderen Menschen, – auch in die Vergangenheit.

Göttliches Prinzip. – Oie, ich nenne es das göttliche Prinzip, sehe als Mathematiker und Musiker Parallelen in der sprichwörtlichen, aber letztendlich unergründlichen, göttlichen Schönheit – in der Ästhetik von menschlicher Kommunikation, in mathematischen Gleichungen, wie in der Musik. Da bestehen sicher viele Zusammenhänge, die wir leider noch nicht ergründen können.«

Als sie zum Hafen zurückgingen, waren sie sich einig, dass es zuweilen wundersam ist, wie das Leben so spielt, und sie durch Igor Antonow, den Zufall, oder einen Impuls aus der Welt des Geistes, zusammenfanden.

Der Schiffsdiesel bollerte schon dumpf, als sie sich dem Fisch-Kutter näherten. Edgars wartete bereits und rief in

scherzhaftem Befehlston: »Kleer zum Ousloufn, die Herrn Lendrattn – am Oawend ward de Fuhle fletig!«

»Was sagt Edgars – Oie?«

»Na, wie bei uns in Deutschland traditionell: Am Abend werden die Faulen fleißig – stimmt doch, wenn es erst jetzt los geht.«

Sie fuhren mit dem Schiff aus den Molen von Roja in die leuchtende Dämmerung eines warmen Abends im baltischen Sommer.

Die See war ruhig, die Sicht klar – das Ziel: die lettischen Fischgründe vor der estnischen Insel Ruhnu, mitten in der riesigen Rigaer Bucht.

Gegen Mitternacht befanden sie sich westlich davon und fuhren rasselnd das Schleppnetz aus. Edgars hatte mit dem Fisch-Finder einem Schwarm nachgespürt, den er nun einkreisen wollte.

Die Mannschaft ging derweil in die Kojen.

Das Schiff, gesteuert vom Kapitän, zog kraftvoll brummend seine Bahnen. Gegen drei – es wurde schon dämmrig am Horizont – tönte das Signalhorn durchdringend in die Kammer: Der Ruf für die Männer zum Netz-Einholen.

Die Deutschen bekamen gelbe Gummi-Latzhosen, Stiefel, Jacken, Südwester und raspelraue Arbeits-Handschuhe. Edgars ging mit dem Kutter in den Wind und der Decksmann betätigte, im Licht der Scheinwerfer, die quietschende Winde.

Langsam wurde das Netz aufgespult, bis ein dicker Netzballen an der Oberfläche trieb, auf den sich sofort, laut

kreischend, Möwen stürzten, die so lange auf dem Funkmast und der Takelage mitgefahren waren.

Wie auf ein Zeichen kamen immer mehr Vögel aus den umliegenden Gewässern und von der am dunstigen Horizont liegenden Insel zum hell erleuchteten Schiff.

Jetzt wurde mit einem Wasserschwall der Netzbeutel in der Größe einer fetten Kuh an Bord gehievt. Ein guter Fang, wie Edgars laut rufend von der Brücke frohlockte.

Der Decksmann, erfasst vom Jagdfieber, riss den Verschluss des Netzbeutels auf und führte den noch zappelnden Fisch über eine Rutsche zur großen, metallenen Sortierflächen, über deren Rand gebeugt die Männer standen. Von dort wurden die Fische nach Art und Größe in Kisten sortiert. Schnell hatten sie gelernt, welche Fische in welche Kisten gehörten, die dann über einen Aufzug unter Deck versenkt wurden, wo sich die gekühlten Stauräume befanden.

Gut gelaunt arbeiteten sie sich durch den Fischberg, warfen dabei zu kleines und unverkäufliches Meeresgetier zurück in das aufgewühlte Fahrwasser. Darauf stürzten sich schon im Fluge die spitz zeternden und balgenden Möwen, die im Schwarm – wie eine lange, mit weißen Perlen besetzte Schleppe – dem Schiff hinterher flatterten.

Nach einer Stunde angestrengter, handflinker Arbeit hatten sie allen Fisch in den Kisten und verstaut. Edgars kam aus dem Steuerhaus, brachte für jeden einen großen Becher Genever und bedankte sich herzlich: »Seht ja, wie vel zu tun wa. Mit enem Jehilfen hett ick det nich bis zum

Termin in de Kistn bekomm. – Det war heut det Jelbe vom Eei – ihr Lorbassche scheint Glick zubringen. – Ick het lang nich mehr son juten Fang!«

Sie stiegen unter Deck und sahen trinkend auf ihr Werk im Laderaum. Edgars griff eine leere Fisch-Kiste, kippte eine Schaufel Eis rein und nahm aus den letzten Kisten viele unterschiedliche Fische, die er aufs Eis legte. Oben drüber kamen noch zwei Schaufeln Eis: »So, det is for euch, – for Hermannis une Mannschaft. Det reecht for zwee Fischtach ufm Sejelschiff.«

Sie liefen dann Volldampf nach Ringsu, dem einzigen Hafen am Südzipfel der Insel Ruhnu. Am Vormittag einlaufend legten sie sich an das Kühlschiff des Fischhändlers aus Riga.

Dann wurde heftig umgeladen.

Edgars drückte aufs Tempo, denn es sollte schnell nach Roja zurückgehen – mit Fisch für die Restaurants, die er direkt beliefern wollte.

Sie verabschiedeten sich, mit einer warmherzigen Einladung Edgars, jederzeit wieder willkommen zu sein, an Bord der Kurland.

Die Freunde hatten, mit Hilfe des Kapitäns, ihre Deputat-Kiste im Kühlhaus des Hafens unterbringen können. Nun gingen sie, mit müden Knochen, zum späten Frühstück in die Hafen-Kaschemme, in der sich um diese Zeit, nach getaner Arbeit, die Fischer der Insel versammelt hatten. Sie war eng,

verraucht, laut – und roch in allen erdenklichen Facetten nach Fisch. Im Hintergrund lief estnisches Gute-Laune-Radio.

Am großen Tisch in der Ecke waren noch zwei Plätze frei. Sie grüßten und setzten sich unter die Fischer, nachdem sie beim Wirt Rührei mit frischem Lachs und estnisches Bier geordert hatten.

Woher und wohin wurde gefragt, da mussten sie ein bisschen überlegen, denn die neuen Identitäten, diskreten Stationen und unklaren Ziele machten unsicher und maulfaul.

Die Fischer am Tisch fühlten, dass da was nicht stimmt – auch weil Nussbaum, mit seinem blaugrünen Stirn-Striemen im Kaschemmen-Licht aussah wie ein ramponierter Hund. Wettergegerbt und verwurzelt nahmen die Ureinwohner den abweisenden Auftritt der Männer wohl als Macken alter, dekadenter Städter, die ihnen immer fremd sein würden.

Gegen Mittag, als die Kneipe sich leerte, gingen die Freunde auf den Hügel am Hafen der Insel und sahen, weit hinten Richtung Riga, am Horizont dunkle Segel, die, so hofften sie, von Hermannis Schiff sein würden. Erfahrungsgemäß, so schätzte Oie, würden noch etwa drei Stunden bis zum Einlaufen vergehen.

Die Zeitspanne im Nacken erkundeten sie die nur sechs Kilometer lange, leicht hügelige Insel, auf der wenige Menschen lebten, die Landwirtschaft und Fischerei

betrieben.

Eine meerumspülte, grüne Landwölbung, im Osten des Eilandes, bis zum Horizont mit windflüchtigen Buschgruppen und Bäumen bestanden, machte sie für Oie zu einem einmaligen, archaischen Flecken unter den bekannten Ostseeinseln.

An der Nahtstelle der Völker zeigten die Kirche und historische Gebäude aus Kalkstein und Eichenholz, etwas von der eigentümlichen, tief verwurzelten baltischen Kultur des Insel-Lebens.

Gegen sechzehn Uhr lief die Aizpute mit raumer Brise unter vollen Segeln in den Hafen.

Hermannis stand an der Ruder-Pinne und winkte freudig herüber. Das Schiff schoss mit großem Bogen in den Wind und die Mannschaft warf die Schoten los, was die Fahrt soweit rausnahm, dass die Aizpute, mit im Wind schlagenden Segeln, sanft ans Bollwerk schwebte.

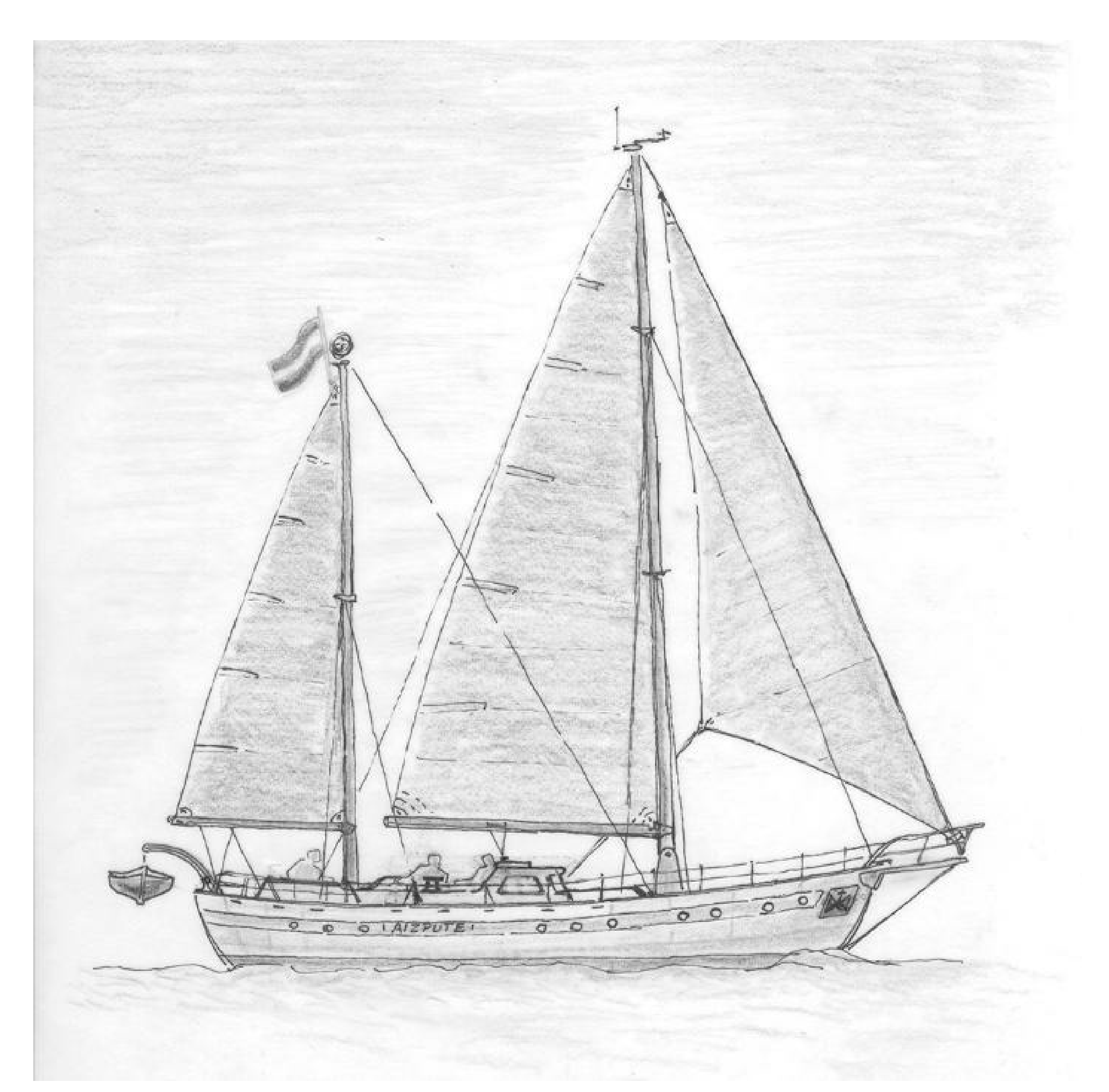
Von Bord warf man Festmacher rüber und an Land sicherten die beiden Hilfsfischer das Schiff, bis die Besatzung die Segel gefiert hatte. Dann machten sie fest.

»Landgang eine Stunde!«, rief Hermannis den jungen Leuten zu.

Zwei Jungs und zwei Mädchen sprangen zu einem Hafenrundgang von Bord.

»Nette junge Leute«, freute er sich, als sie im Cockpit saßen und Bier tranken.

»Das sind Studenten aus Prag. Sie sind quer durchs Baltikum gefahren und wollen nun nach Helsinki – das passte!«



Hermannis stellte Samuel sein Schiff vor: »Die Aizpute ist ein Oldtimer, inzwischen der letzte Stahl genietete Schiffsrumpf in Riga. Ein deutscher Werft-Bau aus den Zwanzigerjahren Langkieler und Ketsch getakelt. Der Rumpf, der im Krieg als Träger für Flack-Scheinwerfer im

Küstenbereich gedient hatte, kam ohne Masten als Reparation zu uns nach Riga, war dann zwischendurch mal im Hafen abgesoffen, wurde gehoben und durch uns im Verein mit viel Mühen restauriert.

Es ist ein sehr robustes Schiff, das mit seinem silbergrauen Rumpf schon zu Ost-Zeiten an den Küsten bekannt war. Es gab ja nur diese Möglichkeit, über den Verein, die Ost-See zu besegeln und mal was anderes kennenzulernen als die sowjetischen Häfen.

Nach der lettischen Unabhängigkeit haben wir es privatisiert, – weil sich kein Träger-Betrieb mehr darum kümmern wollte.«

»Kistenfisch. – Ein schönes Schiff hast du Hermannis. Genau dafür hat uns Edgars eine Kiste Fisch mitgegeben, denn der hatte einen super Fang mit uns. Sie liegt im Kühlhaus«, strahlte Nussbaum, so als hätte er persönlich die Fische ins Netz getrieben.

Der Lette hörte das mit sichtlicher Freude: »Das kann Edgars wirklich gut gebrauchen. Die Küstenfischerei leidet unter den Fangquoten, aber vielmehr noch unter der Überfischung durch die großen Fangflotten. – Die Kredite für sein neues Schiff fressen fast alle Erträge, höre ich aus der Verwandtschaft.«

»Schön, dass wir ihm Glück gebracht haben«, freute sich auch Oie.

»Übrigens«, und Hermannis bekam eine bedenkliche Miene: »Themenwechsel: Du bist in Lettland seit gestern bei Interpol als gesucht gelistet, Oie, als Blaue Notiz mit Foto,

habe ich gestern vom Oberst Kiparsky erfahren. Sie setzen dich in Bezug zu einem Verbrechen in Deutschland und bitten um Informationen, heißt das wohl – mehr war erst mal nicht zu erkennen.

Er sagte auch, da sind ein paar von den alten Stalinisten zugange, wohl ehemalige KGB-Leute, jetzt vom Geheimdienst der Russen. Sie haben sicher auch ein Kopfgeld ausgesetzt auf dich, – anders sind die wilden Aktionen nicht zu erklären.«

»Wie geht das? Wie konnten sie uns nach Lettland folgen – wie überhaupt eine Verbindung herstellen?«, sorgte sich Oie.

»Notar. – Ich vermute, das Leck ist beim Notar in Berlin«, warf Nussbaum ein. »Der weiß, dass Igor Antonow was rausgelassen hat. Da Antonow aber, wie er schrieb, nur eine Auswahl der Beteiligten an den Operationen zusammengestellt hat, sitzen die Schlapphüte und ihre Wadenbeißer, was unsere weiteren Anlaufpunkte angeht, vor einem viel größeren Puzzle als wir, – das ist aber nur die optimistische Variante.«

»Und was ist die pessimistische?«, zweifelte Oie.

»Kopie. – Das dürfte eine Kopie unserer Liste sein, wo sie dann auf uns warten, weil sie die eingeschlagene Richtung kennen. Die überraschende Aktion bei Hermannis spricht eigentlich mehr dafür.«

»Nein«, mischte sich Hermannis ein, »der Oberst hat noch mal rumgehört. Nichts deutete bis gestern darauf hin, dass die Dienste oder der Polizei-Apparat im Baltikum da

mehr involviert sind und schon mit Dringlichkeit nach dir suchen, weil sie wissen du bist im Lande.

Die bei uns verunglückten Gangster hatten auch keine Papiere, wurde festgestellt, als die Polizei dann auftauchte. Irgendwelche Söldner waren das. So was arbeitet nie mit der Polizei zusammen.

Heute aber, beim Ausklarieren im Hafenbüro, war irgendwie mehr Betrieb als sonst. Auch kam der Zoll an Bord, als sie hörten, Zielhafen Helsinki, und meinen Namen sahen. Sie suchten angeblich nach nicht deklariertem Alkohol im Schiff. – Da war natürlich nichts.

Auch wenn ihr mit falschen Papieren unterwegs seid, sollten wir von jetzt an sehr vorsichtig sein!«

23 Helsinki-Törn

Am Abend stach die Aizpute in See, mit halbem Wind zur Meerenge von Hari Kurk am Zugang zum Finnischen Meerbusen, um am übernächsten Tag in Helsinki anzulegen.

Die Studenten, die von Hermannis in den Pantry-Dienst eingewiesen wurden, säuberten die ersten Dorsche an Deck für einen großen Tiegel Fischsuppe, den sie nach Schiffsrezept ansetzten.

Während des Essens wurden die Wachen eingeteilt. Sie wollten sich bis zum Morgen alle vier Stunden abwechseln.

Die erste Wache sollten die Freunde gehen, die andere Wache wollte Hermannis mit den Studenten übernehmen – auch die Mädels könnten dabei sein, schlug er vor. Die wollten sich aber lieber um die Kombüse kümmern und darum, dass für die Männer an Deck immer Verpflegung und Getränke bereitstanden.

Bis gegen acht stand Oie am Ruder mit Nussbaum als Assistent, der dann – als ihm bei auffrischendem Wind ein wenig mulmig wurde – von Oie an die Ruder-Pinne gestellt wurde. Mit Blick auf den Horizont, das Schiff, den Wind und die See mit der Pinne fühlend und mit dem Körper ausbalancierend, war dessen Übelkeit bald verschwunden.

Nussbaums Stimmung hob sich: »Kotzgefühl. – Fabelhaft, dass ich das noch mal geschafft habe, ohne Kotzgefühl zur See zu fahren, – wunderbar.«

Kaum ausgesprochen bekam er einen aufsteigenden Kloß

im Hals. Oie, der das bemerkte, sagte nur: »Schön ruhig – bloß nicht dran denken und viel Wasser trinken.«

Dafür holte er ihm eine Flasche Mineralwasser in den Halter am Kompass und zur Sicherheit auch noch eine LMA-Tablette, die er in der Bord-Apotheke fand.

Flott lief das Schiff durch die Ostsee, das letzte Licht des Sonnenunterganges an Backbord. Voraus die dem Festland vor gelagerten Inseln Saaremaa und Hiiumaa, zwischen denen sie durchmussten.

Die Studenten saßen quasselnd und rauchend auf dem Vorschiff, – bis zweiundzwanzig Uhr, dann war Wach-Wechsel. Nussbaum ging in die Koje und Oie blieb noch am Ruder, denn der Kapitän machte gerade Versuche, den jungen Leuten mit Knoten und Begriffen ein bisschen Seemannschaft beizubringen, – was zur allgemeinen Belustigung mit den Tschechen auf Englisch nur halb funktionierte.

Es war, wie Hermannis feststellte, ein Witz, dass die Tschechoslowakische-Flotte im Ostblock bedeutend war, obwohl das Land keinen Zugang zum Meer besaß – weswegen wohl auch, als quasi sehnsuchtsvolle Ersatzhandlung, das alltägliche Ahoi in Tschechien als Gruß immer noch so eine große Rolle spielt.

Hermannis wies seine Assistenten ein und übernahm das Ruder.

In der Koje schlief Oie erschöpft ein, wurde bald aber von

einem rasanten Kopfkino geplagt, das den Überfall und Unfall der namenlosen Legionäre, im grellen Feuerschein, wie in Zeitlupe vermischte.

Beim Schlagen der Schiffsglocke zum Wachwechsel schreckte er auf, erleichtert den Traum abzuschütteln zu können. Nussbaum, der nicht so recht aus seiner Koje wollte, gab er einen Stups an die Schulter und sagte: »Komm! Nachtsegeln ist was Besonderes.«

Oben notierte Hermannis den letzten Standort ins Logbuch, schrieb Kurs, Wind und Welle ein, verglich noch mal mit der Karte und wies sie in den Kurs ein.

Sie machten unter voller Besegelung des alten Zweimasters bei fünf Windstärken gute sechs Knoten in der Stunde. Zwischen den Inseln konnte sich keine lange Welle aufbauen, sodass – bei halbem Wind – das Schiff nur wenig stampfte.

Im nur spärlichen roten Nachtlicht der Cockpit-Beleuchtung um den Kompass war die Sternenkuppel über ihnen unerhört klar und brillant anzusehen.

Oie übernahm das Ruder, Nussbaum setzte sich in Luv und schaute mit dem Nachtglas auf ihren Kurs. Weit in der Ferne blinkten die großen Tonnen der Seewasserstraßen im Takt und in regelmäßigen, langen, rhythmischen Abständen fegten feine Lichtstrahl-Fächer weit entfernter Leuchttürme kaum wahrnehmbar über den Horizont.

Oie musterte den im Seegang schwankenden, in der Dunkelheit nur schemenhaft wahrnehmbaren Freund, und entschloss sich lächelnd zu einer Frage, die ihn seit

Nussbaums Offenbarung am Strand von Roja bewegte.

»Sag mal, Samuel, wenn ich das jetzt höre – du, vom Stamme der Auserwählten, dir fehlt ja gar nichts an deinem Besten Stück, wie ich in der Sauna bei Hermannis sehen konnte?«

Nussbaum schwieg einen Augenblick, reckte sich wie ein erwachender Kater und entgegnete: »Ich spüre deine Ironie Oie, aber eigentlich ist es ein ernstes Thema, denn die Beschneidung ist schon lange, und vor allem medizinisch, sehr umstritten.

Meine Eltern als Ärzte haben es immer abgelehnt – schon damals in Portugal und wurden darum auch angefeindet von den Orthodoxen, wie sie erzählten.

Folgen. – Sie haben ja die Folgen gesehen, denn die Beschnittenen landeten bei ihnen oft verspätet im Krankenhaus und starben manchmal, wenn nicht amputiert wurde, denn es gab ja in Kriegszeiten nur schwer Antibiotika.

Diese Gläubigen konnten die Katastrophe dann Gott anlasten, wenn es schief ging. – Dass er es vielleicht deshalb hat schief gehenlassen, kam ihnen nicht in den Sinn.

Deutschland. – Als sie zurück nach Deutschland kamen, haben sie das, als Liberale in der Gemeinde, auch konsequent abgelehnt, obwohl die Behandlungsmöglichkeiten schon viel besser waren. Deshalb sind mein Bruder und ich verschont geblieben.

Fossil. – Das ist doch ein archaisches Fossil, so was, besonders bei Kindern, deren Immunsystem noch am Start

ist und die häufig schwere traumatische Folgen davontragen. Forschung. – Meine Frau hat mir den Stand der medizinischen Forschung unlängst erläutert.

Auf diesem Stück Haut hat der Mensch die meisten Sinneszellen, nur vergleichbar mit dem Tastsinn der Fingerspitzen – und die sollen überflüssig sein?

Natur. – In der Natur ist nichts überflüssig, nicht mal der berühmte Blinddarm. Ohne die sensible Schutzhülle, die dieses Stück Haut darstellt, ist doch die Abstumpfung vom Rest vorprogrammiert.

Fingerspitzengefühl. – Vielleicht Oie, fehlt deshalb ein gewisses Fingerspitzengefühl bei den Radikalinskis in den Welt-Regionen, wo das praktiziert wird?«

»Das könnte man vermuten. Vielleicht sollte man es dann Schwanzspitzen-Gefühl nennen, dieses nicht vorhandene Fingerspitzengefühl?«

»Egal wie«, lachte Nussbaum. »Jedenfalls kann man diese Gefühllosigkeit am exzessiven Hass in den Konflikten im Nahen Osten bei Tätern und Opfern gleichermaßen beobachten. Ich denke, das sollte unbedingt mal erforscht werden.«

»Was steckt dahinter, warum macht man das immer noch? Gegen alle aktuellen medizinischen Bedenken – wenn ich dich richtig verstehe.«

»Mythos. – Der Gründungsmythos der drei Buchreligionen steckt dahinter. Die Geschichte von Abraham im alten Testament, der dem Befehl Gottes folgt und auf den Berg geht, um als Zeichen seines Glaubens an den Einen

Gott seinen Sohn Isaak zu opfern – und erst im letzten Augenblick hält ihn ein Engel davon ab.

Gott verspricht ihm dann, für seine Opferbereitschaft, seinen bewiesenen Glauben und seine Treue den ewigen Bund – und die Macht auf Erden.

Für diese Macht braucht es ein Opfer, glauben die Fundamentalisten – und wenn es nur die Vorhaut von kleinen Jungs ist – es ist für ihr Selbstverständnis als Religion angeblich existenziell. Aber es ist wohl mehr ein Überbleibsel, ein stammesgeschichtliches Ritual, um den ehernen Bund durch Blut zu besiegeln und sich seiner Leute zu versichern – wie ein Brandzeichen bei Tieren quasi, das den Besitz anzeigt. Gegen Brandzeichen bei Tieren wird mitlerweile weltweit Front gemacht.«

»Aber Samuel, – kann man nicht den unerbittlichen, totalitären Anspruch, das einzig Wahre zu besitzen und zu behüten, und mittels Religion gut von böse zu scheiden, bei vielen Stämmen finden, die dieses blutige Ritual noch praktizieren?«

»Das stimmt, Oie, damit wird es aber nicht besser.

Erst mit der Aufgabe dieses Rituals haben die Christen den physischen Anspruch beendet und die Gleichheit aller Menschen sichtbar begründet: dieses Recht auf persönliche Unversehrtheit, auf das unser ganzer Humanismus und auch die Menschenrechte bauen. – Obwohl man zugeben muss, dass es sehr lange gedauert hat, bis aus der humanistischen Botschaft, den christlichen Geboten in unserem Fall, eine bescheidene Wirklichkeit werden konnte.«

»Das verstehe ich, Samuel, und staune umso mehr über dieses archaische, ausgrenzende und inhumane Beharrungsvermögen dieser Fundamentalisten.«

»Macht. – Die Menschen, Oie, vergessen zu schnell, dass Macht und ritualisierter Machterhalt sich immer gleicher Prinzipien und Praktiken bedient – brutal physisch aber auch subtil medial. Wie die immer wieder aufkommende, ausgrenzende und giftige Schwarz-Weiß-Propaganda in allen Konflikten auf dieser Welt, – das sollte die Menschheit endlich wachrütteln.«

Die Schwärze der Nacht – im Auf und Ab des Wellenparcours – entsprach bildhaft der nüchternen Bilanz dieser Erkenntnisse. Am Horizont jedoch zeigte sich Hoffnung, mit dem feinsten Silberstreif des heraufziehenden Morgens – der Oie wieder die Hoffnung gab, dass alles doch noch gut werden kann.

Als er Nussbaum darauf hinwies, brummte der zufrieden, griff dieThermosflasche am Besan-Mast und schenkte warmen Kaffee ein.

Wie auf dieses Zeichen kam der Kapitän aus der Kajüte. Er schaute auf die Karte, Kurs und Position am GPS: »Ich habe ausgeschlafen, – mein typischer Kurzschlaf, wenn ich auf See bin. Lasst euch nicht stören.«

Nussbaum schaute mit dem Fernglas auf den Nachthimmel über der Ketsch: »Himmelherrlich«, stöhnte er begeistert. »Schau hin, Oie. Die Wissenschaft sagt, es gibt

mehr Sterne im Universum als Sandkörner auf der Erde.«

»Was du uns wieder erzählst, Samuel! – Das ist schon ein Himmel, wie man ihn sonst nicht mehr sieht. Hier versteht man das Schlagwortvon der Lichtverschmutzung erst richtig.

Ich denke, alle Menschen sollten den Himmel so sehen dürfen, – und im Angesicht dieser Schönheit ihre Entscheidungen überdenken. Ich glaube, die Welt wäre eine andere, eine bessere und weniger egoistische, – durch die Demut, die diese Einblicke fordern.«

»Was ist Demut?«, merkte Hermannis auf, denn nur das deutsche Wort Hochmut fiel ihm ein.

»Gegenteil. – Na quasi das Gegenteil«, dozierte Nussbaum, »sich nicht so wichtig nehmen, an das Gemeinsame denken unter den Menschen und mit der Natur. Das ganze kleinkarierte und hektische Ich-Ich-Ich hintanstellen. Religion. – Es kommt der Wurzel nach aus dem Religiösen und beschreibt das persönliche Verhältnis zum Göttlichen von Mensch und Natur aus der Sicht des Dienenden.«

Um sechs Uhr läutete Hermannis die tschechischen Jungs zur nächsten Wache aus den Kojen. Im Morgendunst liefen sie in die offene See hinaus, in der zunehmend Großschiffe ihrem Kurs nahe kamen.

Der auffrischende Nordost-Wind zwang die Aizpute abzufallen und da sie, am Wind segelnd, Helsinki nicht direkt anzusteuern konnten, entschlossen sie sich, in großen

Schlägen aufzukreuzen.

Die Schiffsbewegungen wurden mit dem neuen Kurs, in langer Welle, größer und schwerer. Am Vorschiff ging bei den größten Wellen, die sie im spitzen Winkel schnitten, zuweilen Wasser über.

Hermannis kommandierte besorgt: »Oie, Luken dicht! – Tauch gleich mal runter und schau vorn ob auch alle Luken dicht sind, – aber lass dich nicht von den Mädels angrabbeln!«, rief er lachend in das Stampfen des Schiffes und das Rauschen der Segel.

Oie, schon beim Abtauchen in die Kajüte, stutzte einen Augenblick: »Hermannis, du weißt doch, als alte Silberrücken können wir jetzt alles – aber wir müssen nicht mehr alles.«

Bis zum Abend hatten sie die finnische Küste erreicht, kreuzten nachts Kurs Ost und sahen gegenüberliegend am Horizont die hingeschmauchten Lichtstaub-Linsen der großen Städte Tallinn und Helsinki, wie Verheißungen rettenden Hafens.

Am Morgen gingen sie mit einem letzten Schlag auf Nordkurs Richtung Helsinki und meldeten gegen Mittag über Funk das Einlaufen der Aizpute in den Yachthafen Helsinki-Lauttassari.

Nachdem sie eingewiesen wurden und dann am Steg festmachten, ging Hermannis mit der Besatzungsliste, Logbuch und Papieren zum Hafenbüro.

Eine Stunde später kam er mit der finnischen Grenzpolizei und dem Zoll zurück. Die kontrollierten, im Angesicht der bunten Besatzung, nochmals Pässe und Personen.

Ein Schäferhund war auch dabei, der beweglich wie Quecksilber durch das Schiff schnüffelte, aber nichts anzeigte. – Die Beamten gaben die Papiere zurück und stellten noch ein paar touristisch-statistischeFragen.

Als sie von Bord gegangen waren, verabschiedeten sich die Studenten und hinterließen ihre Telefonnummern für kurzfristige Mitsegelgelegenheiten.

Die drei Freunde setzten sich mit einem Bier ins Cockpit und genossen für einen Augenblick die schöne Aussicht auf den Yachthafen und die Liegeplätze der Großfähren vor der Stadt, – denn wieder übertrug sich Oies innere Unruhe auf die Kameraden.

Auch sie fühlten sich auf einmal getrieben und entwickelten taktische Varianten, wie mit dem ominösen Architekten Poursiainen, dem von Antonow auf der Liste verzeichneten, ehemaligen Residenten des Militär-Geheimdienstes in Finnland, Kontakt aufzunehmen sei.

Die Telefon-Nummer, die Inga herausgefunden hatte, wies den einfachsten Weg.

Hermannis ging von Bord, fand eine Telefonzelle am Hafenbüro und rief an.

Herr Poursiainen war überrascht, nach so langer Zeit –

und vor allem auf diese Weise – noch eine Empfehlung von Igor Antonow zu vernehmen. Sie verabredeten sich um neunzehn Uhr im ‚Pianissimo', einem Bistro in der Nähe des Yachthafens, wie sie auf dem GPS sehen konnten. Poursiainen wollte als Zeichen einen Stockschirm über der Schulter tragen.

Schon eine halbe Stunde zuvor postierten sich die Freunde an drei Seiten, im Abstand von etwa hundert Metern zum Lokal, um die Lage zu peilen. Nussbaum hatte zuvor aus seinem Wundersack – wie es Oie mittlerweile sehen musste – neue, wie er sagte, nicht registrierte Funktelefone gefischt. Damit wollten sie sich verständigen.

Sie waren auf alles vorbereitet. Kurz vor der verabredeten Zeit erschien ein älterer, großer, stämmiger, grauhaariger Herr mit Pferdeschwanz, in feinem Anzug auf einem Fahrrad.

Als er das chromblitzende Edelstück abgestellt hatte, legte er einen Stockschirm über die Schulter und betrat das ‚Pianissimo'. Nach etwa einer Minute folgte Hermannis, dann Nussbaum – zum Schluss Oie.

Hermannis, der mit Poursiainen im nur spärlich besetzten Bistro am Tisch saß, stellte sie dem erstaunten Finnen vor – denn der hatte wohl nur mit einer Person gerechnet.

Sie unterhielten sich zunächst abtastend auf Englisch, dann zunehmend auf Deutsch, da Poursiainen, wie sie hörten, vor über vierzig Jahren in Deutschland Architektur studierte und Berlin seit dieser Zeit gut kannte.

Oie, der zum Auftakt seine Verbindungen mit Igor

Antonow schilderte, und dabei die besondere Affinität Antonows zur Gestaltung betonte, auch um dem Architekten eine nahe liegende Basis im Gespräch zu bieten, bestellte zur Vertrauensbildung Bier und Wodka.

Im Gedenken an den toten Freund tranken sie einen ersten.

Nussbaum sprach dann über den Hintergrund ihrer Ankunft, wobei Poursiainen den Teil der Liste zu sehen bekam, auf dem er im Bereich Skandinavien vermerkt war.

Das beeindruckte den Finnen sichtlich, und er schien auch die von Nussbaum knapp umrissenen, wahrscheinlichen europäischen Zusammenhänge, denen sie auf der Spur waren, zu begreifen, die, wie er sagte, auch ihm bisher verborgen bleiben mussten, weil sie mit seinen damaligen konkreten Aufgaben nichts zu tun hatten.

Dass er half, den Kreml-Flug möglich zu machen, war ihm schon bewusst und erfüllte ihn, wie er betonte, bis heute mit Stolz. Welchen Zusammenhang es dabei gab, was letztendlich davon ausging und darauf aufbaute, davon bekam er erst im Gespräch die Spur einer Ahnung - und das elektrisierte ihn sichtlich.

Neugierig nachfragend bestellte er, wie animierend, noch einmal Bier für alle.

Beim Rätseln über mögliche Hintergründe und Zusammenhänge in Finnland, stocherten sie im Gespräch aber nur im Nebel – das empfanden die Freunde zu deutlich. Nach mehrmaligen Andeutungen und fühlbarem Zögern kramte Poursiainen sein Telefon heraus und brummte mit

gedämpfter Stimme: »Was ihr so erzählt, – da habe ich noch ein paar Fakten, zu diesem Kreml-Flug, Plan-C. Das war wirklich der Rettungsflug, um die Gesamtoperationzu sichern, falls die primär geplanten Operationen nicht erfolgreich sein sollten.« Er schaute dabei lächelnd in die Runde der aufmerkenden Männer: »Da gibt es meines Wissens noch eine Person – einen Zeugen am Ort – den wir damals für uns eingespannt haben, ohne dass er wusste, wofür.«

Poursiainen ließ sich mit der Auskunft verbinden und fragte nach einem Onni Nuemesnemi in Kuopio. Der stand dann mit zwei Telefon-Nummern im Verzeichnis: Eine private, die er wählte, aber niemanden erreichte – und eine Flugservice-Nummer, unter der sich Nuemesnemi dann meldete.

Sie verabredeten sich für den nächsten Tag auf dem Flugplatz in Kuopio.

Als das Telefonat so hoffnungsvoll endete, war es irgendwie ein Zeichen für Gegenseitiges Zutrauen, denn Vertrauen konnte man sich nach so kurzer Zeit noch nicht.

Tuomas Poursiainen, der sein Erstaunen über den Auftritt dieser gemischten Truppe älterer Herren bei jeder Frage noch immer im Gesicht trug, wollte jetzt alles ganz genau wissen, sodass der misstrauische baltische Bär Hermannis, einige Male bremsend an Oies Fuß unter dem Tisch trat, und der dann weniger auskunftsfreudig wurde.

Natürlich bemerkte das auch Poursiainen, sprach es aber nicht weiter an, denn er wusste, dass der schwierige Part bei

den Dreien lag, und er das eröffnende Vertrauen noch rechtfertigen musste.

Er nahm es mit Gelassenheit und versprach, im Verlauf des nun folgenden gemeinsamen Essens, am nächsten Morgen um acht Uhr, mit dem Auto zum Hafentor zu kommen, um mit ihnen nach Kuopio zu fahren.

Wohl um das Vertrauen der Veteranen-Crew zu fördern, bestand der Finne lachend darauf, die Rechnung des Abends zu begleichen.

Mit reichlich Bier und Wodka in der Krone verabschiedeten sie sich.

Poursiainen stieg auf sein Edel-Fahrrad und fuhr in heftig schlingernden Kurven auflachend davon.

Die Männer wankten an Bord.

Im Schiff fielen sie in ihre Kojen, ohne sich die Spannung anmerken zu lassen, die sie mit dem Ausblick auf den morgigen Tag schon gefangen nahm.

Es war weniger die letzte Unsicherheit gegenüber dem außenstehenden Finnen, die sie berührte, als vielmehr die Aussicht auf einen guten Zeugen zu den Ereignissen um die Kreml-Flüge – und besonders Plan-C.

Teil IV: Russische Capricen

Es gibt Augenblicke im Leben eines Menschen,
da ist er heilig!

24 Operation Abendlicht – der Kreml-Flug Plan C

Am Morgen wartete Nussbaum, ein Hand-Funkgerät vom Schiff griffbereit, am verabredeten Treffpunkt – dem Tor zum Yachthafen Helsinki-Lauttassari.

Auch nach dem hoffnungsvollen ersten Beschnuppern, am Abend der Ankunft, blieben noch Zweifel, ob Poursiainen kommen würde, denn was war sein Interesse?

Wenn er wirklich diese Rolle bei Antonows Kreml-Flug-Operationen spielte, und noch dazu der einstige Resident des Militär-Geheimdienstes der Sowjetunion war, musste er eigentlich ihr Vorhaben ausbremsen, um keinen Staub mehr aufzuwirbeln, – jetzt, da er Staats-Pensionär war.

Hatte er aber die Seite gewechselt oder war gar Aktivposten in Reihen der russischen Dienste, könnte ihr Ausflug in die Geschichte schnell ein jähes Ende nehmen.

Den Männern blieb das mit jedem Vertrauens-Vorschuss verbundene Rest-Risiko, auch trösteten sie sich mit dem Gedanken, dass ihr spontan auf der Bildfläche erschienenes, abenteuerliches Trio, auch dem Finnen Ungewöhnliches abverlangte.

Mit der behaglich warmen Morgensonne auf den alten Knochen, aber in misstrauische Anspannung, saß Oie in der Plicht der Ketsch und beobachtete mit dem Fernglas das Treiben in der Hafen-Bucht.

Er wartete auf den erlösenden Anruf von Nussbaum, dass

die Luftrein sei, und er sah dem nervös am Funkgerät sitzenden Hermannis die Sorge an, in etwas hineinzugeraten, was er mit dem Ende der Sowjetunion endgültig hinter sich glaubte.

Als der vorgeschobene Aufklärer den Finnen allein nahen sah, rief er zur Aizpute durch, auf dem Schiff wich die Anspannung und Hoffnung schwang sich auf.

Nussbaum kam mit Poursiainen zu den Gast-Liegeplätzen, und als der die Männer an Bord in der Sonne sah, entspannte sich auch sein Gesicht.

Nach kurzer Begrüßung und einem ironischen Kompliment für das Versteckspiel vom Vortage gingen sie zum Auto auf dem Parkplatz am Tor, mit dem sie gemeinsam nach Kuopio fuhren.

Die vierhundert Kilometer am Stück saßen ihnen in den Knochen, als sie gegen Mittag am Flughafen der finnischen Gebiets-Hauptstadt ausstiegen. Unterwegs auf einer autobahnähnlichen Breitspurpiste zwischen tausend Seen, oft mit dem Gefühl im Nirgendwo zu landen, hatten sie viel geschwiegen.

Anspannung war in ihnen, denn sie waren sich nicht sicher, noch erhellende Zeugnisse für den ominösen Plan-C des Kreml-Fluges zu finden.

Kuopio-Lentoasema – der Flugplatz – lag etwas nördlich der Stadt auf einer Felsen-Insel, die aus einer Flug-Piste bestand. Eigentlich aus zwei, denn die große Landebahn

wird mittig und rechtwinklig von einer kleineren gekreuzt, an deren Flanke sich Hangars und Werkstätten befinden, – dort waren sie verabredet.

Angelandet in der Flugplatzkantine, gingen sie durch einen Nebel von Rauch, Finn-Gebrabbel und Salsa-Klängen bis zur Theke: »Einen guten Tag, wunderschöne Frau – kennen Sie Onni Nuemesnemi und wo finden wir ihn?«, versuchte es Poursiainen mit warmem Bass auf Spanisch, denn die flott geschminkte Latina hinter dem Tresen, die wie eine Orchidee in einem Pressspan-Lager strahlte, hatte in farbig leichtem Sommerkleid und einer weißen Blume im pechschwarzen Haar, unverkennbar karibisches Flair.

Die so Umgarnte reckte elegant den schönen Hals und lachte: »Oh, danke für das Kompliment – so geschmeidig höre ich das hier selten.

Den Onni, ein Urgestein – unseren Service-Ingenieur – kenne ich. Der haust hier als heimische Art und soll schon lange vor dem Flugplatz da gewesen sein. Sie finden ihn an Steuerbord, drüben neben der kleinen Piste in der Reparatur-Halle.«

Nach einem Fußmarsch über das besonnte Gelände des Flugplatzes gelangten sie am Rande des Rollfeldes zur Reparatur-Werkstatt für Sport- und Geschäftsflugzeuge, auf deren Vorplatz ein Mechaniker an einem Kleinflugzeug arbeitete.

Tuomas rief im näher Kommen auf Finnisch: »Guten Tag – sind Sie Onni Nuemesnemi? Wir riefen gestern an, wegen eines Auftrages.«

»Das bin ich – guten Tag! – Was kann ich tun?«

Der Flugzeug-Ingenieur war ein kleiner, faltiger, fuchsgesichtiger, von Wetter, Alkohol, Schmierstoffen und den Jahren gegerbter Mann. Ein viel zu großer, vormals blauer, ausgeblichener Monteurs-Overall umhüllte ihn, als sei ein Fallschirm an ihm hängen geblieben. Der breite, eng geschnürte Ledergürtel vollendete die Flieger-Comic-Silhouette.

»Es ist mehr eine Recherche. Wir suchen nach dem Experten, der hier das Geschäft mit der nicht abgeholten Cessna gemacht hat. Das hat sich in Fliegerkreisen bis nach Helsinki herumgesprochen.«

Der Ingenieur zog bei diesen Worten den Kopf ein, wie eine Schildkröte, wendete sich ab, legte sein Werkzeug in den Kasten, und wischte sich die Hände mit einem Putzlappen.

Sie fühlten, dass er sich sammelte.

Nach einigen Sekunden drehte er sich um und entgegnete auf Finnisch, was Tuomas übersetzte: »Es ist besser so, ich dachte mir, dass da noch mal jemand kommt, – Sie sind sicher wieder von der Steuerbehörde?«

»Nein ich bin Architekt und die Herren hier sind aus Deutschland, vom Dokumentarfilm, die interessiert die Geschichte. Können wir uns auch Englisch unterhalten, – meine Freunde sprechen kein Finnisch?«

»Aber klar doch«, merkte man dem Ingenieur ein Aufatmen an, »ist ja in der Luftfahrt so und wer spricht schon unsere Sprache?

Sie haben Glück, nächsten Monat bin ich in Rente und dann zieh ich zu meiner Tochter aufs Land. Zu der Sache damals kann ich alles erklären, denn ich erinnere mich, als wenn’s heute gewesen wäre. Wahrscheinlich wegen des vielen Geldes – wie ein kleiner Lotto-Gewinn, – das vergisst man nicht.

Eigentlich war es eine lustige Geschichte, im Nachhinein – wollen Sie die wirklich hören?«

»Aber klar doch, deshalb kommen wir extra aus Helsinki!«

»Nun ja: Also – vorausgesagt, ich verdiene schon immer nebenbei ein bisschen mit dem Makeln von gebrauchten Flugzeugen.

Fliegen Sie?«, fragte er, an Poursiainen gewandt.

»Nein«, schüttelte Tuomas den Kopf, »nur gelegentlich mit, ein Freund ist Sportpilot.«

»Sie müssen wissen, das ist Vertrauenssache, und einem Flugzeug-Ingenieur vertraut man in solchen Dingen besonders. Für die Sache damals habe ich natürlich eine Quittung, versteuert habe ich es auch, – das wurde doch damals geklärt. Hatte alles der Buchhalter, aber nach über zwanzig Jahren, ich weiß nicht – deshalb kommen Sie nicht?«

»Sehen wir so aus? Deshalb kommen wir wirklich nicht«, beruhigte ihn Tuomas noch mal.

»Wir recherchieren zum Flugzeughandel, für einen Dokumentarfilm mit kuriosen Flieger-Geschichten.«

»Ist ja interessant«, staunte der sichtlich

gebauchmiezelte Ingenieurund klopfte, immer noch nervös, mit der Hand, wie tätschelnd, an den Rumpf der Maschine neben sich.

»Extra aus Helsinki kommen Sie? – Na dann will ich Ihnen das erzählen.

Also grundsätzlich: Als Flugzeug-Makler kann man nur was mit technischem Verstand werden, denn Flugzeuge sind besondere Tiere, technische Vögel, mit einem höchst komplexen Organismus. Nur wenn da alles stimmt, kommt man heil hoch, und heil wieder runter.

Man muss deshalb, besonders bei gebrauchten Flugzeugen, am sichtbaren Zustand der Teile lesen können, was die Kiste wirklich durchgemacht hat, und daraus ableiten, was im Hintergrund lauern könnte. Der Check der Service-Papiere ist hier nur der erste Einstieg.«

»Das verstehen wir, aber wie war das mit der Cessna?«

»Es war zunächst nicht außergewöhnlich. Ich annoncierte die Cessna F 172 P Skyhawk – so ein Typ wie dieser, aber mit Zusatztanks und Anfang der Achtzigerjahre gebaut – in einer deutschen Fliegerzeitschrift.

Eine Woche später meldet sich ein Mann aus Deutschland, aus Hannover – Järvinen hieß er und hatte wohl karelische Vorfahren. Der wollte die Maschine sehen.

Er kam dann sehr schnell her, und er kam in Begleitung eines Sachverständigen, was üblich ist bei so einem Kauf an der Zweihunderttausend-Dollar-Grenze, für einen nicht mehr ganz neuen Vogel, in sehr gutem Zustand.

Der Berater – auch ein Karelier, das merkte man am

Akzent – hatte Ahnung von Flugtechnik, das sah man an der Systematik bei der Begutachtung meiner Maschine.

Sie sahen alles durch und wir unternahmen einen Probeflug.

Die beiden Herren waren einverstanden und akzeptierten den Preis, ohne rumzufeilschen. Sie warfen noch einmal einen Blick in die technischen Unterlagen und versprachen in drei Wochen – am sechsundzwanzigsten Mai – einen Kaufvertrag mitzubringen.

In der Zeit sollte ich noch einen großen Check machen und auftanken, – es würde dann direkt nach Deutschland gehen.

Ich war dagegen, noch mal alles nach Liste zu prüfen, denn den C-Check hatte ich einen Monat zuvor gemacht, und seitdem war die Maschine erst drei Stunden geflogen, aber für das Auftanken bräuchte ich eine Anzahlung und wenigstens so was wie einen Vorvertrag, denn ich verkaufe in Kommission.

Der Järvinen sagte aber: ‚Die Visitenkarte und der Handschlag müssen erst mal reichen, den Vertrag machen wir dann – und auf jeden Fall noch mal gründlich checken!', wollte sein Experte – das sei ganz wichtig.

Dann gab er mir zehntausend Dollar in bar – auf Quittung selbstverständlich. Außerdem hatte er schon Aufkleber für die neue deutsche Kennzeichnung dabei und auch die Fahnenaufkleber fürs Leitwerk.

Ich sagte, dass dies vor Vertragsabschluss und in Finnland eigentlich nicht üblich sei, – sie bestanden aber

darauf, denn die Maschine ginge bei Abholung sofort in den Einsatz, deshalb müsse man die Zeit nutzen. Alle amtlichen Zollformalitäten würden sie erledigen.

Ich tat, was sie wünschten und wartete dann mit der blank geputzten Maschine zum verabredeten Termin.

Sie kamen auch pünktlich – sagten aber, dass man noch warten müsse.

Weil sie nicht sagten worauf, befürchtete ich schon irgend so ein linkes Ding, denn ich hatte die ganze Zeit ein komisches Gefühl beider Sache, – was mich damals jedoch beruhigte war die Anzahlung.

Einen Tag später war der Järvinen und sein Experte wieder da und sagten: ‚Wir müssen noch warten!‘

Das ging den ganzen Tag so – ohne Erklärung – wir müssen nochwarten. Auf meine Frage, ob wir nicht wenigstens die Formalitäten erledigen könnten, kam wieder – wir müssen warten. Er zeigte mir jedoch zur Beruhigung das Geld in seiner Sporttasche.

Spätabends fuhren sie wieder in ihr Hotel in Kuopio.

Als ich die beiden am nächsten Morgen vorfahren sah, dachte ich, jetzt läuft es, aber Järvinen meinte: Es wird nichts, – sein Auftraggeber, ein unzuverlässiger arabischer Scheich, hätte umdisponiert. Ich sollte nicht sauer sein, und die Anzahlung könnte ich behalten.

Sie wollten nur noch, dass ich die deutsche Kennzeichnung in ihrer Anwesenheit wieder entferne und das Ganze für mich behalte.

Verstehen Sie? – Zehntausend Dollar – eine Menge Geld

damals! Deshalb habe ich die Leute nicht vergessen.

Viele Jahre später, als es die Sowjetunion nicht mehr gab, habe ich mich mit der Geschichte bei meinen Freunden im Suff verquatscht, – es war dann auch bald rum auf dem Flugplatz und ich musste allen einen ausgeben. Seitdem wabert die Geschichte wohl durch die Fliegerszene.

Das war dann der Anfang vom Ärger, denn ich habe die Zahlung ordentlich einbuchen lassen, – natürlich auch den Aufwand, den Sprit und die Polierarbeiten eines Freundes an der Mühle. Und prompt wollen die vom Finanzamt, bei der Steuer-Prüfung nach Jahren, den Auftrag sehen, der hinter den Buchungen stand.

Mein Anwalt hat dann tagelang gerudert, um diesen Jyri Järvinen in Hannover zu finden. Merkwürdigerweise kannte den dort keiner, auch das Handelsregister nicht mehr – und unter der angegebenen Adresse war nur ein Friedhof.

Elende Hudeleien mit der Steuerbehörde waren das damals noch, aber dann haben sie ein Auge zugedrückt, weil sonst alles sauber war bei mir.

Genau so war es, das können Sie prüfen.«

»Ja, das brauchen wir nicht – ist gut so!«, wiegelte Tuomas ab. »Wir sind nicht von der Finanzbehörde«, hakte Nussbaum ein, »aber könnten Sie diese schöne Geschichte noch mal erzählen? – Herr Poursiainen fragt und Sie sprechen in meine Kamera?«

Der alte Ingenieur kratzte sich am Kopf und sagte: »Ja, warum nicht? – Wenn es keine Scherereien macht gerne, – ich habe mir nichts vorzuwerfen.«



Als Nussbaums Kamera auf das Reise-Stativ gesetzt war, fragte Tuomas, – und der Flug-Ingenieur erzählte vor der Maschine – mit der Hand am Propeller – die Geschichte noch einmal.

Als alles fertig war, schaute Onni mit verkniffen-neugieriger Miene: »Aber Sie sind doch nicht vom Dokumentarfilm, so wie Sie mich fragen und bei ihrer schmalen Ausrüstung. Hier auf dem Flugplatz wurde schon mal fürs Fernsehen gedreht und ich weiß, was da fürTechnik anrollt, – ich bekomme doch keinen Ärger?«

»Ganz bestimmt nicht«, beruhigte ihn Tuomas, der die Besorgnis des Alten fühlte – und auch die Freunde schüttelten lächelnd, irgendwie glücklich, die Köpfe.

Auf der Rückfahrt vom Flughafen Kuopio nach Helsinki – Hermannis saß am Steuer – waren die Vier guter Stimmung.

»In der Film-Sequenz sollten wir später aber meine Stimme ersetzen oder verfremden«, merkte Poursiainen nachdenklich an. »Zu viele Leute im Lande kennen mich aus Fernsehbeiträgen zur finnischen Architektur und sehen mich nun in der Nähe so einer Operation, – das geht nicht.«

»Apropos Operation«, warf Nussbaum ein und ließ nun, die Kamera in der Hand haltend, die Aufzeichnungen mit Oberst Kiparsky über den kleinen Monitor laufen. Poursiainen sah das am Vorabend, im ersten Gespräch, nur Angerissene, staunte, schnaufte gelegentlich, oder verkniff lächelnd das Gesicht – und zeigte sich beeindruckt, ob der Nähe zum eben auf dem Flugplatz Erlebten.

Er ließ alle bis dahin spürbare Zurückhaltung fahren und berichtete, dass er durch die Aussagen von Oberst Kiparsky nun mehr von den Zusammenhängen erkenne – von seiner koordinierenden Rolle zwischen den drei Kreml-Flug-Varianten, die der Stab von Oberst Ossipow, wie er sagte, präzise für die zwei Tage im Mai vorbereitet hatte.

Wenn die Wetterlage nicht mitgespielt hätte – denn im finnischen Frühling musste man damit immer rechnen – war der neunundzwanzigste Mai noch der Reservetermin.

Dabei sollte er nach Plan eine Reihe von Flügen auslösen, ohne damals zu wissen, worum es ging, und dass es nur um einen einzigen Flug gehen würde, der den Erfolg der Operation sichern sollte – und der in Moskau ankommen musste.

Er erzählte: »Die gesamte Operation hatte für mich den Code-Namen Iltavalaistuksessa – was Abend-Licht bedeutet. Man braucht eine halbe Stunde für das Wort, aber so ist das manchmal im Finnischen.

Für den Ersten, den Vormittags-Flug, bekam ich einen Anruf aus Moskau, ich möge die beauftragten Unterlagen für mein laufendes Hotel-Bauprojekt liefern. Darauf telefonierte ich mit der Telefon-Nummer am Flugplatz Lahti, dass jetzt alles klar zur Lieferung sei.

Als mittags ein Anruf aus Leningrad kam, der mich bat, eine Bestellung von Flugenten zum Lieferanten weiter zu leiten, war es das Signal für den Anruf im Restaurant am Flughafen Helsinki – bei unserem Verbindungsmann – mit der Information, dass es losgehen könne.

Dann geschah nichts mehr, obwohl ich bis zum Abend, wie verabredet, in meinem Hause am Telefon saß, um eine Bestellung über Renntierfleisch entgegen zu nehmen und nach Kuopio weiter zu leiten.

Erst mit den Abendnachrichten, als der Kreml-Flug Schlagzeilen machte, wurde mir der Zusammenhang mit den Sportflugzeugen klar – und dass da offenbar alles gut gelaufen war – mehr nicht.

Erst Igor Antonows und Nikolai Ossipows Bericht über den Umfang der abgelösten Militärführung, in einem Gespräch Wochen danach, machte mir die Tragweite deutlich. Doch sollte ich damals alles schnell vergessen.

So ist das ja oft in der Geschichte. Diejenigen, die die Welt in entscheidenden Augenblicken bewegen, müssen die

Hintergründe allzu oft beschweigen und können die Früchte ihrer Anstrengungen selten offen genießen.

Aber was klage ich? - Dass ihr jetzt auf der Bildfläche erschienen seid – nach so langer Zeit, mit diesen Informationen – das ist doch wie ein später Lohn.«

Sichtlich guter Stimmung erzählte Tuomas dann aus seiner Familien-Geschichte. Von seinem deutschsprachigen Vater, als Universitätsprofessor für Chemie und Pharmazie in Helsinki, der noch zwischen den Kriegen in Deutschland studierte – das damals als Labor und Apotheke der Welt galt – wie viele aus der damaligen wissenschaftlichen Elite Skandinaviens.

Und wie er zur Abwehr gekommen war, als Architekt und Beamter im Bau-Ministerium: »Jetzt als Pensionär, und nur noch Berater in Planungsfragen, kann ich es ja sagen und nach dem Ende des Kalten Krieges schon gar: Diese Halb-Souveränität, diese von der großen Sowjetunion geduldete, aber permanent unterwanderte Neutralität Finnlands, war jedem finnischen Bürger bewusst und von ihm hinzunehmen, so fühlten sie ohnmächtig. – Sie wurde jedoch, auf Grund der finnischen Geschichte, von der Mehrheit im Innersten abgelehnt.

Jetzt wo die Dokumente zeigen, dass führende Politiker Skandinaviens und selbst der große, weltweit agierende Friedensstifter, Staatspräsident Kekkonen, im Machtpoker, bei den Sowjets als ihr Manngeführt wurde, jetzt wird allen

Finnen klar, wie sehr sie Spielball waren, und wie sehr sie deshalb von Gorbatschows Friedenspolitik und der Europäischen Perestroika profitierten.

Ganz Finnland, weiß man heute, war damals voller KGB-Agenten. Erst Gorbatschows Perestroika und Igor Antonow vom Militär-Geheimdienst gaben mir dann das Gefühl auf der richtigen Seite zu stehen, um das unberechenbar explosive politische Problem grundsätzlich zu lösen.«

Tuomas erzählte, das hätte er schnell erkannt und war sich mit Igor Antonow einig, diesen Prozess diskret zu befördern.

Dann kamen sie aber zurück auf Plan-C, der bei Antonow auf der Liste auch noch mit - K - geführt wurde.

»K – ist wohl das Kürzel für Kuopio«, bemerkte Tuomas, »denn niemand kann sich so ein finnisches Wort wie Iltavalaistuksessa merken, wo es doch nur Abendlicht heißt«, lachte er. »Nun habe ich ein klareres Bild von den Ereignissen damals und es berührt mich sehr.

Was ich alles im Nachhinein und über die Jahre erfahren habe, fügt sich im Puzzle jetzt mit dem eben Gehörten zusammen.

Operation-K, Plan-C, war die Reißleine im Bolschoitheater, die dann gezogen werden sollte, wenn die ersten Operationen der Kreml-Flüge behindert sein würden. Deshalb das Zögern der Karelier bis zum Abend – bis sie dann sicher wussten, dass eine Maschine auf dem Allerheiligsten der Russen, dem Roten Platz, gelandet war.

Bis zu diesem Zeitpunkt konnten ja technische Probleme,

die Wetterlage, Aktionen der Luftverteidigung oder Gegenaktionen vom KGB unterwanderter finnischer Dienste, den Kreml-Flug noch verhindern – und einen Einsatz der dritten Maschine am nächsten Tag erfordern.«

Auch beim Kreml-Flieger waren wohl alle Eventualitäten sorgfältig geplant. Rust war deshalb – so rekapitulierten sie gemeinsam – schon drei Tage zuvor in Helsinki-Malmi gelandet. Am Tag der sowjetischen Grenztruppen flog er am Nachmittag zum Roten Platz in Moskau.

Järvinen’s sachverständiger Karelier, ein Offizier des Sowjetischen Militär-Geheimdienstes, hatte als Eingeweihter nur noch die Vollzugsmeldung und Bestätigung aus den Abend-Nachrichten abwarten müssen – dann konnte er Plan-C von Operation Abendlicht abblasen.

Oie, Nussbaum und Hermannis waren beeindruckt von dem, was sie hörten, quasselten dann aufgeregt durcheinander und hofften nun, irgendwie optimistisch, noch weitere Hintergründe in Russland zu erfahren, da wieder der Name des Oberst Ossipow, als zentrale Figur auftauchte.

Wenn das Ganze so sorgfältig vorbereitet und abgesichert war, – Plan-C das denkbar schlechteste Szenario, dieser Attacke auf die Eier der allmächtigen Sowjetischen Generalität abfedern sollte – gab es sicher noch weitere Spuren und Zeitzeugen.

Gut gelaunt kamen sie in Helsinki-Lauttasari an, wo Tuomas Poursiainen, wenige Kilometer vom Yachthafen entfernt, in einer Villa am Meer lebte.

Er hatte die Männer auf der Rückfahrt für diesen Abend

zu sich in sein Haus geladen, da er dort allein lebe, wie er erklärte, und sicher noch eine Menge zu besprechen sei. Außerdem sei es bequemer und böte mehr Platz für alle, als das Schiff.

Eine Sauna sei auch im Hause, – und er wolle endlich mal wieder kochen, wozu er allein selten Lust und Gelegenheit habe.

Sie fuhren zur Aizpute, holten ihre Sachen und folgten der Einladung.

Tuomas Frau, eine Spanierin – und wie er Architekt – war vor ein paar Jahren verstorben.

Am schlechten Licht, so beschrieb Tuomas die lang anhaltende Dunkelheit während des arktischen Winters, die sich gerade in Finnland lebenden Südländern schwer aufs Gemüt legen konnte.

Seine Villa, der Beton-Bunker, wie er ihn scherzhaft nannte, entstammte im Stil der Moderne und war vor dreißig Jahren von ihm selbst entworfen. Als Beamter des Bau-Ministeriums und auch privat, hatte er oft Gäste aus aller Welt und freute sich, wie er erzählte, mit seinem klar gegliederten, streng geometrischen, schnörkellosen Räumen den Respekt als Architekt zu bekommen.

Große Wandscheiben aus Sichtbeton, in jedem Raum mit eigenen Proportionen, waren zur Mitte in der Höhe gestaffelt und zum Garten, an den Schären der Ostsee, im Kreisbogen aufgefächert, sodass sich die Räume über ihre

ganze Front zur Sonne öffneten.

Alle ebenerdig, wie eine Reihung von Quadern am grün gefächerten, übermoosten Felsen-Garten, hatten sie durch unterschiedliche Grundflächen und Höhen eine funktionale Hierarchie, die sich ablesen ließ.

Auf den ersten Blick fanden sie Gefallen daran.

Vom rückseitigen Flur aus begaben sie sich in den rechten Gästeflügel und bekamen Zimmer zugewiesen. Oie und Hermannis bezogen gemeinsam das größere – Nussbaum, der die schnarchende Unmusikalität der beiden schon auf dem Schiff grenzwertig fand, zog ins kleinere Einzelzimmer.

»In einer Stunde ist das Abendessen fertig«, rief Tuomas und ging in die Küche. Nach kurzer Zeit folgten ihm alle dorthin – auch um sich nützlich zu machen.

Tuomas holte Rentiersteaks und Moos-Beeren aus seiner Elch-Truhe, wie er sie ob ihrer Größe nannte. Dem entsprechend sahen sie in der Seitennische der Vorratskammer eine eingebaute Tiefkühltruhe, von Abmessungen, in die im Erstfall ein zerlegtes Pferd passen würde, – aber sie war fast leer.

»Alles Verschwendung«, stöhnte Tuomas. »Als meine Frau Penélopé noch lebte und die Kinder hier wohnten, war das noch angemessen. Aber jetzt, – meine Kinder sind, den Wurzeln ihrer warmblütigen Mutter folgend, nach Spanien gegangen, und ich sitze nun allein in diesem Bunker.

Nach Spanien kann ich nicht, ich hab’s versucht, es geht nur im Winter. Sonst ist es für mich alten Finnen dort zu

warm. Und dieses ständige Geplapper, ohne nachzudenken, geht mir auch auf den Geist. Obwohl ich Spanisch spreche, durch meine Frau. Wir Finnen brauchen viel weniger Worte«, brummelte er, »auch deshalb ist es in Finnland für mich am schönsten.«

»Warum Bunker«, schmeichelte Oie, »dein Haus sieht doch aus wie eine Inkarnation der Finnischen Moderne.«

»Welche Finnische Moderne?«, stöhnte Tuomas mit hochgezogenen Brauen.

»Na die, für die euch alle bewundern, in Architektur und Design«, antwortete er spöttisch.

»Ich merke deine Ironie, Oie, aber als Träger finnischer Kultur sehe ich das mit den Jahren auch anders – viel differenzierter.

Du hast recht mit dem Hausrat, den vielen praktischen, ergonomischen und langlebigen Gebrauchsgegenständen, die industriell produziert werden und ihre Wurzeln in der gewachsenen, gegenständlichen Kultur haben.

In der Architektur aber gibt es keine finnische Moderne mehr – nur eine globalisierte, öde Gesichtslosigkeit. Mal abgesehen von einigen solitären, ganz eng mit dem Ort verbundenen Bauwerken der frühen Moderne, wie dem Hauptbahnhof von Saarinen, der Felsenkirche oder der Finnlandia-Halle von Aalto, die in Form, Materialverarbeitung und Detail-Qualität noch anzuknüpfen versuchen, und eigene Wege gehen, zu einer finnisch-skandinavische Baukunst.

Übrigens hat schon der Architekt und Zeitgenosse

Schinkels, Karl-Ludwig Engel – der den städtebaulichen Geist Helsinkis entwarf – beeindruckende, eigentümliche Maßstäbe hinterlassen, denn damals gab es ein Verständnis von Bau-Qualität und Formenlust, die auch noch heute unverändert schön ist.

Dann aber kam die gesichtlose Moderne der weltweit agierenden Beton- und Fassadenbauer mit ihren Hofarchitekten über uns – und Bauwerke wie Stadtteile verloren ihr unverwechselbares, eigentümliches Gesicht, ihre Haut und ihre Wurzeln.

Nichts mehr ist finnisch – das ist nur noch globalisierter Einheitsbrei mit der ästhetischen Halbwertzeit von schlechten Auto-Karossen.«

»Da liegt das Problem Tuomas«, warf Oie ein. »Die Janusköpfigkeit jeder Moderne liegt in der kleinen Silbe Un. – Un-modern als unentrinnbare Folge jeder Mode. Die marktschreierisch verkündete Moderne ist doch nichts weiter als ein Vehikel der Händler – heute der Geld-Händler – zur Herrschaft über die Maßstäbe.

Es geht aber bei aller Gestaltung für den menschlichen Gebrauch immer um gut, würdig, schön, dauerhaft und dienend – das sind eherne Begriffe der Produzenten, und die sind doch Voraussetzung für jedwede Nachhaltigkeit, wenn man es ernst nimmt.«

»Richtig Oie: Eigentlich ist es jetzt, über weite Strecken, ein Ende der Baugeschichte, wie wir sie kennen, denn traditionell ist sie doch die Geschichte vom konkreten Menschen, von der kulturell konkreten Gemeinschaft, im

konkreten Bauwerk, in seiner eigentümlichen, naturgegebenen Landschaft.

Wenn das Haus aber zu Einheitskubatur aus Einheitsmaterial, mit Einheitsgesicht degeneriert und zur Einheitszelle verkommt, ist es das Ende der Geschichte vom Haus. Auch eines Tages – so befürchteich – der Anfang vom Ende des autonomen Menschen, der selbstbestimmten Persönlichkeit.

Ausufernd monotone Glasfassaden an Einheits-Kubatur sind doch eben so wenig ein Gesicht wie zwei Quadratmeter Beauty-Haut!«

»Schöner Vergleich«, fand Nussbaum und Oie setzte nach: »Wenn Sichtbeton die Haut eines menschlichen Gehäuses bildet, kommt in der visuellen Kultur niemals mehr heraus, als eine Führer-Bunker-Ästhetik, weil schon nach wenigen Jahren der Zahn der Zeit daran nagt, wie an allem Menschenwerk. Ganze Partien in den fußläufigen, hautnahen Bereichen und an den Nord-Seiten der neuen Regierungsgebäude, bei uns in Berlin, tragen schon diese entwertenden, hässlichen Verfallsspuren, obwohl sie höchstens fünfzehn Jahre stehen.«

»Das trifft es, Oie, das konnte ich auch sehen, als ich im Frühjahr zu einer interessanten Besichtigungstour mit finnischen Architekten dort und auf der Spree unterwegs war.

An meinem Bau hier – das muss ich von Altersweisheit gequält und zu meiner Schande gestehen – ist das auch zu sehen. Die Moderne aus Beton, Stahl und Glas altert nur

hässlich, nicht ästhetisch, wie alles Gewachsene und viele Zeugen der Baukultur vergangenerJahrhunderte.«

Er ging mit ihnen hinüber in den großen, etwa vier Meter hohen Zentralkubus mit einer Kantenlänge von etwa acht mal acht Meter. Der war zur Südseite – zur See hin – raumhoch verglast.

Ost- und Westseite hatten je ein waagerechtes schmales Fensterband über dem Dach der Seitenwürfel, Wände und Decke bestanden aus glattem weißem, irgendwie angegrautem Sichtbeton.

Im Raum verloren sich eine lederne Sitz-Insel um einen Kamin, ein Medien-Altar und ein großer eichener Esstisch.

»Beeindruckend?«, fragte Tuomas, der sich der Wirkung bewusst war.



»Ja, schon«, lächelte Oie, »aber der Blick auf die Ostsee ist das Beste.«

»Da bist du schon ziemlich weit«, erwiderte Tuomas, »denn auch ich kann diesem Raum nichts mehr abgewinnen, obwohl ich ihn mal genau nach der Lehrmeinung zur Moderne und meinen Vorstellungen von Bau-Ästhetik entworfen habe.

In euren Gästezimmern habe ich es mit einer nachträglichen und gliedernden Holz-Verkleidung versucht, um etwas Detail-Qualität, Wärme und finnische Seele rein zu bringen, aber in der Dimension dieses Raumes hier, würde es wahrscheinlich aussehen, wie eine riesige Überseekiste,

für eine Maschine – mit Meerblick.

Ich will verkaufen und die Leute werden es mir um jeden Preis aus den Händen reißen, da bin ich sicher. All die Entwurzelten, in ihrer Kultur Verunsicherten – und sie werden es erst über die Zeit merken, wie seelenlos-kalt und im Detail gesichtslos das ist.«

»Was ist das Problem, woran liegt es?«, wollte es Nussbaum genau wissen.

»Figur und Gesicht sind die zwei gleichrangigen Seiten eigentümlicher Erscheinung, Samuel – bei allen Menschen und den schönen Dingen, die wir für uns gestalten.

Figur allein ist nichts – auch nicht als Gebäude-Zirkus, den die hochgejubelten, global agierenden Star-Architekten zelebrieren und wie uns die Herren der Medien weiß machen wollen. Für ein eigentümliches Gesicht, als ästhetischem Gegenüber, fehlt oftmals die Unverwechselbarkeit, die man als Persönlichkeit bezeichnen kann – die Feinform und sinnliche Materialität der Haut – es fehlen vor allem der Klang, die Tradition und die Eigentümlichkeit des Themas, die aus der Baugeschichte unserer Heimat kommen und deren Variation.

Es fehlt damit ein würdiges Gegenüber, die Lebendigkeit und die kulturelle Wärme, die Leben ansaugt und sinnlich begleitet, – im Städtebau nennen wir es Urbanität.

Da hatte ich in den Sechzigerjahren, als Student in West-Berlin, schon so einen weisen Guru, der das alles – die gesichtslose, unkenntliche Stadt – kommen sah.

Wolf-Jobst Siedler, ein Publizist, der schrieb, dass die

Architektur der radikalen Moderne in Deutschland, in ihren Zerstörungen, schon den Bomberkommandos vorausging – und wo die nicht hingelangten, das schlechte Gewissen eines verspäteten Modernismus den Rest erledigte.

So ist es heute noch, – unkenntliche, technoide, auf Rendite getrimmte, Stadt-Konglomerate und Gebäude. So was kann dann nicht in Würde altern – vor allem nicht ästhetisch, wie alles Gewachsene. Es war halt nur Mode.

An Beton, egal wie, kann man eben nicht mal eine Kuh ungestraft anbinden, denn die ist sauer und gibt weniger Milch ob dieser kalten, unschönen Nachbarschaft.«

»Kühe? – Als Mensch würde ich das sofort unterschreiben«, warf Nussbaum ein, »Aber Kühe?«

»Ja doch – es gibt Untersuchungen bei uns in Finnland, die zeigen, dass Kühe in Holzställen seltener krank sind und mehr Milch geben. Aber das ist ein anderes Thema.«

»Qualität. – Woran liegt es, was denkst du? Qualität ist ja eine Folge von Methode und Arbeitsweise, wie bei uns in der Mathematik, – woran liegt es?«

»Wenn ich recht drüber nachdenke, ist es, in ganz Europa, eine Folge von Krieg und Chaos. Die Ungeduld, der Mangel an Mitteln und Besinnung, beim notwendig-schnellen Wiederaufbau war eine der Ursachen – und dann konnte man den produzierenden Bau-Golem, ebenso wie die marktbeherrschende Gelddruck-Maschine, kulturell nicht mehr lenken.

Das habe ich schon als Student in Deutschland bemerkt. Damals hat man – um ein Bild aus der Medizin zu benutzen –

die Fleischermeister operieren lassen. In der Not der Nachkriegszeit durfte jeder Bauingenieur entwerfen und jeder Statiker Bauanträge stellen.

Seit dem Aufzug der so genannten Moderne aber, wissen die Bauplaner und Ingenieure immer weniger über Gegenstand und Raum, über Form und Wirkung, über Gestalt und Geist – nichts mehr über die kulturelle Wirkung von Raster, Layout und Struktur, schon gar nichts über die Poesie und die Wurzeln regionaler, ornamentaler Sprache der Details, als wichtigem Teil gesellschaftlicher Kommunikation. Das wird weder gelehrt, noch können sich die wenigen, darin noch ausgebildeten Architekten durchsetzen.

Profane Geistlosigkeit des Bauens ist da gesetzmäßig. Begründung ist der verkopfte, medial hochgejubelte, fortschrittliche Geist der Moderne, der auf all das kulturell Eigentümliche verzichten kann – so wollen es uns die kulturlosen Herren des Geldes weismachen. Bezeichnend und entlarvend für die gestaltenden Herolde und Erfüllungsgehilfen dieser Herrscherkaste ist dann, dass sie es selbst zumeist vorziehen in charaktervollen, historischen Altbauten zu leben.«

»Das ist bei uns in Berlin noch heute so, Tuomas«, sprang Oie ihm bei. »Die Ursachen sind sicher ähnlich: Wenn eine Honorarordnung, für den Entwurf und die Planung solcher Bauleistungen, kulturelle Qualifikation und Geist nicht belohnt, wenn in den Genehmigungsbehörden und Beiräten Leute sitzen, die jeden vorgeschriebenen Randabstand

kennen, aber nichts von ihren eigenen kulturellen Wurzeln, dann ist das, was da seit Jahrzehnten passiert, gesetzmäßig gesichtslos.«

»Ausweg. – Gibt es einen Ausweg? In der Mathematik wechselt man in solchen Augenblicken die Methode, auch in der Medizin, wenn es zu viel Tote gibt.«

»Man muss, glaube ich, wenn man die Situation in den Griff bekommen will, den baukulturellen Entwurf wieder konsequent von der Planung und Ausführung trennen, jedenfalls plädiere ich bei uns in Finnland dafür. Nur kunsthistorisch gebildete und ausgewiesene Architekten dürfen dann für den öffentlichen Raum entwerfen, oder in den Behörden und Jurys entscheiden. Das wäre ein Anfang und eine Umkehr zu kulturell eigentümlichem, nachhaltigem Bauen. Aber das ist wohl unter der globalen Herrschaft des spekulativen Geldes aussichtslos.«

»Was willst du dann persönlich machen, um nicht zu resignieren Tuomas?«

»Wenn ich das alles verkauft habe, Oie, baue ich mir ein neues Haus aus Naturstein und Holz, auf dem Lande, ganz in der Finnischen Tradition. Das Thema reizt mich besonders und es liegt, wenn man vereinzelte Ansätze sieht, überall in Europa in der Luft: Wie sieht die gestalterische Weiterführung der Dinge aus, die uns aus der Vergangenheit so sympathisch überliefert sind, die eigentümlich für uns Finnen sind – und an denen uns der globale Stahlbeton- und Fassaden-Götze so lange gehindert hat?

Und demnächst starte ich mit einer befreundeten

Psychologin eine wissenschaftliche Recherche zur Selbstmordrate bei Finnen in der seelenlosen Moderne und setze die in Relation zu der in einer gewachsenen, urbanen finnischen Bebauung.

Die Ergebnisse glaube ich zu kennen, denn eindeutig ist das schon, wenn ich nur so rumhöre und lese. Finnland hat schon wegen der langen Dunkelheit im Arktischen Winter, eine der weltweit höchsten Raten an Suiziden und Depressionen – aber das wisst ihr sicher.

Deshalb Jungens, gehen wir nach dem Essen in meine Sauna, – ich habe sie schon eingeschaltet.«

Sie begaben sich zurück in die Küche, bereiteten alles vor, und brieten das Rentier-Fleisch nach altem finnischem Rezept, mit Knoblauch und dunklem Bier.

25 Helsinki-Positionen

Am Abend, in Poursiainens Haus auf den Klippen – bei Rentier, Frühkartoffeln und Moos-Beeren – gingen sie gemeinsam Igor Antonows Listen durch.

In dieser Runde und nach den Ereignissen der letzten Tage hatte sie ein Jagdfieber ergriffen.

Sie wollten erfahren, was vor über zwanzig Jahren so subtil-geheimnisvoll, und in seiner Wirkung so folgenreich, ins Räderwerk der Geschichte eingriff.

Jeder war auf seine Weise freudig betroffen, von dem was sie bisher erfahren hatten, zugleich auch verunsichert von den berichteten Attacken des namenlosen Gegners – düster befürchtend, was da bei weiteren Recherchen noch kommen könnte.

Das noch Unfassbare berührte sie, drängte sich zwischen sie – und schmiedete sie gleichzeitig zusammen.

Den Anfang des Ariadne-Fadens – den Einstieg ins Puzzle – hatten sie mit dem Kreml–Flug gefunden. Aber wie konnte es weiter gehen?

Die bisherigen Informationen fügten sich noch nicht in ein größeres Bild – in den strategischen Rahmen, der von Igor Antonow im Brief umrissenen Operationen zur Europäischen Perestroika. Auch weitere Informationen würden immer nur Bruchstücke in diesem Puzzle sein, solange sie bei der Aufklärung der Handlungen auslösenden Planungen in dieser Zeit nicht weiterkamen.

Um durch Analyse und Verknüpfung die Vorgänge weiter zu rekonstruieren – da waren sie sich auch einig – brauchte es diese Hintergründe, Fakten des strategischen Rahmens und die Aussagen handelnder Personen, auf einer Zeitachse der Geschehnisse.

Mit dem Kreml-Flug und den bei Antonow erwähnten Licht-Operationen in Polen, Ungarn, Tschechien und Deutschland war allerdings schon ein großer, räumlich-zeitlicher Rahmen sichtbar. Zudem erinnerte sich jetzt jeder von ihnen an Fakten zu Schlüssel-Ereignissen, die schon ins Dunkel des Vergessens entschwunden schienen, und einige offiziell veröffentlichte, geschichtliche Bilder dazu.

So an den polnischen Runden Tisch unter der Militär-Diktatur und die Regierungs-Beteiligung der Gewerkschaft Solidarität, an die sommerlich improvisierte Grenzöffnung in Ungarn, den rätselhaft-überraschenden Mauer-Fall in Berlin und die verblüffende Geschwindigkeit der Samtenen Revolution, von nur zehn Tagen, in Prag.

Was aber waren die strategischen Zusammenhänge im Hintergrund, wer agierte und was ging dieser Entwicklung voraus? Das waren die blinden Flecken, die ein plausibles Gesamtbild noch verhinderten.

Zeitliche Zusammenhänge und Personen waren der Schlüssel – und darauf wollten sie sich erst einmal konzentrieren. Tuomas Poursiainen, als altersgrauer, komplex denkender Städteplaner und nach Lage der Dinge mit allen Wassern gewaschener Geheimdienstler im Ruhestand, sah nahe Liegendes.

Systematisch suchte er und entdeckte in der russischen Liste der etwa hundert Positionen, einen ihm bekannten und von Igor Antonow unterstrichenen Namen: Dr. Fjodor Michaijlowitsch Kusnezow, ehemals Mitglied der Wirtschafts-Abteilung der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. Einen Leningrader Professor, an den er sich gern erinnerte, denn den hatte er in den Neunzigerjahren, als eindrucksvollen Reform-Verfechter auf einer russisch-finnischen Tagung in Helsinki erlebt, auf der es um die weitere Entwicklung der historisch verwurzelten Wirtschaftskooperation ging.

Er kannte Professor Kusnezow auch durch seine Veröffentlichungen als Wirtschaftshistoriker, der finnischen Regionalplanern viele Anregungen zu bieten hatte.

Professor Kusnezow war, in Poursiainens Erinnerung, ein Analytiker, der genau auf historisch Gewachsenes schaute, um daraus kreative, eigentümliche, praktikable und nachhaltige Konzepte zu entwickeln. Von ihm konnten sie sich einen Einblick in die wirtschaftlichen Hintergründe dieser Zeit erhoffen – und vielleicht auch einen Tipp für weitere Gesprächspartner in Russland.

Die Männer brachten es in ihrer Diskussion der Prioritäten übereinstimmend auf den Punkt: Geld und Wirtschafts-Potenz sind nicht alles, aber ohne Geld aus einer produktiven Wirtschaft ist alles nichts, – jedenfalls in der Beherrschung und Lenkung von Imperien, das zeigt die Geschichte.

Deshalb beschlossen sie Professor Kusnezow ausfindig zu

machen. St. Petersburg war auch nicht zu weit für eine erste Recherche, – mit halbwegs realistischer Rückzugsoption, an die Nussbaum, mit Blick auf die Ereignisse in Lettland, nachdrücklich erinnerte.

Poursiainen lud aus dem Internet einige interessante biografische Angaben zu Kusnezow herunter, aus denen sich auch seine aktuellen Kontakt-Daten ergaben. Die stimmten noch mit der sechs Jahre alten Liste Igor Antonows überein.

Während Oie, Hermannis und Nussbaum die Biografie Kusnezows anschauten, versuchte sich Tuomas im Nebenzimmer an einer spätabendlichen Telefonverbindung.

Als er nach einiger Zeit herüberkam, sahen sie im entspannt lächelnden Gesicht des Finnen, dass Hoffnung war.

»Er hat sich an mich erinnert, an unsere Begegnung damals. Ich habe ihn gefragt, ob wir ihn morgen besuchen könnten in Petersburg. Grundsätzlich hat er zugesagt, ist jetzt im Ruhestand und arbeitet an einem neuen Buch über die Wurzeln der Krisen – so habe ich es jedenfalls verstanden.

Er hat deshalb wenig Zeit, wie er sagt, aber die quasi postumen Grüße von Igor Antonow haben ihn doch sehr berührt. Ebenso dass hier einige von Igors Mitstreitern unterwegs sind – in seinem Gedenken sozusagen.

Wir haben morgen, nach dem Mittag, eine Verabredung im Hotel Astoria, wo ihr auch absteigen solltet. Es ist das beste, im historischen Sinne. Dort sind viele Touristen und ihr fallt nicht groß auf.«

»Ich kenne es noch sehr gut«, erinnerte sich Oie: »Ein imperialer Prachtbau, den wir uns als Kunst-Studenten am Muchina-Institut natürlich nicht leisten konnten. Aber es gab für ein paar Rubel die Frankfurter Allgemeine am Souvenir-Stand – und mit der unterm Arm konnte man durchs Hotel spazieren wie ein West-Tourist.

Beliebt waren vor allem die guten Marmor-Klos, die einzigen erreichbaren, öffentlichen im damaligen Leningrad, auf der man der anstrengenden Hocke entgehen konnte und die mitteleuropäischen Standard hatten – so kam es uns jedenfalls vor.«

»Was ist mit Visa?«, zeigte Tuomas Bedenken.

»Wir haben sie vorsorglich beantragt in Deutschland«, blitzten Nussbaums Augen auf, und er hielt dann Poursiainen seinen aufgeschlagenen Pass entgegen. »Oie als Otto Baumbach und ich als Felix Mendel.«

»Gut , das spart Zeit und ihr braucht keine Tagesvisa. Wir fahren zwar mit einem Dienst-Wagen unseres Bauministeriums – und den kennen die an der Grenze – aber sie werden euch über ihren Zentralcomputer abfragen. Gebt mal die Pässe her, vorsichtshalber werde ich gleich noch einen Partner in Petersburg kontaktieren. Der schaut, ob aktuell was gegen euch vorliegt. Das nur zur Sicherheit – nachdem was ihr aus Lettland erzählt habt.«

»Partner?«, fragte Nussbaum listig.

»Ja, ihr wisst doch, alte, oft geflickte Netze sind dichter und stärker als die schnell gestrickten – wärt ihr sonst soweit gekommen?

Ihr geht inzwischen schon mal in die Sauna. Das wird uns gut tun, nach der langen Auto-Fahrt. Sie ist hinten, am Ende des Ganges zu euren Zimmern. Handtücher und alles Nötige liegen im Vorraum – ich komme gleich nach.«

Später in der Sauna ging es hoch her, denn ein mannshoher Kühlschrankstand im Ruhe-Raum, hinter dessen gläserner Tür Biere aus aller Welt leuchteten.

»Mein gehopfter Luxus, der Segen Pelto-Pekkas, unseres Gottes der Biere«, zeigte ihn Tuomas stolz, »wenn ihr wisst, wie restriktiv und teuer das hier im Lande mit jeglichem Alkohol ist«, und bat die sich mit glänzenden Augen um den Bier-Tabernakel ballenden Freunde um die Wahl ihrer Marke, die er mit breitem, warmem Lächeln zuteilte.

Poursiainens Sauna hatte an der Seeseite eine hölzerne Terrasse, einen exzellenten Ruheplatz für den spätabendlichen Panoramablick auf die Schären vor Helsinki.

Die Sonne stand schon tief und projizierte felsige, graugrüne Schattenwürfe in eine blaue Stunde – fein-pastellig, wie das sanfte Rauschen der Wellen am Felsgarten der Ostsee zu ihren Füßen.

Nach dem ersten Saunagang saßen sie dort, in Decken gehüllt, unter dem hellsten nordischen Abend-Himmel, Bier trinkend, in irgendwie finnisch-schweigendem

Einvernehmen, bis Tuomas eine Frage aufwarf, die, wie er sagte, ihn schon seit seiner Studentenzeit in West-Berlin umtreibe.

»Wie konntet ihr gut organisierten Deutschen in der DDR – bei allen Forderungen nach einer besseren, gerechteren Welt, die es auch bei uns in Finnland gab – euch dieses schwachsinnige, die Eigeninitiative lähmende Wirtschaftssystem überstülpen lassen? Gab es da keinen Widerstand oder Alternativen?«

Nussbaum stöhnte nach diesen Worten hörbar auf, wie wenn ein überraschender, spätabendlicher Auftrag einen komplizierten Code zu knacken, die Aussicht auf einen entspannten Feierabend zerstört: »Komplex. – Das wird jetzt sehr komplex, darauf zu antworten, aber versuchen können wir es ja mal. – Oie, fang du mal an, du hast da sicher auch was beizutragen. Du warst ja dichter an der Wirtschaft dran«, entzog er sich aber erst einmal elegant, und katapultierte den Freund aus seiner entspannten, sinnlich dominierten Lage mit Ostseeblick heraus, wie ein Suchflugzeug über einen Kontinent.

Der nahm einen kräftigen Schluck Bier – so als ahne er eine längere Durststrecke – und das lag gefühlt an diesem wohl deutschesten aller Themen in ihrer jüngeren Geschichte: »Ich würde es von den Rahmenbedingungen her beschreiben«, setzte er zögernd an.

»Ganz Deutschland stand ja nach dem Krieg und noch bis zur letzten Minute vor Unterzeichnung der Zwei-plus-Vier-Verträge in Moskau unter Besatzungsrecht, das vergessen

die Leute zu schnell. Deutschland war besiegt und erklärte Beute – natürlich nur zu seinem Besten – versicherten alle Sieger-Mächte.

Jede Besatzungsmacht ordnete deshalb in ihrer Zone die Wirtschaft so, wie es ihren Interessen entsprach – auch noch nach Beendigung der Demontagen, die vieles mitnahmen, was den Bombenkrieg überstanden hatte und dem besten technologischen Standard entsprach. Allein in Berlin waren das fast alle großen Produktionsbetriebe, insgesamt etwa fünfhundert, sagt man.

Das war irgendwie verständlich und auch bitter nötig, denn der Krieg hatte im bescheidenen, zivilen Produktions-Potenzial der Länder Europas, besonders des Ostens, gewaltige Verheerungen angerichtet. Übrig in den Besatzungszonen blieb nur das Nötigste, damit die noch vorhandenen Fachleute mit ihren Werkzeugen überhaupt was produzieren konnten.

Das war die Stunde Null, und da ordneten die Siegermächte auch alles Administrative nach ihren Vorstellungen.

Kapitalismus oder Sozialismus, Privateigentum an Produktionsmitteln oder so genanntes Volkseigentum – der Wille des Volkes spielte da keine Rolle, obwohl es in der Bevölkerung einen gesamtdeutschen Konsens gab, die Machtverhältnisse so zu ordnen, dass sie demokratisch kontrollierbar sind und Machtmonopole nie wieder herrschen würden.

Nie wieder Krieg, Unterdrückung und Gewalt, war das

Sehnsuchtsziel aller überlebenden Deutschen, im Angesicht des gerade überstandenen inneren und äußeren Schreckens – und bloß die Schnauze halten, weiß ich von meinen Eltern, denn schon das Hinterfragen einer Entscheidung der Besatzungsmacht und ihrer Helfer konnte schlimme persönliche Folgen haben.«

»Wie bei uns in Lettland«, warf Hermannis ein, »wie wurden ja befreit und gleichzeitig wieder besetzt, nachdem wir zwischen den Kriegen schon mal unabhängig waren. Darüber habe ich mich als Kind schon gewundert, aber niemand durfte offen darüber sprechen. Viele Letten aus unserer Kleinstadt wurden schon deshalb nach Sibirien deportiert – aber entschuldige, Oie, ich unterbrach dich.«

»Kein Problem, Hermannis. Bei uns in der sowjetischen Besatzungs-Zone waren, wie gesagt, die technologischen Abflüsse und die Demontagen gewaltig. In der Wirtschaftspolitik der DDR konnte es deshalb, in der Not der Nachkriegszeit, nur quasi als Modell von Kriegs-Wirtschaft fortgeschrieben werden.

Die ersten Jahre zur Mangel-Verwaltung, sodann, weil es dem sowjetischen planwirtschaftlichen Verwaltungssystem entsprach, bequemer war und lauter einträgliche Posten schuf, für die sich ausbreitende neue Kaste Roter Funktionäre – Befehlsempfänger, die in der Regel von Wirtschaft nicht viel verstanden.«

»Das war unter den damaligen Verhältnissen fast normal«, warf Nussbaum ein, »meine Eltern als Ärzte erinnerten sich zu Hause oft lustiger Geschichten, von einem

jungen, gutwilligen Verwaltungsdirektor in ihrem Krankenhaus, der als Genosse und Verfolgter der Faschisten von der Partei dort eingesetzt wurde und von nichts Ahnung hatte, bis die Ärzteschaft ihm mühsam beibringen konnte, was wichtig ist, und wie es geht.

Normal war der gehobene Dilettantismus nach diesem Umbruch doch auch, weil der Krieg das Leben von Millionen Fachleuten gekostet hatte und von den übrig gebliebenen viele in den Westen wechselten, denn dort wurde bald nicht mehr nach der Vergangenheit gefragt, – und irgendwie musste es auch im Osten weitergehen.«

»Ja, das ging so, mehr schlecht als recht, bis sich einer der wenigen Wirtschaftsexperten aus der damaligen Regierung der DDR das Leben nahm. Das war der Chef der Staatlichen Plankommission, Erich Apel – ein am deutschen Raketen-Programm der von Braun-Truppe geschulter Betriebswirtschaftler – der die systembedingte, mangelnde Effizienz nachwies und das Modell eines leistungsorientierten Sozialismus mit marktwirtschaftlichen Komponenten vorschlug.

Zwangsläufig legte er sich dabei mit den planwirtschaftlich-ideologischen Gewissheiten der siegreichen Sowjetunion an.

So was konnte unter den Machtverhältnissen der Nachkriegszeit nicht gut gehen und so blieb ihm nur der persönliche Opfergang. Das war noch unter Ulbricht, der dann auf Weisung der Sowjets die Mauer bauen musste, weil Apels Reformen nicht durchgeführt werden durften und die

wirtschaftlichen Folgen, dieses planwirtschaftlichen Besatzungssystems, die DDR über kurz oder lang ruiniert hätten.

Hunderttausende Fachleute flüchteten ja vor dem Mauerbau über die noch offenen Grenzen. Ost-Berlin war auch voller Flüchtlinge und Entwurzelter, die aus der Sowjetischen Besatzungszone nachströmten, weil sie von Berliner Betrieben angeworben wurden – davon landeten regelmäßig auch einige als Arbeiter auf unserem Hof. Zu unserer Verwunderung als Kinder verschwanden die dann aber in der Mehrzahl, nach kurzer Zeit und über Nacht, mit der S-Bahn nach West-Berlin.«

»Davon habe ich als Student in West-Berlin auch gehört und an der Technischen Universität in Charlottenburg war jeder zweite Wissenschaftleraus der Zone – wie sie sagten – in den Westen geflohen«, bestätigte Tuomas und schenkte für den durstig blickenden Oie aufmunternd Bier nach.

»Zehn Jahre nach dem Mauerbau kam dann ein neuer Stadthalter von Moskaus Gnaden an die Macht, der ideologisierte Honecker, der alles besser machen wollte – und Jahre zuvor am heftigsten an Apels Stuhl gesägt hatte. Als ersten Kotau bat er den Generalsekretär Breschnew, die DDR quasi als Unionsrepublik zu betrachten und über sie zu verfügen.

So war das oben bei den Funktionären.

Unten, im Volk, richtete man sich nach dem fürchterlichen Krieg, in diesem völlig zerstörten Land, irgendwie ein. Jeder improvisierte, machte aus Knete

Bonbons und versuchte dabei, ein gerader Mensch zu bleiben.

Man wollte das, was alle Menschen in so einer Situation wollen: Frieden, zuallererst für die Familien und irgendwie von eigener Hände Arbeit leben können – und natürlich, eine bessere Zukunft für die Kinder.«

»Glauben. – Und an etwas glauben wollte man«, fiel Nussbaum ein. »An etwas zu glauben, einem Ideal, einem Licht zu folgen, macht doch die Welt für uns erst erträglich und lebenswert. Dieses ideelle Vakuum musste nach dem Krieg gefüllt werden.

Der Gott der Christen – der zu klein war, zu ohnmächtig, zu duldsam und zu passiv in den dunklen Jahren – wurde von den Kommunisten absichtsvoll denunziert. An dessen Stelle trat die Marxsche Verheißung eines gerechten, friedlichen Sozialismus, der neu verordnete, frische, scheinbar unbelastete Glauben – denn von den gewaltigen Verbrechen der Stalin-Ära hatte man damals noch keine Vorstellung.«

Nussbaums Augen leuchteten: »Der Sozialismus war damals für viele eine feine, traumhafte Idee, und diese Idee der gerechten, kulturvollen Gesellschaft war eigentlich so traumhaft, dass man nur leise von ihr reden konnte – sie ist nur pianissimo zu malen, sagten meine Eltern immer, sonst wäre sie verflogen. Es ging ja um besser und gerechter Machen, nicht nur um Reden, deshalb legten sich alle fleißig ins Zeug. Aber dann, in den Mühen der Anfänge, und mit den zunehmenden planwirtschaftlichen Eingriffen, hat man das Gefühl der Beteiligung und Verantwortung verloren, –

hat in den Ritualen der eingefahrenen roten Propaganda mehr geredet als getan. Umso lauter das tönte und umso öfter diese Idee im Mund geführt wurde, von den Begeisterten aber auch den trägen Mitläufern, den Lauen und Verunsicherten, den nicht Berufenen und den linientreuen Karrieristen, desto mehr entschwand diese Vision ins Unerreichbare.

Diese hoffnungsvolle Gutgläubigkeit der Mehrheit im Osten wurde, im Angesicht der unvermeidbaren Widersprüche des Nachkriegslebens – und dem heraufziehenden Kalten Krieg – schnell wieder von engstirnig-infantiler System-Anbetung dominiert, besonders durch die, die den Vorzug hatten, den privilegierten Machtstrukturen des neuen Systems anzugehören.«

»Nur wenige ahnten, Tuomas«, schloss Oie an, »dass diese ideologisch expressiv gemalte Morgendämmerung einer neuen Zeit, schon die Abenddämmerung einer ganzen Epoche sein würde.«

»Auch in Lettland ist das System über uns gekommen, das ist mir erst als Jugendlicher bewusst geworden«, warf Hermannis ein. »Diese Allmacht der Funktionäre, auf allen Ebenen, über Alles und Jeden – die Erwachsene mit Gleichmut hinnahmen, wir Jugendlichen aber schon bald frech hinterfragten.

Die haarsträubende Ineffizienz, die oft herrschende, sichtbare Ungerechtigkeit bei Entscheidungen – der Mangel an wirklicher Mitsprache, regte uns zunehmend auf.

Besonders weil wir propagandistisch immer aufgefordert

wurden den Sozialismus zu gestalten und durch unsere Leistung zu verbessern, uns gleichzeitig aber oft die einfachsten Mittel und Dinge vorenthalten wurden – weil der Plan es nicht vorsah, oder es über den Horizont eines überforderten versoffenen Funktionärs ging.

Da haben dann meine Eltern das einzig Richtige getan, aus heutiger Sicht, indem sie auf Bildung und Ausbildung setzten – und natürlich auf die lettische Kultur, die uns half, mit Selbstbewusstsein die wabernden Ungerechtigkeiten zu ertragen, die mit diesem System Roter Funktionäre einherging.«

»Gerechtigkeit. – Ja, Hermannis, Gerechtigkeit und Glück für alle proklamierte man auch bei uns«, nahm Nussbaum den Faden auf, »das war unter den Bedingungen der Nachkriegszeit schwer umzusetzen – aber es war Sehnsucht und ein wichtiger Antrieb.

So war es damals auch bei meinen Eltern als Ärzte. Ein neues hoffnungsvolles Gefühl von Gerechtigkeit, das durch die propagandistisch ideal skizzierten Verhältnisse, eines im Aufbau befindlichen Sozialismus, beflügelt wurde.

Es war nach ihren Empfindungen und in den Anfängen eine gerechtere Gesellschaft, denn der persönliche Einsatz bei der fachlichenArbeit, nicht Besitz und Status, waren entscheidend für Ansehen und Fortkommen.

Arbeit. – Niemand war ohne Arbeit, von der es sich leben ließ, niemand wurde durch Spekulation reich und alle Kinder erfuhren die gleiche Förderung. Sozial Benachteiligten wurde besonders geholfen, entstammten sie doch zumeist

der nun regierenden Arbeiter-Klasse.

Ernst genommen und hoch angesehen war man immer, wenn man mit der eigenen Leistung voranging und in seinem Fach kritische Gedanken formulieren konnte, die weiterführten und allen etwas brachten.

Diktatur. – Aufmüpfige und Unangepasste dagegen bekamen sehr schnell die unverfroren formulierte Diktatur dieser neuen Herrscher zu spüren.

Querulanten und Provokateure gegen die Besatzungsmacht und deren unerbittliches System wurden dabei von der Mehrheit mitleidig milde belächelt oder ignoriert, weil ihnen der realistische Maßstab fehlte, den alle in diesem besetzten Land und unter der proklamierten sozialistischen Demokratie – die eben gleichzeitig und absurderweise eine Diktatur des Proletariates sein wollte – von Kindesbeinen inhaliert hatten.«

»Es gab aber immer auch aufrechte Leute«, setzte Oie nach, »die sich offen empörten gegen persönliche Willkür, politische Missstände, Vetternwirtschaft und gedankenlose Ungerechtigkeiten der herrschenden Genossen. Die landeten dann sehr schnell in Sibirien oder später – nach Gründung der DDR – im Zuchthaus Bautzen.«

»Bildung. – Die breite Masse der DDR-Jugend aber erhielt in diesem System bessere Bildungschancen. Ausbildung und Studium waren in keiner Weise vom Geldbeutel der Eltern abhängig, der landesweit herrschende, gravierende Mangel, bis zu den Lebensmittelkarten, wurde relativ gerecht verwaltet und verschwand dann für die Grundversorgung

auch bald.«

»Das kann ich aus eigenem Erleben bestätigen«, fiel Oie ein. »Aus unserer Familie der Flüchtlinge, der dadurch landlosen Bauern konnten alle einen Beruf erlernen und studieren.

Kostenlos und mit Stipendium, – direkt auch gefördert auf den Abendschulen mit Unterstützung der Betriebe. Wann, frage ich euch, gab es solche Aufstiegschancen für die Unterprivilegierten zuvor in Deutschland?

Gleichheit als Voraussetzung für nachhaltige Gerechtigkeit sollte in der neuen Gesellschaftsordnung vorangetrieben werden. Bei uns hat deshalb der Wissenschaftler oder Ingenieur nur etwas mehr verdient als ein Facharbeiter in der Schlüsselindustrie.

Das war dann in den Folgen einer der Gründe für die Mauer, denn viele der gut ausgebildeten Fachleute verschwanden über die noch offene Grenze nach Westen – was man ihnen nach Jahren des Mangels und Hungers, besonders nach dem sichtbaren kleinen Wohlstand, den die Währungsreform im Westen brachte, persönlich nicht verdenken konnte.

Wer ist schon soviel Idealist, bei beständig wachsender politischer Repression der um ihre Macht bangenden neuen Herrscher?

Das war die von der Besatzungsmacht ernannte, von den Partei-Medien idealisierte, führende Klasse der Arbeiter, in Gestalt ihrer Funktionäre.

Deren Propaganda-Schwachsinn auszuhalten, war für

intelligente Leute sehr zufallsbehaftet und nur solange zu ertragen, wie es jemanden nicht direkt betraf, weshalb Menschen, von denen man es nicht erwartet hätte, spontan über Nacht in den Westen verschwanden, – in eine persönlich bessere Zukunft.

Das war der eigentliche Grund für diesen durch die Sowjets verordneten Mauerbau. Man musste unter diesen Bedingungen den Ausverkauf und das Ausbluten der sowjetischen Wirtschaftszone Deutschlands verhindern, mit allen Mitteln – durch die Besatzungsmacht und ihre Erfüllungsgehilfen.«

»Westen. – Der Westen hatte die Aufbauhilfe aus dem Marshal-Plan, der Osten trug die Kriegslasten ab, weiß man heute«, warf Nussbaum ein. »Damit, und mit diesem System, begannen alle Verwerfungen in der wirtschaftlichen Entwicklung des Ostens.

Bürger. – Trotzdem war es im Interesse der meisten Bürger der DDR dazubleiben, denn es war die Heimat ihrer Familien und Freunde, – und jeder wurde gebraucht.

Kollaps. – Zudem hätte ein wirtschaftlicher Kollaps, dem zwangsläufig ein politischer Zusammenbruch folgen würde – und der bei offenen Grenzen bevorstand – den Frieden in der Mitte Europas aufs Höchste gefährdet.

Das hat auch der Amerikanische Präsident Kennedy ganz nüchtern eingeschätzt damals, wie ich gelesen habe. Eine Mauer ist verdammt viel besser als ein Krieg, war wohl sein Kommentar zur neuen Situation.

Der Kalte-Krieg war ja, im Kampf der Systeme, zu der

Zeit auf einem seiner Höhepunkte. Propaganda. – Ein überaus labiler Frieden, der den Kalten Krieg wuchern ließ, schob eine immer skurriler anschwellende Welle von Propaganda-Gedöns zwischen die Deutschen aus Ost und West.

Oie schüttelte, wie nach einem schlechten Traum, den Kopf: »Beim Normalbürger – auf beiden Seiten, so glaube ich – rief diese über die Jahre eskalierende Frontlinien-Propaganda, von den bösen Kommunisten im Osten und den Kriegstreibern im Westen, nur Kopfschütteln hervor, hatte doch fast jeder von ihnen Verwandte auf der anderen Seite, denen man absolut nichts Böses zutraute, schon garnicht gegeneinander als Deutsche.

Beide deutschen Staaten waren auch propagandistisch und kulturell vollständig eroberte, besetzte Länder, – das heißt, das wenigste hing von uns selbst ab.

Wir waren nicht souverän – auch wenn die Macht-Eliten beiderseits der Demarkationslinie sich mit Gründung ihrer Vasallen-Staaten dazu erklärten.

Die Richtlinien, die Sprach-Regelungen, die Interpretationen der Welt-Ereignisse kamen für uns aus Moskau, wie für die Bundes-Bürger aus Washington, London und Paris.«

»Für uns kam alle Wahrheit aus Moskau«, wurde Hermannis ironisch, »das tägliche Prawda lesen war deshalb so was wie die Rosenkranz-Gebete für Christen – dabei wurde in diesem Zentralorgan der Partei alles, was nicht in die verkündete Scheinwelt der Machthaber passte,

verschwiegen und systematisch ignoriert.

Wenn es aber so brisant war, dass es nicht mehr geleugnet werden konnte, wurde es uns Schülern als bedauerliche Einzelerscheinung oder als ein Problem des Überganges erklärt. Mit dem Tenor: Wie konntest du so was fragen? – Aber jetzt halt die Schnauze, oder bist du ein Antikommunist?«

»Exmatrikulation«, warf Nussbaum ein. »Da zogen auch bei uns die Studenten den Schwanz ein oder wurden, im Wiederholungsfall, schnell zu Kandidaten für Strafmaßnahmen, bis hin zur sofortigen Exmatrikulation.«

Oie, der die fremdbestimmten wirtschaftlichen Bedingungen für eine Schlüsselfrage hielt, setzte nach: »Nach dem Mauerbau gab es dann eine sichtbar bessere Entwicklung im Osten, und auch leistungsbezogene Komponenten im Lohn – die waren aber oft nur symbolisch. Man konnte die Leute ja schlecht dafür bestrafen, dass diese zentralistische Planwirtschaft, – diese Mangelwirtschaft, die alle hochwertigen Investitionsgüter limitierte, jeden Nagel und jede Maschinen-Stunde zuteilte, an der Realität des Lebens vorbeilief und oftmals alle Bemühungen, mehr und Besseres zu erreichen, zunichtemachte.

Die tieferen Ursachen für den im Vergleich zum Westen sichtbaren Mangel lagen im fremdbestimmten Wirtschaftssystem und für Jahrzehnte in den schon angesprochenen Reparationslasten. Aber alle, die sich zu diesem Land bekannten und fachlich etwas werden wollten, weil sie das intellektuelle Potential besaßen, passten sich

daran an.

Ist das nicht Existenzprinzip unter allen Machtverhältnissen?«

Mit dem Blick ins letzte Abendlicht auf der Ostsee brummten die Männer ihr Einverständnis und Oie schloss an: »Viele bei uns, vor allem die Mehrheit in der unbeschwert nachwachsenden Jugend, so sehe ich es, die behütet lernen, in Ruhe arbeiten und in Würde leben konnten, glaubten in den Jahren des Anfangs an den gesetzmäßigen Siegeszug der neuen Ordnung – die stramme Funktionäre Sozialismus nannten.

Mit den zwangsläufig fortschreitenden, planwirtschaftlichen Restriktionen und dem Zynismus der Macht gegenüber den Bürgern, kamen jedoch bei vielen Zweifel an der Zukunftsfähigkeit des Systems auf.

Besonders die Niederschlagung des Prager Frühlings – mit seinen erfrischend-begeisternden Reformansätzen, vor allem in der geistigen Erneuerung der Gesellschaft und Lockerung der Plan-Wirtschaft – war dann eine Zäsur und eine riesige Enttäuschung, vor allem für die Jugend im Osten, auch wenn es in den Partei-Medien denunziatorisch als fiese, vom Westen geplante Konterrevolution denunziert wurde.

Alles war zu der Zeit für uns politisch denkende Ossis äußerst widersprüchlich, denn gleichzeitig lebten wir persönlich in gesicherten Verhältnissen und wurden, über die einstrahlenden West-Sender, in unserer Haltung bestärkt, im Grunde auf der progressiven Seite der

Geschichte zu stehen.«

»Auch bei euch in Berlin?«, zweifelte Hermannis. .

»Ja, die Medien beider Seiten berichteten doch permanent von Jugend-Revolten in Amerika und West-Europa, die in der Folge des brutalen Vietnam-Krieges ausbrachen. Auch viele führende West-Intellektuelle – das darf man eben nicht vergessen – sahen damals im Sozialismus die gerechtere, friedfertigere Alternative, – das System des Ostens als das bessere Deutschland.«

»Das kann ich bestätigen«, fiel Tuomas Poursiainen lebhaft ein, »ich erinnere mich an meine Studienzeit in West-Berlin, da war fast jeder links und sofort bereit seinen Sozialismus zu errichten. Alles für Alle! – stammt aus dieser Zeit und meinte, mit einer Umverteilung von den Geldsäcken zu den Hedonisten und Ideologen, alle Probleme dieser Welt lösen zu können.

West-Berlin war ja ein Zufluchtsort für System-Verweigerer aller Couleur, die aber mit Sozialismus vor allem die einfachen, traumhaft subventionierten studentischen Lebensbedingungen, die Stipendien, die Buch-, Bier- und Mietpreise meinten, die sie von ihren häufigen Besuchen im Ostteil Berlins kannten.«

»Und diese Preise blieben über Jahrzehnte stabil, das weiß kaum noch einer«, warf Oie ein, »und das war damals die zweite, die subventionierte Lohntüte, die ein bescheidenes, einfaches aber gesichertes Leben und die kulturelle Teilhabe für jeden ermöglichte.«

»Den Eindruck hatte ich auch, Oie, denn als finnischer

Architekturstudent hatte ich viele Kontakte nach Ostberlin und wunderte mich auch, wie streitbar-intellektuell und gleichzeitig entspannt es da zuging, – immer gastfreundlich, liebevoll, irgendwie glücklich und ohne Zukunftsangst, hatte ich oft den Eindruck.

Wir waren auch jede Woche in irgendeinem der vielen Theater Berlins, denn das kostete bei euch nur soviel wie eine Kinokarte im Westen.«

»Entspannt. – Entspannt und gerecht war das schon, jedenfalls kann ich es für mich und meine Frau sagen, auch im späteren Vergleich mit meiner Generation in der entfernten West-Verwandtschaft«, schloss Nussbaum an – »weil die Frage, wo du noch frisches Gemüse auftreiben kannst – mal einen besonderen Käse und besseren Ungarischen Wein – ungleich weniger Probleme macht als die Frage, wie du dein Studium finanzierst oder ob du demnächst noch Arbeit hast und deine Miete zahlen kannst.«

Oie setzte da ironisch auf: »Diesen pseudointellektuellen Hintergrund der West-Revolten haben wir aber im Osten gar nicht so richtig mitbekommen, uns nur gewundert, dass die idealisierte, angeblich so kämpferische Arbeiterklasse des Westens nicht zu sehen war beim Widerstand – bei Demonstrationen und Randale gegen das kapitalistische System.

Nur Hippies und Gammler, die bei uns gleichzeitig als Zeugen für den Verfall der dekadenten westlichen Kultur herhalten mussten.«

Nussbaum konnte sich da den Spott über die

verschrobenen deutschen Verhältnisse nicht verkneifen: »Paradies. – Uns wurde, quasi als Wegbeschreibung ins künftige Arbeiter- und Bauern-Paradies, von den Funktionären verkündet, dass nach Marx, der Sozialismus durch die höhere Produktivität der Sieger der Geschichte sein werde. – So war das doch, Oie?«

»Ja, damals waren die Rückstände in der Produktivität des Ostens gegenüber dem Westen auch noch nicht so offensichtlich. Alle in der DDR aufgewachsenen Menschen wurden deshalb zu ökonomischem und politischem Denken erzogen, so lange es nicht am System und an der Machtfrage rührte.

Die klassische Marxsche Kritik der Politischen Ökonomie des Kapitalismus gehörte zum mantraartigen Unterrichtsstoff, in den Schulen und an allen Hochschulen, weil man glaubte, durch dessen Bloßstellung, eine wachsende Motivation zur Bejahung des realen Sozialismus zu erreichen.

Mit wachsendem Widerspruch zwischen ideologischen Phrasen und Realität in der Produktivitäts-Entwicklung, die jeder an dem was in der Produktion und Privat-Sphäre da war, oder eben mal wieder nicht da war, nachvollziehen konnte, wurde diese politische Erziehung jedoch zum Bumerang – erlaubte sie doch auch den einfachen Menschen die wirtschaftliche Unterlegenheit dieses realsozialistischen Systems logisch abzuleiten.

Es waren die medialen Bilder der Qualität in der Produktion des Westens, vom sichtbaren Wohlstand der

breiten Massen, die letztendlich den Ausschlag gaben und viele Bürger zweifeln ließen.

Das habe ich durch meine Arbeit als Gestalter an der produzierenden Basis und in den betrieblichen Entwicklungsbüros fast täglich in irgendeiner Form gehört. Aber niemand konnte dieses ideologisch zentrierte, ineffiziente Wirtschaftssystem der Besatzungsmacht ändern – es war tabu.«

»Das klingt irgendwie aussichtslos, und erklärt vieles in der Entwicklung, was ich damals aus dem Westen Berlins sehen konnte, aber nicht verstand. Wie hast du persönlich darauf reagiert? Wenn ich dich so sehe, Oie, kompetent – froh und halbwegs gesund – hast du ja trotzdem was erreicht«, versuchte Tuomas die Auskunftsfreudigkeit weiter zu heben.

»Wir waren bescheiden erzogen, jung und verliebt, Tuomas – daraus wuchsen Flügel. Erfolgreich war ich unter diesen verschrobenen Verhältnissen auch, kann ich sagen, weil ich als Freiberufler die Lücken und Spielräume der Planwirtschaft mit Eigeninitiative ausfüllen konnte. Das waren aber glückliche Umstände, denn eigentlich – so ging ein Witz – war Eigeninitiative der natürliche Feind der Planwirtschaft.«

»Bürger. – Das waren wirklich Ausnahmen, Tuomas, denn der einfache, fest angestellte DDR-Bürger machte Dienst nach Vorschrift, richtete sich im Mangel der Grundversorgung ein, kultivierte seine Fähigkeiten und sah zu, dass die individuelle Entwicklung in allen Facetten

vorangeht, aber nirgendwo aneckt.

Alles unter dem Motto, was nicht verboten ist und meinem Nächsten nicht schadet, ist erlaubt – vor allem und ausgiebig im Privaten.

Privat geht vor Export war damals oft Praxis und eine häufig gehörte Redewendung. Das war die Hohe Schule, unter den Bedingungen des gefühlten Lagers - deshalb fanden wir ja auch den Begriff Sozialistisches-Lager so bezeichnend.«

»Saukomisch aber nicht wirklich lustig und irgendwie entlarvend, in seiner Ambivalenz«, lachte Oie auf: »Denn zu so einem Lager gehörten die Kapos und die Wächter, die nur darauf lauerten, dass einer gegen ihre Regeln verstieß oder dem Lagerzaun zu nahekam.

Die Mehrheit der Bürger, ehrlich, fleißig, pragmatisch und mit Familiensinn tat ihnen den Gefallen nicht. Denn das Schlimmste am Lager sind diese Wärter – die Herrschaft des Blöden. Man war einzeln und im Schwarm viel zu intelligent, um diesen Leuten ins offene Messer zu laufen. Siehst du das auch so Samuel?«

»Geduld. – Ja, natürlich, das sagt viel über die Geduld der Menschen bis zuletzt, aber auch über den hemmungslosen Sturm auf den Lagerzaun – beim Mauerfall – als die Schutzmacht des Lagers seine Auflösung beschlossen hatte und die Kapo-Bonzen in ihrem ideologiezentrierten Durchhaltewahn zu blöd waren, sich weigerten, die Ursachen zu sehen und die Konsequenzen zu begreifen.

Die Pharisäer der Nachwendezeit denunzierten diese

Geduld der Mehrheit des Volkes im Kalten Krieg, dieses angepasste, einfache, konsequent menschliche Verhalten, unter amoralischem politischem Druck, als Mitläufertum und vergessen, dass wir dieser selbstlosen Duldsamkeit den Frieden, die Verhinderung eines letzten, vernichtenden Krieges in Deutschland und Europa verdanken.

Vor allem deshalb waren viele in den fachlichen Eliten des Ostens, von der dann folgenden, fremdbestimmten, denunziatorischen Art und Weise der Nachwende-Politik hilflos gekränkt. Alles im fachlichen und persönlichen Leben der Ossis stand auf einmal unter Generalverdacht.«

»Eine typisch menschliche Schwäche«, bestätigte Tuomas, indem er aufstand, und begann ein Schwedenfeuer auf dem hohen, geklüfteten Keramiksockel der Feuerstelle zu entzünden: »Das Verhalten anderer abzuwerten, um sich selber als Sieger zu kaprizieren und ins bessere Licht zu stellen, ohne nach den konkreten Bedingungen zu fragen, die allem vorausgingen – unter denen die Menschen ja leben mussten.«

»Akten. – Sehr richtig«, warf Nussbaum im aufflackernden Licht mürrisch ein: »Heute versucht man mit den Akten von Parteischranzen und Stasileuten von roten Rechthabern, Inquisitoren und Wärtern, nachträglich ein Zerrbild zu zeichnen, das in keiner Weise der Realität entspricht, denn das Leben der Bürger war – wie überall auf der Welt im Frieden – anständig, fleißig, bescheiden und mehr auf das Gemeinwohl gerichtet, als es heute der Fall ist, – ich jedenfalls nehme das für mich und meine Nächsten in

Anspruch.

Pervers. – Pervers dabei ist: Zum ersten Mal in der Geschichte sollen diese Aufzeichnungen der Mächtigen, der Aufpasser und Wärter über das Leben, zeigen, dass Menschen angeblich falsch gelebt haben. Vor allem um Leben in schwierigen Zeiten pauschal-denunzierend unter Generalverdacht zu stellen.«

»Irgendwie ist das eine absurde, sezierende Zoo-Perspektive«, setzte Oie nach, »so als würde ein Zoologe die wunderbare Fauna dieser Welt anhand von Dokumenten der Zoo-Wärter beschreiben, die ihreTiere nur danach einteilen, wie brav sie sich unterwerfen, ohne zur Kenntnis zu nehmen, was wirklich in ihnen vorgeht, wie sie leben müssen, in ihrem Käfig oder Freiluftgehege – je nach Perspektive und mentaler Disposition.«

»Kron-Zeugnisse. – Diese verschrobenen Aufzeichnungen sind jetzt so was wie Kron-Zeugnisse eines neuen Gewerbes. Eine ganze Behörde und dieses florierende Betroffenheitsgewerbe in Deutschland pflegen da Froschperspektiven mit Scheuklappen.

Sie dominieren den gesellschaftlichen Diskurs in den Medien auf penetrante Weise und ziehen ihn manipulierend unter einen Beton-Deckel von Halbwahrheiten, der alles erstickt.

Geschichtsbild. – Das ist für die Entwicklung eines objektiven Geschichtsbildes tödlich falsch, denn die Mehrheit der Bürger, der verantwortlichen fachlichen Leiter, alle gebildeten und bodenständigen Menschen waren

einfach nur gutwillig und bemüht, für diese damals verkündeten, humanistischen Ziele einer gerechteren Gesellschaft, in dem von den Besatzungsmächten gesetzten ehernen Rahmen.

Das war so und das konnte gar nicht anders sein, weil das in der Natur einfacher und guter Menschen liegt, denke ich.«

»Ich kenne viele Beispiele für diesen ostdeutschen humanistischen Pragmatismus«, schloss Oie an, »wo Menschen geholfen wurde, unter den Bedingungen eines ideologisch und faktisch besetzten Landes – trotz der Kontrolle von Partei-Schranzen. Ohne Getöse und ohne eine Rückversicherung durch die Kirchen oder die bundesrepublikanische Botschaft.«

»Was ist mit dieser Behörde bei euch, die das aufarbeiten soll?«, fragte Poursiainen skeptisch. »Bei uns in Finnland zweifelt man an solchen Methoden – denn man fürchtet eine gesellschaftliche Spaltung.«

»Zu Recht«, murrte Oie.

»Mit Recht«, echote Nussbaum: »Empörungsgewerbe. – Vorbildliche Behörde ist sie nur im Medienhype eines Empörungsgewerbes, wo nur eine schlechte Nachricht eine profitable gute Nachricht ist – und wo alle skandalisierend voneinander abschreiben.

In den Augen der meisten Westdeutschen jedoch ist sie überflüssiges Polit-Theater und Verschwendung von Steuergeldern. In den Augen fast aller ostdeutschen Leistungsträger ein diffuses Instrument von verkappter

politischer Justiz, wobei man an die offen proklamierte Klassen-Justiz der Kommunisten erinnert wird – denn ohne Beweisaufnahme steht das Urteil von vorneherein fest.

Böse. – Das gibt sich historisch-wissenschaftlich, sucht aber nur immer nach Belegen, das alles böse war.

Der plakative Wahnsinnsspruch dieser Kaste nach Kadavern stöbernden Polit-Hyänen ist: Es gibt kein richtiges Leben im falschen. – Wenn das zuträfe, wären auch alle menschlich berührenden Geschichten, aus Gefangenschaft und Widerstand, gegen welch unmenschliche Regime auch immer, obsolet. Dann wäre die Hälfte der Weltliteratur als fatale, wirklichkeitsfremde, heroisierende Schönfärberei abzutun.

Maßstab. – Wie gesagt: Zeugnisse und Maßstab sind die Aufzeichnungen, die Akten der Wärter und Kapos, die oft arme Schweine waren, die ja auch unter äußerer und innerer Besatzung standen – besonders aber die diffuse Selbstbeweihräucherung einer neuen Opfer-Kaste. So die Chefin dieser Behörde, sie unterstellt allen niedere Motive, die mit denen und dem System zusammen gearbeitet haben. Ausgebildete Katechetin der Protestantischen Kirche, mit regelmäßigen Trost-Paketen der Westkirchen, hat sie das Gute im Menschen der damaligen Zeit nur vor Augen, wenn jemand widerstanden hat, nach ihrem privilegiert-einfältigen, abgesicherten Strickmuster einer kirchlichen Angestellten, der im Ernstfall nichts passieren konnte.«

Tuomas bat um eine kurze Pause, ging ins Haus und kam mit Nachschub an Bier wieder.

Nachtfalter schwirrten wie Miniatur-Jagdflugzeuge im Luftkampf und schossen – wie ein Abbild ihrer streitbaren Gedanken – mit waghalsigen Manövern um den nunmehr voll entflammten Feuer-Block.

Die Männer schauten fasziniert auf die elegant-hektischen Flatterflieger und tranken, bis Oie den Faden des Gespräches wieder aufnahm: »Das Gute im Menschen, das Samuel gerade angesprochen hat, ist, so glaube ich, immer dann besonders sichtbar, wenn es darum geht, sich einzumischen, um Schlimmes abzuwenden, um die Verhältnisse von systembedingtem Schwachsinn auszubremsen und das Leben, für Mitmenschen, und im konkreten Fall, erträglicher zu machen.

Folgenabschätzung und Einmischung im mitmenschlichen Sinne war damals gefordert, von jedem, der Verantwortung trug, denn unterlassene Hilfeleistung ist ein schwerwiegendes, menschenunwürdiges Verhalten.

Man konnte aber nur helfen, unter den konkreten Bedingungen der besetzten DDR, wenn man sich in das System zu den Bedingungen des Lagers eingemischt hat. Offen oder konspirativ – oder kooperativ, wenn es sein musste. Differenziert eben – nach Sachlage. Dem Löwen ins Maul greifen, dazu brauchte es einen anderen Mut, brauchte es mehr Mut, als zur Provokation nach dem Muster der innerlich emigrierten und schon nach Westen, auf Ausreise oder Abschiebung schielenden, so genannten Dissidenten.«

»Bewerten. – Da muss man sich heute schon die Mühe machen, die Dinge ganz konkret anzuschauen, um sie differenziert bewerten zukönnen«, setzte Nussbaum sichtlich unwirsch hinzu. »Solange gilt die Unschuldsvermutung. Alles andere ist eines Rechtsstaates unwürdig.

Dieser Behörde aber geht es nicht um die ganze Komplexität der Wahrheit im historischen Sinne. Es geht denen darum, Vorurteile zu bestätigen, und auch darum, daraus für sich selbst eine Existenzberechtigung mit Pensionsanspruch abzuleiten – wie der Bonzenstaat und die Stasi halt, nur technisch perfekter. Mit dem alten Slogan des DDR-Partei-Apparates: Sicher, warm und trocken!

Negativauslese. – Es war und sind doch nur schwache Menschen, Negativauslese im alten Apparat und heute. Die Eine historische Wahrheit kann so eine Behörde niemals finden, das kann keine Behörde leisten, weil man Millionen Leben nicht behördlich bewerten kann. Nur Selbstgerechtigkeit ist möglich, wenn Opfer zu Gericht sitzen.

Rachefeldzüge. – Vorchristliche Rachefeldzüge sind dann zwangsläufig die Folge.«

»Das kenne ich noch aus meiner Zeit in West-Berlin«, schnaufte Poursiainen. »Es ist aber eine typisch deutsche Krankheit und eine Folge von Krieg und Chaos, denke ich. Diese Selbstzerfleischung, angeführt von einigen profilneurotischen Intellektuellen und selektiv denunzierenden Historikern, die man da so beobachten, und

eigentlichnur als psychisch gestört bewerten kann.

Wenn man jedoch jetzt geschichtlich rekapituliert, wie sehr beide deutsche Staaten Instrumente der Besatzungs-Mächte im KaltenKrieg waren, so wäre mit der Deutschen Einheit die Versöhnung – und nur die Versöhnung – das Gebot der Stunde gewesen. Stattdessen hat man es, wie ihr beschreibt, zugelassen, dass Betroffene, über ihre persönlichen Erlebnisse hinaus, Rachefeldzüge anzetteln und zu Gericht sitzen.

Schon die alten Griechen wussten um das Problem und pflegten zur Heilung solcher Ereignisse eine Kultur des Vergessens – um nicht immer wieder in den neurotisierenden Kreislauf von Rache und Vergeltung zu geraten.

Was ist denn, frage ich euch, von einer Geschichtswissenschaft zu halten, die nur Schuldkult betreibt? Diese hyper-moralische Sichtweise hat mit Wissenschaft nichts mehr zu tun, denn Schuld und Sühne sind keine wissenschaftlichen Kategorien, sondern höchst subjektiv. Wissenschaft heißt doch Forschung nach Ursache und Wirkung, am Ende stehen Fakt und Begründung – oder eben nichts.«

»Versteht mal«, versuchte Hermannis eine Quintessenz, »diese inhumane Art von Geschichts-Bewirtschaftung ist eine hervorragende Grundlage für absichtsvolle Aufrechnungen – vor allem um die Dynamik von Schuld und Rache am Leben zu halten.

Erpressungen und künftige Kriege finden da Nahrung

und Anlass – damit haben alle Balten jede Menge schrecklicher Erfahrungen gemacht.«

»Wie wahr«, bestätigte Poursiainen, »da liegen die Stärke und die Schwäche der Christlichen Botschaft – der Bergpredigt – zugleich, wenn sie versucht, diesen Kreislauf zu durchbrechen. Die Aufklärung, die Erklärung der Menschenrechte und die Charta der Vereinten Nationen beruhen auf den Grundsätzen der Bergpredigt, der Liebe, der Gleichheit aller Menschen vor Gott und dem Verzicht auf Rache und Gewalt. Nur sehen es die Feinde dieser Haltung, die Fundamentalisten jeder Couleur, die Herren des Geldes und die Herrscher der Militärisch-industriellen Komplexe nicht so. Sie legen den Verzicht auf Gewalt absichtsvoll als Schwäche aus, und spinnen ihre intriganten Netze von Krieg und Zerstörung als Profitquell weiter.

Diese archaisch-hinterwäldlerischen, vorchristlichen Kategorien von Gewalt und Rache, das sich über anderen Wähnen, ist das Grundübel, – das im Übrigen auch die linken Faschisten seit Lenin umtreibt.«

»Gehst du da nicht ein bisschen zu weit«, stöhnte der einen frechen Nachtfalter mit der Hand abwehrende Hermannis, »gehst du da nicht zu weit mit deinem Denkmalsturz?«

»Nicht wenn ich die Fakten betrachte, bei allen revolutionären Sprüchen von einer fortschrittlicheren, menschlicheren Gesellschaft, denn unter einer humanistisch gefärbten Propagandablase agierte das System im Endeffekt wie eine Mafia«, wurde Tuomas leidenschaftlich. »Heute

weiß man, der Stalinismus war ein System permanenten, ideologisch zentrierten Drucks. Er gipfelte in Gewalt-Exzessen gegen jeden Andersdenkenden und vermeintlichen Abweichler. Auf höchster Ebene und in der Folge, als Methode der Herrschaft, bis ins letzte pervertierte Glied.

Alexandr Jakowlew, der Spiritus Rector der Perestroika, hat deshalb schon in den Achtzigerjahren, in einer Bilanz des Systems, die Sowjetunion als größten Friedhof der Menschheitsgeschichte bezeichnet.

Viele Exzesse der braunen Faschisten findest du im Vorgriff bei den Roten Faschisten. Die linken Klassenmorde des zwanzigsten Jahrhunderts von Lenin über Stalin, bis Mao und Pol Pot entsprangen dem selben Geist.

Diese Schwelle des Menschlichen, im Namen einer Ideologie, wurde in der Neuzeit erstmals unter den Bolschewiken eingerissen. Der braune Faschismus war dann in Methoden und Verheerungen die unerreichte Perfektion menschenverachtender Ideologie. Wen hat aber schon das bolschewistische System nicht alles umbringen lassen, in seinem revolutionären Wahn. Bürgerliche, Akademiker, Offiziere, Christen, Bauern, aufsässige Minderheiten – zu Hunderttausenden und Millionen.

Das war doch wohl geplanter Klassenmord, wie es Historiker sehen, – und also faschistoid. Auch jede Menge Polen, Letten und Finnen sind diesem perversen Wahn von Macht und Herrschaft zum Opfer gefallen. Leute wie du und ich. Väter, Mütter, Kinder, – Verwandte, Kollegen und Freunde. Da ist es nur eine Frage der Zeit, bis die ganze

Wahrheit ans Licht kommt. Bei uns in Finnland sagt man: Die Lüge reitet, die Wahrheit schreitet, – kommt aber doch zur rechten Zeit an.«

»Faschismus. – Ja, die jüngere Geschichte will uns weismachen, der Faschismus wäre überwunden«, warf Nussbaum ein. »Aber er ist jederzeit, überall auf der Welt wieder möglich und immer das ideologisch verbrämte, finale Instrument der Mächtigen gegenüber Minderheiten oder politisch paralysierten Völkern.

Er resultiert aus einem Totalitarismus in der Politik, aber auch in Religionen – und blitzte, wie Wetterleuchten, in den Horror-Nachrichten der Nachkriegszeit regelmäßig auf. Korea, Vietnam, der Nahe Osten, Afghanistan, Afrika, Amerika – und auch Europa, wenn ich an den absichtsvoll torpedierten Vielvölker-Staat Jugoslawien denke, denn dessen Exzesse tragen eindeutig faschistoide Züge«

Erschöpftes, betroffenes Schweigen lag dann in der Runde, denn diese klare, ernüchternde Bilanz eines Europäischen Jahrhunderts gewaltsamer Umbrüche sprengte irgendwie das Fassbare.

Wie betäubt hingen die Männer in den Sesseln, das Schwedenfeuer war ausgebrannt, die brummenden Falter-Staffeln ermüdet fortgeflattert und Tuomas klopfte an seine Bierflasche: »Aber Jungens, nun verfallt nicht in Trübsal und trinkt aus. – Wir haben morgen einiges vor, denn irgendwie ahne ich auch für unser Gespräch in Petersburg, bei

Professor Kusnezow, ernüchternde Einblicke in die Abgründe eines implodierten Imperium.«

Mit dem nachhallenden Anflug menschlicher Gewissheit, in ihrer Suche nach Hintergründen, und dem gemeinsamen Verständnis der jüngeren Geschichte gingen sie zur Ruhe.

26 Sankt Petersburg

Am Morgen stand pünktlich ein schwarzer Benz vor Poursiainens Tür. Sie sahen es aus dem Küchenfenster, beim Frühstück. Der Chauffeur klingelte, übergab Tuomas den Schlüssel und verschwand mit einem wartenden Wagen.

Hermannis sollte noch schnell zum Fähranleger nach Tallin gebracht werden, der sich an der anderen Seite der Bucht des Hafens befand – also fuhren sie dorthin. Aus Tallin wollte er sich von einem Auto seines Büros abholen lassen. Noch am Abend war besprochen worden, dass es besser für ihn sei, zurückzufahren – nach den sicher Wellen schlagenden, wüsten Ereignissen an seinem Landsitz, aber auch, um einen möglichen Rückzug für die Freunde vorzubereiten.

Als sie am Anleger ausstiegen, um ihn zu verabschieden, fassten sie noch einmal ihre Optionen zusammen. Erste Rückzugsvariante, alls es in Russland Probleme geben sollte, blieb das Schiff, dass ein paar Tage im Hafen von Helsinki in Bereitschaft liegen sollte. Zweite Variante könnte der Leichenwagen eines Freundes von Hermannis aus Riga sein, der regelmäßig Überführungen zwischen Lettland und Russland durchführte.

»So oder so«, frotzelte Hermannis. »Es ist in jedem Fall ein standesgemäßer Transport.«

Sie lachten, aber man merkte Nussbaum an, dass er derartige Scherze nicht mochte.

»Kiste. – Wie soll das denn gehen – doch nicht in so einer Kiste?«, war er misstrauisch und auch die großen Stirnfalten in Poursiainens Gesicht formten sich in Richtung Fragezeichen.

»Das sind gut gepolsterte Aluminium-Spezialbehälter, damit haben wir schon viele heikle Transporte in den letzten Jahren durchgezogen. Wodka, Elektronik, Antiquitäten aus dem Familiennachlass. Welcher Zöllner will schon in Särge schauen, wenn sie ordentlich deklariert sind?

Außerdem ist das jenseits der Weichsel nur eine Frage des Preises.

Ihr ruft also für den Fall einer notwendigen, schnellen und diskreten Ausreise aus Russland, das Beerdigungsinstitut meines Freundes in Riga an und bestellt eine Überführung. Kennwort: Die russische Lieblingsoma möchte bei ihren Kindern in Riga beerdigt sein. Natürlich stilvoll, denn der Inlands-Geheimdienst hört Telefonate mit. Dann kommt mein Freund Jänis Ozols mit seinem Spezial-Transporter zur verabredeten Adresse, – am besten die Leichenhalle einer Kirche oder eines Klosters, damit der Hintergrund stimmt. Hier sind zwei Nummern, über die er zu erreichen ist.«

Herzlich und mit etwas Wehmut, auf einen Mitstreiter wie Hermannis verzichten zu müssen, verabschiedete sich die gemischte Truppe alter Silberrücken. Alle in dem guten Gefühl, wichtige Fakten im Puzzle zu den Hintergründen der Auflösung des großen Ost-Imperiums erkundet zu haben, und dabei noch Herr des Verfahrens zu sein, – so erschien es

ihnen jedenfalls.

Gegen acht Uhr fuhren Poursiainen, Oie und Nussbaum auf die Autobahn nach Sankt Petersburg. An der Grenze war nicht viel los und die Diensthabenden grüßten Tuomas, oder sein Auto, oder beide – man kannte sich.

Nachdem der Grenz-Offizier im Häuschen ihre Pässe entgegengenommen und unter dem Tresen in den Scanner geschoben hatte, war allerdings Spannung aufgekommen. Alte Schule, wie der offensichtlich war, hatte er anschließend ihre Pässe Seite für Seite gegen das Sonnenlicht gehalten, so als ob er röche, dass es perfekte Fälschungen sind.

Aber die Visa waren ja echt und so besprach er Professor Poursiainen dann wie einen alten Bekannten.

Wohl auch deshalb, wie Tuomas hinter der Grenze erklärte, weil eine Zehn-Dollar-Note in seinem Pass lag, die ihn zum Privatpatienten mit Vorzugsbehandlung beförderte.

»So war es und so wird es immer sein«, lächelte Poursiainen. »Noch ist offensichtlich nichts von euren lettischen Kapriolen durchgedrungen. Das ist normal, denn es dauert im Osten immer ein Weilchen länger und eine Fahndung hat es außerhalb der EU schwer, wahrgenommen zu werden. Zu viele Instanzen, zu viele Wichtigtuer.«

»Gott sei Dank ist das so!«, brummte Oie nachdenklich. »Das kann sich aber jeden Tag ändern, wir sollten auf der Hut sein.«

Nach dreistündiger Fahrt und dem Verlassen der Autobahn gelangten sie unter einer gleißenden, schwülen

Mittags-Sonne in die modernistischen Steingebirge der Vororte Sankt Petersburgs. Im zäh zuckelnden Verkehr der breiten Allee dehnte sich die Zeit – aber dann trat plötzlich die alte Residenzstadt imposant ins Bild.

Sie sogen es ein, dieses Architektur-Panorama und die barocke Pracht jeder sich neu entfaltende Perspektive: Gebaute Schönheit, sich entfaltend zum Zentrum, in einer ästhetischen Geschlossenheit, die auch bauliche Untaten im Detail und noch sichtbare Vernachlässigungen der letzten achtzig Jahre, nichts anhaben konnten.

Über eine prächtige Brücke der breit fließenden Newa fuhren sie dann quer über Inseln und Kanäle, auf Umwegen, durch schmale Straßen mit herrlichen Bürgerhäusern.

Tuomas Poursiainen – ganz Architekt – schwärmte von diesem planvollen Auszug europäischer Baukultur, dass der Kunstsinn und die unerschütterlichen Maßstäbe weniger Baumeister zu dieser Pracht geführt hatten: »Was dagegen planen wir heute? Wir gestalten nicht mehr aus einem kulturellen Anspruch heraus, in der Tradition der Besten unseres Kulturkreises, sondern aus der Eitelkeit und dem Protz des Geldes und seiner Bauzirkus-Paladine.

Diese gesichtslose Moderne erhält, wie man hören kann, neuerdings sogar philosophischen Flankenschutz: Der mobile, allzeit verfügbare Weltbürger – der Diener der Finanz-Industrie – muss sich überall, wo das große Geld ihn hinstellt, gleich befinden und leben können, sagen diese Auguren. Eines dieser Beispiele, dass ich vor einiger Zeit, mit einer Delegation finnischer Architekten bereiste, ist die

Hamburger Hafen-City. Aufgeblasene Rendite-Architektur wird da zum Mahnmal einer kulturellen Endzeit.

Denkst du dir die Hafenbecken weg, bleiben kalte, ortlose Architektur-Monster, ohne Poesie und kulturellen Bezug zu ihrer Region – ohne menschliches Maß und Gesicht.

Figur um der Figur willen, die selbst einfachste Spielregeln im Zusammenleben von Mensch und Natur ignorieren zu können glaubt, denn ich sah aus einem Appartement die Spinnen-Invasion an den Glasfassaden der Gebäude, deren mit toten Insekten durchwirkter, schimmliger Spinnweb-Pelz wie ein Vorbote heraufziehenden Bürger-Horrors erscheint.

Höhepunkt in diesem Gebäudezirkus ist dabei für mich ein neuer Turmbau zu Babel – jetzt ein Turmbau zu Hamburg – die Elb-Philharmonie.«

»Wie das?«, lockte Nussbaum lächelnd erwartungsvoll.

»Was ich jedenfalls bei der Besichtigung aus den Planungs- und Baubüros hörte, gleicht diesem Menetekel. Dort herrscht zwar keine Babylonische-Sprach-Verwirrung, aber eine profitzentrierte Rechts-Verwirrung sondergleichen, denn hinter jedem Akteur steht gefühlt ein Anwalt, der nach der Schuld der anderen zur eigenen Profitmehrung sucht.

Dieses Projekt, so glaube ich, wird das Verhältnis zum sparsamen, fleißigen Bürger der Stadt – dem Steuerzahler, der für eine Verzehnfachung der Baukosten aufkommen muss - für alle Zeiten ruinieren.

Einstmals in der Geschichte wird die Hafen-City die

Seucheninsel der Zeremonienmeister des Kapitals sein. Ein Menetekel für die Spaltung und den Zerfall der Gesellschaft in die Herrscher und die Sklaven des Kapitals.«

»Sehr treffend und provokativ deine Sicht, Tuomas. Es war und ist doch immer eine Frage der menschlichen, kulturell-ästhetischen Maßstäbe, aus denen Anspruch und Haltung erwachsen«, gab sich Oie überzeugt, »in allen Künsten. Deshalb entsteht auch keine Baukunst mehr, über die es sich zu reden lohnt. Bauen ohne verwurzelten kulturellen Anspruch ergibt nur Umbauten Raum – niemals Architektur.

Bauplanung an sich ist schon der verräterische Begriff, denn die Rendite-Planung, die davon ausgeht, dass alle kulturell verwurzelte Schönheit eine kostenträchtige Zutat ist, hat sich erstickend über alle Baukunst gestülpt, – darüber sprachen wir ja schon gestern.

Dabei ist die Schönheit alles Natürlichen in unserer Welt der Beweis für das Gegenteil, – denn es ist evolutionär befeuerte Effizienz. Schon die alten Griechen, deren Baustatik noch empirisch, ohne Berechnungen, auskommen musste, sagten: Was gut aussieht, hält auch.

Das gilt im übertragenen Sinne vor allem ästhetisch und meint die eigentümliche Beständigkeit vor der regionalen Baugeschichte.

Kulturelle Nachhaltigkeit, aus der Heimatverbundenheit, ist doch für uns als sinnlich dominierte Naturwesen entscheidend, sollen künftige Generationen nicht zivilisatorischen Neurosen zum Opfer fallen.«

»Ja, das ist es, da liegt das Problem: Weiter vorn rechts werden wir gleich ein altes, barockes Palais sehen, geschunden durch Belagerung, Krieg und Vernachlässigung – dann völlig entkernt. Das wird original wiedererrichtet, und die Bürger tragen das mit, obwohl es viele großartige Bauten aus dieser Zeit in der Stadt gibt.

Da lässt man auch nur ausgewiesene erstklassige Restauratoren ran. Ich kenne die Architekten, auch die ausführenden Firmen und sage das, weil ich da, auf der erwähnten Architektur-Reise nach Deutschland, im Angesicht des Neue Museum, auf der Museumsinsel in Berlin, so erschüttert war – davon, was nach dem schönfärbenden, sogenannten Konzept der ergänzenden Wiederherstellung noch übrig ist vom Geist August Stülers, auch wenn uns der Museumsführer da Kaisers neue Kleider wortreich vortanzte.«

»Sammlungen. – Was hat dich da so erschüttert, ich kenne die großartigen Sammlungen, obwohl ich vom architektonischen Hintergrund wenig weiß«, merkte Nussbaum auf.

»Der Friedrich August Stüler war – wie unser Architekt Engel in Helsinki – ein Schüler Schinkels und hat in seiner Zeit dieses einzigartige, richtungweisende Museum errichtet – und hat dafür die bedeutendsten Künstler, Wissenschaftler und Techniker seiner Zeit eingespannt. Ein Gesamtkunstwerk höchster Güte, wie man es noch in dem kleinen unzerstörten Original-Bereich um den Niobiden-Saal des Obergeschosses sehen kann.

Dieser Saal wird auf einmal zum Mahnmahl für die in der Moderne verlorene poetische Qualität von Bauwerken, denn dort werden ewige Maßstäbe des Schönen sichtbar.

Aber der Rest, an dieser neuen, bejubelten Rekonstruktion, ist belanglos bis grässlich – und nur die bedeutenden Sammlungen des Museums lenken davon ab.«

»Gestalterisch verstehe ich dich, Tuomas, worin liegt für dich das Problem?«, suchte Oie nach einer sein Gefühl bestätigenden, intellektuell fassbaren Begründung.

»Die Schuld liegt, glaube ich, schon bei den von der geistlosen Moderne ideologisierten politischen Auftraggebern.

Die intellektuelle Fehlleistung dieser Auftraggeber und der darauf aufsetzende, sinnliche Blindflug des Architekten Chipperfield, zeigen sich in dieser hochgejubelten Trümmer-Ästhetik des Neuen Museums exemplarisch.

Das war ja mal ein in der Anlage und den gestalterischen Details grandioser, weltweit richtungweisender Museumsbau des neunzehnten Jahrhunderts, in der Traditionslinie der Preußischen Klassik. Der Offenbarungseid in dieser hässlichen Rekonstruktion zeigt sich jetzt vor allem da, wo die Räume in Würde den Exponaten der einmaligen Sammlungen dienen sollen – mit ihnen auf Augenhöhe korrespondieren müssen.

Da zeigt sich, dass es Architekt Stüler mit seiner Gesamtgestaltung, wo er noch wirkt, vermag – Chipperfield nicht. Menschen als Kulturbürger sind empfindsam für die Maßstäbe des Würdigen, Ausgewogenen, Angemessenen –

für die Hochämter der Ikonen des Schönen und der überlieferten Kulturen – Menschen sind keine Trümmer-Molche.«

»Das empfinde ich auch so, Tuomas, zumal ich als Vorstand und Gestalter im Künstlerverband dabei war, als im September vor der Wende, der Grundstein für eine originalgetreue Rekonstruktion gelegt wurde. Die erste Garde der Restauratoren der DDR, die ja schon so bedeutende Bauwerke wie die Semperoper in Dresden und das Schauspielhaus im Bauensemble am Gendarmenmarkt, in Berlin, perfekt rekonstruiert hatten, stand dafür bereit.

Es existierte bereits eine vollständige Dokumentation, mit vielen Originalstücken, wie die Riesen-Kartons der berühmten Wandfresken von Kaulbach, in diesem kulturgeschichtlich bedeutenden Treppenhaus, dessen profane Bunker-Ästhetik jetzt besonders geistlos und brutal daherkommt.«

»Nicht fertig geworden. – Der Volksmund spottet beim Anblick desTreppenhauses«, warf Samuel belustigt ein, »nicht fertig geworden, – das trifft es.«

»Warum wurde dann nicht rekonstruiert nach alten Plänen, wenn das so weit vorbereitet war, und du da zu den Eingeweihten gehörtest, Oie?«

»Ganz einfach: Die neuen kulturellen Besatzer, von der Moderne verblödet, und ihre willfährigen Handlanger waren dagegen und haben es sofort torpediert. Die erklärten nach der Wende erstmal alles für obsolet, was auf dem Kultur-Verständnis der Ost-Deutschen basierte – also vor allem auf

den noch vorhandenen Maßstäben des klassischen Erbes in der Gestaltung.

Diese Maßstäbe waren den Apologeten der Möchtegern-Moderne ein Gräuel, wird an ihnen im Vergleich – wie im Niobiden-Saal zu sehen – doch regelmäßig und im Detail ihre gestalterische Impotenz sichtbar.

Auch die Ideologen des Betroffenheitsgewerbes beklatschen das Konservieren barbarischer Spuren des Krieges durch Chipperfield, denn der Kampf gegen alles Schöne, Große und Erhabene in der deutschen Kultur-Geschichte ist der Nährboden für die absichtsvolle kulturelle Entwurzelung und ihre Züchtungen von Selbsthass, der täglich neue, bizarre Eskapaden zeitigt.«

Der Finne verkniff da, wie zielend, die Augen: »Für mich hat der Brite Chipperfield da ganz stilsicher so etwas von der Kultur- und Menschenverachtung des berüchtigten Bomber-Harris in Stein gegossen, – entlarvend aber tragisch, wie oft in der Moderne, denn seine Trümmermolch-Fantasien arbeiten sich am falschen Bauwerk ab. Mit so einer Haltung sollte man nur gesprengte Kriegs-Bunker bearbeiten.«

»Und was, Tuomas, habt ihr kessen finnischen Architekten über die Fassaden-Rekonstruktion des Hohenzollern-Schlosses in Berlin zu vermelden«, lächelte Nussbaum erwartungsvoll, während sie, mit respektvoll-leuchtenden Blicken, an der gerade abgerüsteten, frischen, russischblau abgesetzten Sandstein-Fassade des angekündigten Barocke-Palais vorbei fuhren.

»Sehr streitbar, aber im Ergebnis eindeutig, was uns da gezeigt wurde – auch von der breiten Diskussion darüber in der Stadt, denn das Schloss war einmal eines der bedeutendsten Barock-Bauwerke nördlich der Alpen. Diese Stadtschloss-Diskussion ist ein Beweis für die noch immer starke Verwurzelung der Bevölkerung und eines Teiles ihrer kulturellen Eliten in der deutschen Kultur – und besonders für ihre ästhetische Urteilsfähigkeit über das Schöne, das Eigentümliche und das Gültige.

Alle kulturell Sensiblen werden es lieben, wenn es einst vollendet ist. Der Sieg der Schlüterschen, historischen Fassade ist natürlich auch dem katastrophalen Mangel an verwurzelter Gegenwartsarchitektur geschuldet. Da helfen auch keine großen Wettbewerbe, unter gleichermaßen kulturell anspruchslosen und unwilligen, eitlen Selbstdarstellern – sie bringen immer nur neue Aufgüsse gesichtsloser Beliebigkeit einer globalen Massenkultur auf Discount-Niveau hervor.

Die Qualität der Ausschreibungen und der Jurys ist da für mich immer schon der Einstieg ins Scheitern vor der Baugeschichte.«

»Aber von unverwechselbarer Handschrift ist doch die Rede, im hoch gejubelten Gebäudezirkus der Gegenwart, – ist das nichts?«, warf Oie ironisch ein.

»In der Baugeschichte, Oie, erkannte man die Handschriften der Baumeister der Region an der Haltung zur Bauaufgabe, an der Materialwahl, an der Poesie und Detailqualität – am Gesicht des Bauwerkes eben. Heute

erkennt man es – als Gebäudezirkus – nur an der immer wahnwitzigeren, kulturellen und gestalterischen Verrenkung. Aha – ein echter Eisenmann, ein echter Libeskind, echter Teherani und Chipperfield in aller Eitelkeit.

Es geht aber in Kunst und Architektur – solange diese Welt besteht – nicht um Eitelkeit, sondern um Kontinuität, um kulturelle Nachhaltigkeit, – um beständige Schönheit, um Zweckmäßigkeit und Freude für das Leben der Menschen, in ihrem kulturellen Kontext.

Da ist für mich ein Kampf der Kulturen längst überfällig, – da liegen die Maßstäbe, um die man kämpfen muss, wenn die Kunst des Gestaltens in die Mitte der Gesellschaft zurückkehren soll.

Kulturelle Maßstäbe entziehen sich der Vermassung, denn Vermassung ist ihr Tod. Universelle Maßstäbe gibt es nur in der Naturwissenschaft.«

»Maßstäbe. – Maßstabsformeln gibt es nur in den Naturwissenschaften«, bestätigte Nussbaum. »Das kann ich aus meiner Erfahrung mit der Schönheit und Hässlichkeit mathematischer Gleichungen bestätigen«, setzte er hinzu. »Es gibt viele Geschichten aus der Forschung, wo die natürliche Schönheit einer funktionellen Ordnung, einer Gleichung, eines ästhetischen, visionär-wissenschaftlichen Bildes zielführend war für das Ergebnis.

Und ebenso viele Beispiele, wo das Ungeordnet-Chaotische und Hässliche jede weitere Suche nach Lösungen sinnlos erscheinen lies. Das ist, so glaube ich, irgendwie

gesetzmäßig in der göttlichen Schönheit des Universums.

Da gibt es auch bei Einstein und Planck sehr treffende Bemerkungen, die diese Sicht, ihre Arbeitsweise – ihr für die Lösung des Problems äußerst hilfreiches, ästhetisches und bildzentriertes Denken betreffen.«

Im Fluss ihrer Gedanken, zu den sichtbaren und unsichtbaren Maßstäben des menschlichen Gestaltens in der göttlichen Natur, schauten sie gebannt auf jede neue Perspektive, die sich im durchfahrenen Straßen-Panorama Sankt-Petersburgs eröffnete. Die Szenen der vorüberfliegenden Straßen und Plätze der Stadt verdunkelten sich dabei in unwirklicher Weise, denn es gewitterte von allen Seiten.

Soeben war auf dem großen Boulevard, in den sie eingebogen, ein sommerlicher Regenguss herunter geprasselt, der alle Passanten von den gefluteten Bürgersteigen in schützende, groß-prächtige Hauseingänge flüchten ließ. Aber schon nach wenigen Minuten war alles vorbei, die blau-dunkle Wolkenbank wurde vom Gewittersturm in die Ferne gefegt und die Straßen der Stadt dampften im gleißenden Sonnenlicht wie großflächige Geysire.

Als sie am Astoria vorfuhren, geleitete man sie zuvorkommend ins Hotel. Sie hatten zwar nicht gebucht, aber Poursiainen regelte das. Dann war noch ein Zimmer frei – für ein paar Tage.

Der Chef der Rezeption erkundigte sich auf Deutsch nach ihren Plänen und empfahl seine Mitarbeiter für die

Organisation des touristischen Programms – dabei füllte er Formulare aus und legte ihre Pässe hinter sich in den Tresor.

Nussbaum wollte intervenieren, aber Tuomas legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter. Für ihre Pässe bekamen sie jeder einen Beleg, der, mit den Angaben zur Person und zum Hotel versehen, für die Dauer ihres Aufenthaltes als offizielles Dokument dienen sollte.

»Polizeistaat«, knurrte Nussbaum. »Da hat sich wirklich nichts geändert«, erinnerte sich Oie. »Das alte Misstrauen des Imperiums gegenüber den ausländischen Gesandten, wie es schon Friedrich Freiherr von Herberstein, Botschafter des Deutschen Kaisers am Zarenhof im 16. Jahrhundert, in seinem skurrilen Buch Moskowie beschrieb.«

»Gesandter, da muss ich kichern«, ätzte Nussbaum flüsternd. »Gesandter Bergwerks-Kandidat für Sibirien klingt irgendwie treffender, bei dem was wir hier gerade unternehmen.«

»Das ist doch vor allem eine verschärfte Retourkutsche, solange die EU auf Visa besteht, ganz sicher nur so lange«, versicherte Tuomas. »Das wird schon – Aikansa kutakin!«

»Was war das?«, kam von Samuel.

»Alles zu seiner Zeit heißt das, den Spruch gibt es doch auch bei euch in Deutschland.«

»Na klar, aber als Gott die Zeit schuf, hat er an die Kaste der Polit-Bürokraten nicht gedacht, glaube ich mit zunehmendem Alter, sonst wäre alles nicht so zäh«, schloss Oie.

Sie gingen hinauf in ihr Zimmer. Poursiainen erwartete derweilen in der Lobby des Hotels die Ankunft des Professors, der um diese Zeit angekündigt war.

27 Professor Kusnezow – Seismograph einer wirtschaftlichen Implosion

Als die Freunde in die Halle herunterkamen, saß da Tuomas mit einem älteren Herrn und plauderte. Näherkommend erhob sich der Finne, um sie vorzustellen.

Herr Professor Fjodor Michaijlowitsch Kusnezow hatte sich drehend, aus den Armen drückend, aus seinem Ledersessel hochgewuchtet und verzog sein Gesicht, sodass unsicher war, ob er lächelt oder Schmerzen hat.

In akzentuiertem, aber präzisem Deutsch entschuldigte er sich: »Es ist schwer für mich, aus so einem tiefen Sessel. Ich habe Probleme mit der Hüfte und brauche eigentlich eine neue. Aber in diesem Land ist nicht daran zu denken, jedenfalls nicht, bevor mein neues Buch fertig ist. Selbst die Kliniken, die dir eine neue Hüfte bauen können – wollen zuerst den Hals aufschneiden. So heißt das doch wohl auch in Deutschland?«

»Halsabschneider heißen die«, antwortete Nussbaum lachend. »Und noch zynischer, Geld regiert die Welt, auch in der Gesundheitsindustrie – der Name sagt doch alles.«

Tuomas fiel ordnend ein: »Darf ich vorstellen, Otto Baumbach, Künstler und Felix Mendel, Mathematiker aus Berlin. Die Herren sind unterwegs in Sachen Igor Iwanowitsch Antonow, wie ich schon kurz schilderte.«

»Wir sollten nicht hier reden«, gab Professor Kusnezow mit leiser Stimme zu bedenken, »es riecht hier nach Hund

und die Zakladkas, die neuesten Wanzen, hören Flöhe sprechen. – Sagt man das so auf Deutsch?«

»Flöhe husten sagt man – husten«, entgegnete Oie. »Aber wohin gehen wir?«

»Husten, das merk‘ ich mir, und wohin erkläre ich draußen«, flüsterte Kusnezow und ging voran zum Ausgang.

Vom Hotel gingen sie in Richtung der mächtigen, alles überragenden Isaac-Kathedrale, quer durch den sie umgebenden, gepflegten Grün-Rahmen.

Akademiemitglied Kusnezow war laut Internet zweiundsiebzig Jahre alt und nicht nur an der Hüfte geschädigt. Das merkte man an den vorsichtigen Bewegungen des großen, hageren Mannes, der zwischen seinen breiten Schultern zu hängen schien.

»Wie ein Marabu!«, flüsterte Oie zu Samuel, denn der Professor lief mit Tuomas einen Augenblick vor ihnen, bewegte sich aber, mit Trippelschritten, sehr vorsichtig – wie auf Glatteis.

Kusnezows Erscheinung eines würdigen Greises mit blassem, gravitätischem Gesicht, buschigen Augenbrauen, kurzem weißen Haupthaar und schlankem Spitzbart kontrastierte mit seiner heiseren, lebhaften, präzisen Diktion, die ihn schon nach kurzer Zeit zu einem eindrucksvollen Gesprächspartner machte.

»Soso, eine Liste haben sie von Igor? – Wie schön! Ich habe mir schon immer gewünscht, mehr über die Hintergründe von damals zu erfahren, denn da schwirrten so viele Gerüchte und Denunziationen nach Gorbatschows

Rücktritt.

Vor allem von Verrat und Versagen, was ich nie glauben konnte, bei dem strategischen Geist der er war – und bei seiner Intelligenz, die mich persönlich beeindruckte.

Mich interessiert sehr, wer was war, damals – wer dabei war und wer nur so tat – in der entscheidenden Zeit der Perestroika in Osteuropa. Völlig geheimnisvoll das Ganze, besonders die Wende in den Bruderländern. Und warum es am Ende so funktioniert hat, wie ich es bisher nur vermuten kann.

Auch wer da quer stand, als Gegenspieler, interessiert mich. Wer mir im Beruf als Wirtschaftswissenschaftler versuchte an der Autorität zu sägen, die vielen Stukatschi – die KGB-Spitzel – roch ich ja. Die haben alle wissenschaftlichen Fakten zum permanenten wirtschaftlichen Niedergang, die auf dem Tisch lagen, aus Verblendung ignoriert.

Aber wer waren die auf unserer Seite – im Hintergrund, die an der Umsetzung der Perestroika beteiligt waren? Auch nach zwanzig Jahren etwas mehr zu erfahren, ist schon höchst interessant für mich.«

Die Freunde fühlten in diesem Augenblick, wie es den alten Mann drängte, vieles von dem, was ihn damals wohl tangierte und nicht zu deuten war, los zu werden – aber auch selber zu erfahren.

Vielleicht waren es die immer gleichen Fragen, die am Ende eines produktiven engagierten Lebens stehen: Was hast du richtig gemacht und was falsch? Was kannst du

weitergeben – und was bleibt?

Sie hatten mittlerweile die Isaac-Kathedrale passiert, das Bronze-Denkmal Peter des Großen zu Pferde in seiner plastischen Dynamik bewundert, und standen nun an einer granitenen Brüstung der Newa, mit dem herrlichen Blick auf das gegenüberliegende Ufer in der jetzt nordisch-klar strahlenden Sonne.

»Immer wieder beeindruckend, die Schönheit dieses Flusses, dessen Brücken und Ufer-Bebauungen perfekt aufeinander bezogen sind – wie eine Lehrvorführung. Auch im Detail sehe ich da eine meisterhafte Variation des Themas Wie baue ich Größe?«, schwärmte Oie.

Professor Kusnezow gefiel das nur mit Einschränkungen: »Als Künstler mögen Sie recht haben. Aber da ist auch etwas von der großrussischen Krankheit – der durch die schiere Größe des Landes notwendigen Expansion und Überdehnung, der zu Teilen Negierung dimensionaler Probleme – in der Wirtschaft und in der Gesellschaft.

Davor habe ich als Wirtschaftshistoriker schon zu Gorbatschows Zeiten gewarnt, bis sein Wirtschaftsberater Abel Agaubegjan das in die Politik vermittelte und eine radikale Konzentration der Kräfte zur Rettung der Union anmahnte.«

Er holte tief Luft, wie wenn er die Bedeutung des Themas atmen wollte: »Die Sowjetunion mit ihren Satelliten war – wie alle Imperien am Ende einer Expansionsphase, einer Überdehnung – ein Koloss auf tönernen Füßen. Das wussten wir durch unsere Analysen und wir haben das Ende – den

wirtschaftlichen Kollaps – schon bei Gorbatschows Antritt für das Ende der Achtzigerjahre vorausberechnet.

Eine eigentlich absurde Übung, wenn die politische Klasse bis dahin ignorierte, dass es in ihrem ideologisch fortschrittlichsten aller Systeme überhaupt existenzielle Probleme geben konnte. Aber wir wollten es wissen und hatten dann die prüffähigen Zahlen, – als wir endlich gefragt wurden.

Diese neue Politik der Perestroika, die Gorbatschow verkündete, versuchte erst mal nichts weiter, als auf diese Horror-Zahlen und die kulminierenden Entwicklungen zum Schlechten zu reagieren, indem sie Kräfte und Mittel für eine Konzentration anmahnte und gewann.«

Kusnezow schaute sich um, wie wenn er sich beobachtet fühlte: »Wie wollen wir es überhaupt halten, mit diesem abendfüllenden Thema? – Interessiert es Sie? – Ich bin ja so ein typischer Fach-Autist.«

»Oh ja, das interessiert uns sehr«, antworteten Oie, und Nussbaums Gesicht hellte sich wie in Erwartung einer Offenbarung auf.

Professor Kusnezow nickte bedächtig: »Das ist von immenser Bedeutung für die politische Bewertung, wenn man die wirtschaftlichen Ursachen verstehen will, – was damals ablief und vor allem warum?

Und in dieser Geschwindigkeit! Die Auflösung eines Imperiums für die Europäische Perestroika und die Rettung Russlands – so muss man es wohl heute sehen.«

Beim Stichwort Europäische Perestroika schauten sich

die Freunde vielsagend an. Dann sahen sie zu Kusnezow auf, der nun von ihrem Interesse überzeugt war und fragend anbot: »Wo wollen wir reden? Wir brauchen allerdings etwas Zeit dafür – am besten bei mir zu Hause in Zanevka. Das ist am östlichen Stadtrand.

Da besitzen wir ein altes traditionelles Holzhaus. Wunderschön ist das – ich zeige es ihnen gern. Seien Sie meine Gäste. Da fühlen Sie die russische Seele mehr als in ganz Sankt Petersburg.«

Sie gingen zurück zum Hotel.

Auf zweihundert Meter herangekommen, trat Tuomas kurz an, drehte sich und hielt sie mit ausgebreiteten Armen auf: »Stopp«, flüsterte er und verwies mit sparsamen Gesten auf die sichtbare Präsenz von Automobilen der Miliz im Umfeld. – »Das muss nichts bedeuten, aber wir sollten vorsichtig sein. Ihr nehmt am besten ein Taxi und fahrt raus nach Zanevka. Deine Karte habe ich ja Fjodor Michaijlowitsch – und ich komme nach, wenn ich weiß, was hier läuft.

Und den Zimmerschlüssel hätte ich gern, meine Herren, damit ich notfalls handeln und das Gepäck mitbringen kann.«

Professor Kusnezow winkte ein Taxi. Mit dem fuhren sie über den Newski-Prospekt stadtauswärts, wobei ihnen Fjodor Michaijlowitsch die Geschichte der Stadt erzählte, als sei Sankt Petersburg um lauter wissenschaftliche Einrichtungen herum errichtet worden.

An der Omnibushaltestelle einer Satelliten-Stadt auf dem

Wege ließ er den Taxifahrer halten und bezahlte in Rubel. Der Fahrer, der auf Grund der Herkunft seiner deutschsprachigen Gäste, wohl andere Währung erwartete, brummelte etwas, was nicht zu verstehen war, – worauf Kusnezow noch einen Schein obendrauf legte.

Ausgestiegen fragte Oie den Professor, was da war?

»Nun«, schnaubte der, »es gibt ein russisches Sprichwort: Der Satte weiß nicht, wie dem Hungrigen zumute ist – deshalb habe ich noch was draufgelegt. Es sind arme Schweine, die von den Taxi-Besitzern ausgebeutet werden. Sie sind völlig rechtlos.

Es ist deshalb besser, mit dem Bus weiter zu fahren. Man weiß hier nie, für wen so ein Taxifahrer noch arbeitet, um seine Kasse aufzubessern. Außerdem macht es so weniger Aufsehen, bei uns in der Siedlung.«

Von der Endhaltestelle des Busses gingen sie noch einige Minuten, bis sie in einem lockeren Birken-Wäldchen, an einem sandigen Fahrweg, ein altes Holzhaus sahen.

Zweigeschossig, mit großem Satteldach, den Giebel mit aufgeständertem Balkon im Obergeschoss, dem Wege zugewandt, war es aus sauber behauenen Balken gefügt. Die hölzernen Schindeln des Daches zeigten eine silbergraue, bemooste Patina. Alles war schwarz gestrichen und überwittert, nur die fein geschnittenen Fensterläden und das Dekor der Giebel-Verzierungen strahlten grün und weiß.



Das Haus war sichtbar ein exzellentes Exemplar traditioneller russischer Holzbaukunst und schon vor über hundert Jahren errichtet, wie Kusnezow stolz berichtete.

Als sie die zwei ausgetretenen Sandsteinstufen hinauf und zur Tür hinein gingen, musste der hagere Alte sich etwas bücken.

Schon beim Eintritt war es beeindruckend, so ein Zeugnis ländlicher Baukunst belebt zu sehen. Alles bescheiden, alles mit Maß und die Spuren eines langen Lebens selbstverständlich tragend, wie ein Baum.

»Ich nenne es die Freuden der Gewöhnlichkeit«, formulierte es der Professor auf Russisch, als er ihre erstaunten Blicke sah und sie russische Komplimente über das schöne Haus und seine handwerkliche Einzigartigkeit versuchten.

Worauf seine Frau, die ihnen entgegenkam und sie hinein geleitete, auf Russisch erwiderte: »Alltäglichkeit, Fjodor, Alltäglichkeit – das ist zwar nur ein kleiner, aber wichtiger Unterschied.«

»Das ist meine Frau Jelisaweta Iwanowna«, stellte Kusnezow strahlend mit einer weit ausholenden Armbewegung seine Frau vor. Und dann auf Deutsch: »Die Frau hat eigentlich immer recht, wie sie wissen, wenn sie verheiratet sind. Dabei ist meine Jelisaweta nicht halb so alt wie unser schönes Haus, aber ebenso unverwüstlich-prächtig.«

»Du alter Schmeichler«, lachte Frau Kusnezowa.

Jelisawjeta Kusnezowa war eine große, hagere, resolute Frau, der man in Wortwahl und Präzision ihrer Formulierungen – später auch im gleitend suchenden Wechsel zwischen den Sprachen und Worten – die russische akademische Tradition anmerken sollte.

Mit feinem Gesichtschnitt und vielen Lachfalten war Lisa in ihrer gepflegten Erscheinung, mit ihren wohl sechziger Jahren, wie ein inszenierter Kontrast zum spitzen, bartfussligen Marabu-Kopf Kusnetzows. Ein grünes, ärmelloses, sommerliches Kleid zeigte sehnige Arme und runzligbraune Hände, die das Zupacken gewöhnt waren.

»Darf ich vorstellen Jelisaweta: Das sind Otto Baumbach, ein Künstler – und Felix Mendel, ein Mathematiker aus Berlin.«

»Soso, das sind also deine Gäste aus Deutschland. Herzlich willkommen!«, sagte sie auf Russisch. »Sie hatten sicher eine lange Reise – wo wollen Sie übernachten?«

Ehe Oie antworten konnte, weil er auf Russisch die gelernten, feinsinnigen Floskeln der Höflichkeit nicht mehr so schnell parat hatte, antwortete Fjodor seiner Frau – auch weil er ahnte, dass noch alles im Fluss sei und noch überraschende Wendungen möglich wären: »Das wird noch geklärt. Tuomas Poursiainen, den du noch von meinen Vorträgen in Helsinki kennen müsstest, hat sie nach Petersburg gebracht und kommt gleich nach.«

»Oh, das mit Helsinki ist lange her. Aber ich erinnere mich an den gepflegten Finnischen Riesen mit seiner rassigen, spanischen Madame.«

»So ist er immer noch«, bestätigte der Professor.

»Dann last uns erst mal Tee trinken, ich habe den Samowar schon vorbereitet, meine Herren. Nennen sie mich Lisa! In Berlin war ich schon, es ist aber lange her – noch in der alten Zeit. Kommen Sie aus Ost- oder Westberlin?«

»Na also«, raunzte Fjodor, »hast du schon mal jemanden aus dem Westen getroffen, der so gut Russisch spricht?«

Lisa lächelte Kopf schüttelnd und ging in die Küche, um das Teegeschirr zu holen.

Sie standen am großen Tisch und sahen auf die eichenpolierte Ofenbank am alten russischen Ofen, der mit

seiner Masse, den grün lasierten Kacheln, gefaßt in geweißtem Lehmputz, den Raum dominierte.

»Phantastisch«, blickte Oie bewundernd auf das Schmuckstück. »Da kann man ja wirklich drauf liegen – wie im Märchen. So was habe ich bei meinen vielen Russland-Aufenthalten nie gesehen.«

»Merkwürdig«, entgegnete Kusnezow, »wie uns alle Kulturen rund um den Globus, die hier schon gesessen haben, darum beneiden. Das liegt wohl an der bildhaften Urform der warmen Höhle zwischen Ofen und Zimmerdecke.«

»Bildhaft ist entscheidend in der Sprache der Gestaltung«, bestätigte Oie: »Wir sind als Menschen ja Augen-Tiere und dieses Synonym für Geborgenheit ist augenscheinlich, auch weil es märchenhaft ist – aus unseren Kindheits-Erinnerungen der Märchenbücher gespeist wird.«

»Das ist für uns mehr der schlichte, praktische Gebrauch, vor allem, wenn es so richtig kalt ist. Bei unter zwanzig Grad Minus schlafen wir da oben. Auch wenn uns mal das Rheuma plagt, in unserem Alter.«

»Auch die Enkel, wenn sie erkältet sind, schlafen dort«, ergänzte Lisa lächelnd, sich an den Samowar setzend – zu ihrer Überraschung in langsamem, angestrengtem Deutsch. »Dann sitze ich auf der Ofenbankund lese vor.«

»Traum. – Von so einem Ofen habe ich immer geträumt«, schwärmte Samuel. »Aber in unserem Haus in Berlin lässt sich so ein Volumen leider nicht integrieren.«

Fjodor stand auf und zeigte auf die Auflager der Balken,

die an einigen Punkten auf dem bis zur Decke hoch gemauerten Ofen lagen: »Das ist ein thermisches Kunstwerk im Zentrum des Hauses. Das Blockhaus ist in seiner Entstehung quasi drum herum gebaut. Durch seine Masse ist er ein perfekter Wärmespeicher. – Auch die Statik des Hauses liegt zu Teilen auf dieser gewaltigen Lehmkonstruktion.«

Lisa bat sie zu Tisch und zeigte Büchsen mittelasiatischen Tees zum Auswählen herum. Sie empfahl den zögernden Gästen lächelnd, zapfte heißes Wasser auf viel Tee, ließ ihn einige Minuten ziehen – und stellte das Gefäß mit dem Extrakt auf den Kopf des Samowars.

Die Gäste schauten gebannt auf ihre geschmeidigen, gleichsam rituellen Bewegungen, die zeigten, wie man es in Russland hielt am Samowar.

Es klingelte und der Professor ging öffnen.

Tuomas Poursiainen trat herein und flüsterte noch im Vorflur mit Kusnezow.

Der hob dann ein paar Mal, wie beruhigend, die Arme.

Von Jelisawjeta Kusnezowa herzlich begrüßt, setzte sich Tuomas an den Tisch, an dem die Tee-Tradition nun eine besondere Aura entwickelte.

Jeder goss vom aufgebrühten Extrakt in seine Glas-Tasse mit fein ziselierter Metallfassung und füllte dann mit heißem Wasser des Samowars auf. Die Frau des Hauses reichte dazu Schälchen mit Marmelade und Honig. Auch kandierte Früchte und Zimt standen auf dem Tisch, mit denen jeder nach Belieben den Tee verfeinerte.

Nach einem kurzen Austausch von Höflichkeiten zwischen Kusnezows Frau und Tuomas, mit Erinnerungen an den Besuch in Helsinki, bat Fjodor Lisa noch ein wenig einzukaufen, da die deutschen Gäste bleiben würden, heute Nacht.

Die Freunde waren von diesem Beschluß und vom konspirativen Gebaren zwischen Poursiainen und Fjodor Kusnezow überrascht – und als Lisa losfuhr, berichtete Tuomas: „Wie ich es witterte – die Polizei sucht nach euch, nach Baumbach und Mendel. In einer Dokumentenfrage, wie mir der Chef vom Empfang hinter der Hand mitteilte, nachdem er wissen wollte, ob ich wüsste, wo ihr seid. Er hatte uns ja zusammen ankommen sehen.

Ich bin dann ganz schnell gegangen. Mein Auto steht jetzt an der Endhaltestelle vom Bus auf einem bewachten Parkplatz.

Euer Gepäck konnte ich nicht mehr holen, das wäre zu riskant – das versteht ihr doch?«

»Das Wichtigste haben wir ja immer am Mann«, beruhigte ihn Nussbaum und verwies auf ihre Rucksäcke.

»Bloß was machen wir ohne unsere Pässe – die sind doch unsere Heimkehr-Erlaubnis«, zeigte Oie Ratlosigkeit.

»Das kriegen wir schon gelöst«, brummte Poursiainen. »Aber jetzt ist es an der Zeit, Fjodor Michaijlowitsch eure Klarnamen zu nennen: Fjodor, das ist Samuel Nussbaum und das ist Albrecht van Oie, – Mathematiker und Künstler sind sie wirklich. Du findest sie auf der deutschen Liste von Igor Antonow.«

»Ist schon gut, ich dachte mir schon, dass Sie da vorsichtig sind. Nun müssen Sie wohl ein bisschen hierbleiben«, freute sich Kusnezow. »Sie sind meine Gäste und wir sollten uns beim Vornamen nennen – bei der Verbindung durch Igor und in seinem Gedenken.«

Die Männer nannten noch einmal lächelnd ihre Vornamen und Fjodor fuhr fort: »Ich schätze, Tuomas wird schon einen Weg finden, wie ihr wieder aus dem Lande kommt.«

Poursiainen nickte bedächtig: »Aamu on iltaa viisaampi – der Morgen ist klüger als der Abend.«

»Schon der Abend ist klug«, entgegnete Nussbaum, indem er nach langem Fingern zwei deutsche Pässe aus dem doppelten Boden seines Rucksackes hervorzauberte. Er legte sie auf den Tisch und blätterte auf: »Billiger. – Im Dutzend billiger, sagt man doch?

Ich hatte die besten Leute dran, an unseren Pässen, und da habe ich gleich noch zwei mehr machen lassen.

Ich bin jetzt Ferdinand Spengler, und du Oie, heißt jetzt Ottomar Krüger. Du musst nur noch unterschreiben.

Passbilder. – Die Passbilder sind natürlich die gleichen, die Daten musst du aber noch auswendig lernen. Alle Angaben zu den Personen habe ich aus dem Sterberegister Berlins – ganz frisch. Da kannst du mal sehen Oie«, setzte er grinsend nach, »dass wir mit unseren reiferen Jahrgängen schon Stoßstange an Stoßstange mit den Toten fahren.

Aber Scherz beiseite, die sind im Register noch nicht so vernetzt, sodass wir kurzfristig wenig Risiko eingehen damit. Nur haben wir kein Original-Visum, das konnten wir ja

schlecht gleichzeitig mit den anderenPässen beantragen«, und an den Professor gewandt, »Kartoffel. – Hast du eine große Kartoffel, ein Messer und Stempelkissenfarbe, Fjodor Michaijlowitsch, – dann kann ich das improvisieren?«

»Ja, ich werde gleich nachsehen!«

»Tuomas zeig mal deinen Pass«, forderte Samuel, »damit ich ein exaktes Größen-Modell habe und meiner Erinnerung nachhelfen kann.«

Als Tuomas mit zweifelndem Blick den Pass auf den Tisch gelegt und Fjodor die Kartoffeln gebracht hatte, setzte sich Samuel eine klappbare Lupenbrille auf, die er mit einem feinen Skalpell, einem kurzen Stahllineal und farbigen Tintenstiften aus einem Etui gezogen hatte.

Er schnitt die Kartoffel mit dem Messer in zwei Hälften, begann zu vermessen, anzureißen – und dann mit dem Skalpell Stempel-Konturen aus einer halben Kartoffel zu schneiden.

»Redet nur weiter«, flüstert Samuel konzentriert, »ich brauche etwas Zeit!«

»Ja«, Kusnezow räusperte sich belustigt: »Mit den Behörden bei uns verhält es sich im Übrigen so: Wenn Geld nicht hilft – dann hilft nur ganz, ganz viel Geld. Eigentlich auch in Reiseangelegenheiten.«

Alle lachten, Tuomas aber wiegelte brummelnd mit ‚schon größereProbleme gelöst’ ab und drang auf eine Strategieberatung, solange Lisa noch einkaufen sei: »Also, – wie weiter?«

Er schob Kusnezow die Liste von Igor Antonow zu.

»Da habe ich ja vorhin schon mal reinschauen können, als Tuomas mich traf«, sagte der: »Was er mir dabei erzählt hat, von dem was ihr schon an Fakten festgehalten habt, – so konspirativ und komplex habe ich das noch nicht gesehen. – Vor allem damals nicht. Jetzt bekomme ich noch ein bisschen mehr Ahnung von den Folgen, die unsere Arbeit für denVerlauf der Europäischen Perestroika hatte. Zum wirtschaftlichen Hintergrund können wir uns nachher ausführlich unterhalten. Zum politischen Hintergrund entdecke ich aber nur einen auf der Liste, der die tieferen Zusammenhänge analysieren und offenlegen kann.

Einen, den ich gut kenne und von dem man noch hört, von Zeit zu Zeit. Er sitzt bei Moskau, in seinem alten Landhaus. Dr. Konstantin Iwanowitsch Petrow. Er war ein Adjutant des vor einigen Jahren verstorbenen Nikolai Sergejewitsch Portugalow – ZK-Mitglied und ein Berater Gorbatschows. In Serpuchow bei Moskau finden wir ihn.

Heute ist Sonnabend – gleich nachher rufe ich an.

Aber nun wollen wir erst mal zu Abend essen. Lisa ist gerade vorgefahren, wie ihr sehen könnt.«

Aus dem kleinen, seitlichen Fenster hatte man einen Blick auf Hof und Garten des Hauses.

Die Männer halfen ihr beim Ausladen der vollen Körbe und durch die schmale Hinter-Tür in die Küche.

»Ich habe russische Landkost für heute Abend. Von den fliegenden Ständen, auf dem Platz vor dem großen Magazin der Industrie-Verpflegung, wie wir sagen.

Bei den Ständen kauft man Schmackhaftes noch direkt

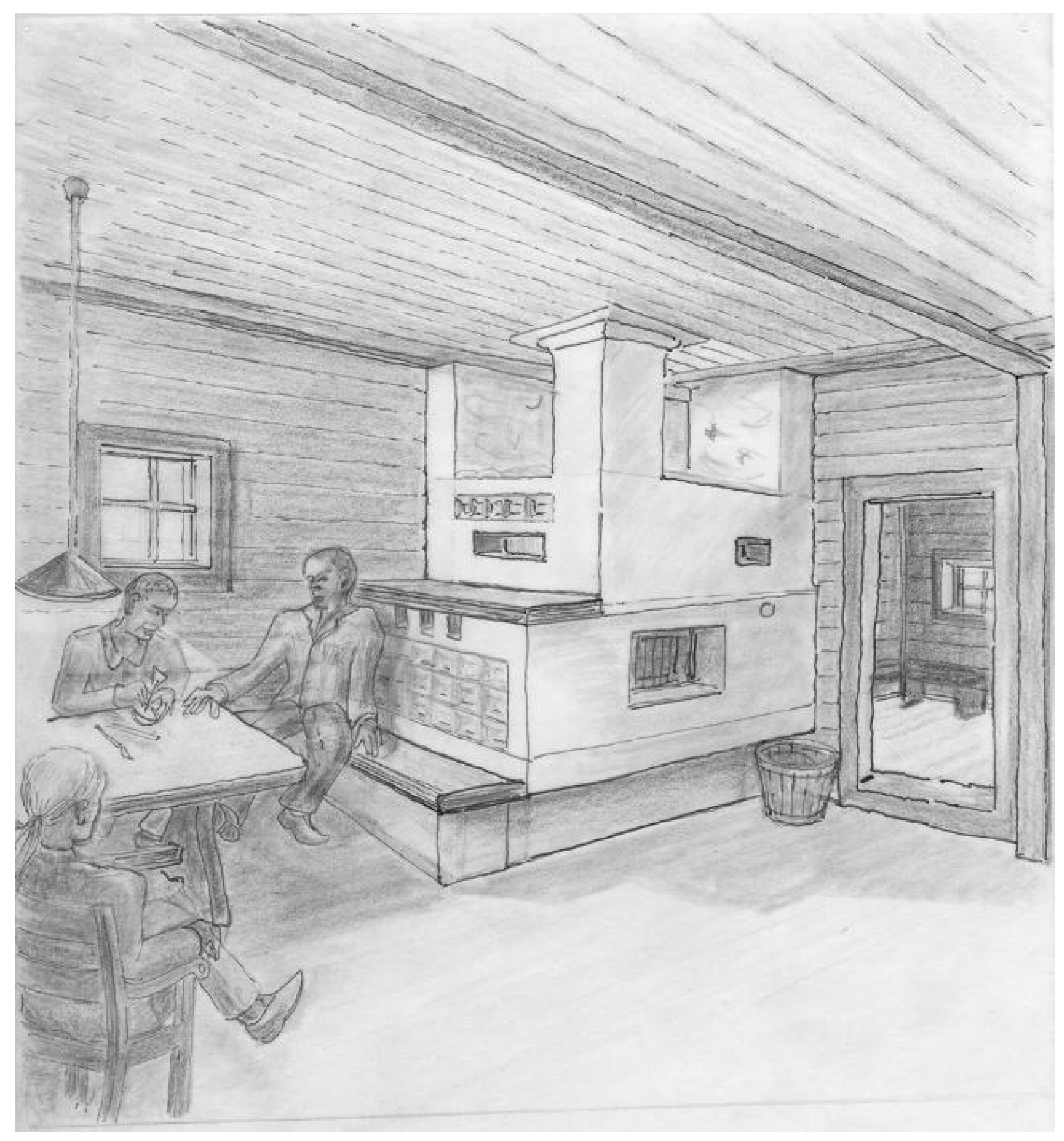
vom Bauern. Frisches Gemüse, Saure Sahne, Geräuchertes, Pilze, Eier und sauer Eingelegtes – auch gutes russisches Brot.

Wir sehen das immer als Hilfe für die arme Landbevölkerung, besonders für die Alten mit ihrer schmalen Renten, wenn man bei denen kauft. Und gesund ist es auch.

Die haben gar kein Geld für Kunst-Dünger und Pestizide. Die ersetzen das durch die Mühsal der althergebrachten Pflege. Ich sage immer zu Fjodor, das muss belohnt werden.«

Lisa jagte sie mit den letzten Worten und eindeutigen Armbewegungen, lachend aber bestimmt aus der Küche, um ungestört das Abendbrot zubereiten zu können.

In der Zwischenzeit hatte Oie, auf Poursiainens Vorschlag und mit Kusnezows Einverständnis, Kamera und Stativ aufgebaut. Alles war auf die Eckbank am Ofen ausgerichtet, auf der Kusnezow saß und später auch Lisa Platz nehmen sollte, da Fjodor die Kompetenz seiner Frau in finanzwirtschaftlichen Fragen als einen Schlüssel bei der Betrachtung der damaligen Ereignisse pries.



Tuomas Poursiainen bat, zur Anonymisierung seiner Person, mit dem Rücken zur Kamera sitzen zu dürfen, auch seine Stimme müsse man später synchronisieren, das sei sicher auch wegen des finnischen Akzents vorteilhaft, scherzte er.

Kusnezow zapfte noch Wasser für Tee aus dem Samowar und schaute dann auf Nussbaum, der mit ruhiger Hand die Stempel-Konturen in eine Kartoffelhälfte schnitzte: »Du bist

also Mathematiker?«

Samuel blickte kurz auf: »Wirtschaft. – Ja, jetzt weniger der Wissenschaft, als der Wirtschaft zugewandt. Ich komme aber aus der Kryptologie – daher kannte ich auch Igor Antonow und habe für ihn in der Perestroika gearbeitet.

Die Wirtschaft betrachte ich nur mehr auf vergleichender Basis, was Entwicklungen und Trends angeht, sozusagen als Hobby – weil mich mathematisch-statistisch interessiert, was da abgeht. Aus Zahlen werden Kurven, und die habe ich dann abrufbereit auf meiner Festplatte im Kopf – auch als Gehirntraining.«

»Und siehst du heute Vergleichbares zu damals?«, fragte der Professor.

»Koloss. – Sehr wohl. Wie vorhin von dir angesprochen – den überdehnten Koloss auf tönernen Füßen betreffend.«

»Inwiefern? – Aber ich glaube, deine Antwort zu kennen.«

»Amerikaner. – Es liegt auf der Hand, dass sich die Amerikaner in einer ähnlichen Lage befinden, wie die große Sowjetunion mit ihren Satelililiten vor ihrem Untergang. Zwar auf anderem, höherem Niveau – aber das ist nur ein quantitatives Problem, das den Umschlag in eine neue Qualität nicht verhindern kann.«

»Sehr interessant, dass man das in Deutschland auch so sehen kann. Für alle Fachleute, besonders die Wirtschafts-Historiker, ist das glasklar: Kostspielige Weltmacht-Allüren eines militärisch expansiven Imperiums, bei zerfallendem ökonomischen Hintergrund – nur noch getarnt durch das Vermögen, eine Weltreserve-Währung nach Belieben zu

drucken. Da ist es nur eine Frage der Zeit, bis der Offenbarungseid fällig wird.

Dazu riesige Probleme einer verfallenden Infrastruktur und eines Debakels der Sozialsysteme. Alles verursacht durch angezettelte, verschwenderische Stellvertreter-Kriege an allen Ecken der Welt, um die Gier der politischen Spekulanten und der Rüstungslobby zu befriedigen. Das klingt wirklich in vielem so, wie man die Probleme der Sowjetunion in den Achtzigerjahren beschreiben konnte.

Tag und Nacht haben wir an der Akademie geackert, um im März fünfundachtzig eine klare Analyse abliefern zu können, die der Wirtschaftsberater Agaubegjan für Gorbatschows programmatische Reden aufbereitete.

Den Genossen der Parteiführung standen die Haare zu Berge, als sie das hörten: Die Sowjetunion, größter Stahlproduzent der Welt, ist wegen grundsätzlicher technologischer Problemen in den Walzwerken nicht in der Lage, Präzisionsbleche für den Automobilbau zur Verfügung zu stellen. Wir mussten dafür größtenteils importieren, was bei Qualitätsblechen durch die Nachrüstungs-Beschlüsse – auf Grund der CoCom-Embargo-Listen – fast unmöglich wurde.

Also wurden unsere schlechten Bleche verarbeitet, mit einem Rattenschwanz von Folgen für die Qualität im Automobilbau und anderen Bereichen. Die jährlichen Walzverluste unserer Stahlproduktion, also das, was nicht zu gebrauchen war und wieder eingeschmolzen werden musste, entsprachen nebenbei gesagt, der produzierten Energie von

dreißig unserer Atom-Reaktoren.

Ironischerweise schafften wir es aber gerade deshalb zum unangefochten weltgrößten Stacheldraht-Produzenten, denn da kam es nicht so drauf an.

Ändern konnten wir an dieser Misere nichts, denn die Maschinen und Anlagen für eine Qualitäts-Produktion gab es im Westen, aber der offizielle Import derartiger Technik war uns und unseren Satelliten durch die CoCom-Embargos verwehrt.

Wir mussten – trotz Superernten – riesige Mengen an Weizen importieren, weil auf Grund eingestürzter Provinz-Brücken und mangelnder Lagermöglichkeit in einem Jahr zehn Millionen Tonnen Getreide auf dem Transport verfaulten. Das muss man sich mal vorstellen. Das führte dann zu immer größeren, um sich greifenden Versorgungskrisen.

Dazu kam die tickende demografische Zeitbombe, durch niedrige Geburtenraten und eine ständig sinkende Lebenserwartung – als Folge des Alkoholismus. Wir hatten jährlich zweihunderttausend durch den Alkoholismus der Mütter geschädigte Babys, und weder eine Strategie, noch Geld zu helfen, weil über vierzig Prozent unseres Staatshaushaltes direkt und noch mal soviel indirekt für das Militär nebst innerer Sicherheit eingesetzt wurden, was die Oboronka – den Militärisch-industriellen Komplex – mästete.

Die Kosten der Rüstung und andauernden Expansionspolitik, durch Rüstungslieferungen an junge revolutionäre Nationalstaaten, die von denen in der Regel

nicht bezahlt werden konnten, wurden dabei immer beschönigend unter Landesverteidigung verbucht. Nüchtern betrachtet ging es aber um die Kompensation der Lasten vergangener, laufender und künftiger Kriege.

So dem Zweiten Weltkrieg, Korea, Vietnam, Angola und Moçambique, die Straf-Interventionen in der DDR, in Ungarn, in der CSSR und in Polen. Ebenso die Lasten der kubanischen Kriegswirtschaft, des Afghanistan-Krieges und der freundschaftlichen Besatzungsregimes in den Ostblock-Ländern – obwohl wir sie zu Teilen auf die Bruder-Staaten abzuwälzen versuchten.

Bei den Kosten der Vorbereitung künftiger Kriege, im Rahmen der Landesverteidigung, schlugen besonders die Raketenrüstung, mit ihrer teuren Logistik, die Bombergeschwader, die U-Boot-Flotten und die Satelliten-Fernaufklärung ins Kontor. Das alles führte zu einer verheerenden Auszehrung unserer Wirtschaft durch einen permanenten Mangel an Investitionen, was dann immer neue Katastrophen nach sich zog.

Als Instrument der damit notwendigen Mangelverwaltung auf allen Ebenen hatten wir immer noch den Kollektivismus der Staatlichen Plankommission aus der Kriegswirtschaft. Besonders mit riesigen Problemen in der verarbeitenden Industrie, was zu kulminierenden Versorgungs-Engpässen in allen zivilen Bereichen führte.

Dadurch hinkten Produktion und Produktivität, propagandistisch bilanzierter Wohlstand und die Realität, dem Plan im erklärten Paradies der Werktätigen immer

weiter hinterher.

Das alles gipfelte auf dem Parteitag unter anderem in der Frage an die versammelten Genossen, wo denn das alles geblieben sei, was da seit Jahrzehnten als Erfolg gemeldet wurde und nur zu Teilen wirklich existierte? Das könne doch nicht alles gestohlen sein, denn dann wäre es ja nicht weg – dann wäre es nur woanders!

Den versammelten Alt-Funktionären blieb damals das Lachen im Hals stecken.«

»Ach Fjodor, du redest ja schon wieder über dein Buch«, rief Lisa lächelnd, die mit einem großen Tablett aus der Küche kam. »Es ist ein Kreuz mit dem Mann, er denkt nur noch darüber nach und vernachlässigt seine Gäste.«

»Aber gerade wegen dieser Informationen sind wir gekommen!«, entgegnete Nussbaum lächelnd, vom Stempelschneiden aufschauend.

»Grundsätzlich hat er ja recht und es ist richtig, dass mal historisch aufzuarbeiten«, lenkte Jelisawjeta Kusnezowa ein: »Viel wichtiger ist es aber, den Bogen zu schlagen in die Gegenwart, auch um die Wurzeln der aktuellen Probleme sichtbar machen zu können. Es wird doch höchste Zeit, die wahren Ursachen zu benennen, die in allen Wirtschaftskrisen als gemeinsamer Nenner zu finden sind.

Die Leute haben für so was ein viel zu kurzes Gedächtnis. Und die Politiker, hofiert von der medialen Elite, tun immer so, als hätten da Natur-Gewalten eingeschlagen, wenn Staaten wanken, Banken zusammenstürzen und der kleine Steuerzahler für alles aufkommen muss.

Dabei ist die Ursache der aktuellen Krise, die Gier des Kapitals und seiner Spekulanten nach der unumkehrbaren Macht über die produktive Gesellschaft – letztendlich auch über die Demokratie. Mit skrupelloser Spekulation und politischer Manipulation, die über Leichen geht, versucht die sogenannte Finanz-Industrie dieses strategische Ziel umzusetzen.

Der Name Finanz-Industrie ist übrigens der größte Euphemismus der Sprachgeschichte, denn eigentlich sollte es wirklich und öffentlich Finanzmarkt-Mafia heißen. Wo doch alle wissen, dass da nichts produziert, sondern nur konspirativ spekuliert wird – gegen alles und jeden. Wie Hütchenspieler, die den Zuschauern suggerieren, sie hätten eine faire Chance.

Genau genommen ist es nicht mal Spekulation, denn das würde einen ungewissen Ausgang einschließen.

Dem ist aber nicht so, wenn man weiß, dass der Informationsvorsprung an der Börse und diesem Gewerbe entscheidend ist. Die faktische Lage des Unternehmens ist da für diese Art von Spekulation nur von sekundärer Bedeutung, denn die Börse handelt ja nach eigenem Bekunden die Zukunft – und die kann man so oder so sehen, so oder so konspirativ beeinflussen.

Wenn also die, die mit ihren Börsenblättern und Rating-Agenturen den Takt vorgeben, die gleichen sind, die da an den Finanzmärkten spekulativ agieren, ist der Ausgang mehr als sicher. Eine beängstigend irreversible Übermacht der Geld-Händler über die Produzenten, der Parasiten über die

Nützlinge, um mal meinen Garten als Vergleich heranzuziehen, ist zu konstatieren.

Eine exzessive Konfrontation der Geld-Händler mit den Produzenten, forciert durch die Globalisierung und den Internethandel, zieht da im Hintergrund herauf. Wirtschaftliche Zusammenbrüche ganzer Staaten und erneute Handelskriege drohen, jedenfalls werden sie politisch wieder denkbar.«

»Und Handelskriege waren in der Geschichte der häufigste Auslöser verheerender Kriege – das kann ich mit meinem Buch beweisen«, schloss der Professor an.

Oie hakte da ein: »Der Dichter Knut Hamsun schreibt schon in seinem Nobelpreis-Roman Segen der Erde in den Zwanzigerjahren: Sie kennen nicht den Pflug, sie kennen nur die Würfel!«

»So ist es, so ist es«, entgegnete Lisa mit deprimiertem Unterton.

»Als ich noch am Finanzwissenschaftlichen Institut der Leningrader Akademie forschte, haben wir das auf Russland zukommen sehen. Die drückenden Auslandsschulden der Sowjetunion, mit über hundert Milliarden Dollar, ließen dann den versoffenen Jelzin, für frisches Geld, alle Tore für die Spekulanten öffnen, die das Volk enteigneten und wenige, von der Finanzmarkt–Mafia finanzierte Oligarchen, steinreich machten. Die rühmten sich in dieser Zeit mit dem spekulativen Gewinn hoher dreistelliger Millionenbeträge in Dollar, die in nur einer Woche mit sowjetischem Anlagevermögen zu erzielen waren. Das kann sich keiner

mehr vorstellen, aber so war es. Alle Oligarchen verdanken ihren Aufstieg und ihre Macht dieser Zeit – und dem Netz ihrer weltweiten Geldgeber aus der Finanzmarkt-Mafia im Hintergrund.«

»Ausgangspunkt dieser Entwicklung waren aber zuvorderst die siebzigjährigen, eklatanten Schwachköpfigkeiten des Wirtschaftssystems der Sowjetunion«, relativierte Fjodor Kusnezow unwirsch. »Wo die tieferen Ursachen der aktuell zu beobachtenden Krisen liegen, da setze ich mit meinem Buch Die Wurzel der Krisen an. Da werden die Beweise der letzten zweihundert Jahre geordnet, mit Zahlen und Namen, mit Ursache und Wirkung.

Dass der Marx mit seiner politischen Analyse der Ökonomie des Kapitalismus – quasi dem Betriebshandbuch des Systems – schon damals ins Schwarze traf, bemerken nun auf Grund der gesammelten Daten und der Möglichkeiten des Internet-Zeitalters immer mehr Menschen. Jede der vergangenen und aktuellen Krisen ist, nach den damals aufgezeigten, ökonomischen Gesetzmäßigkeiten, vorhersehbar gewesen. Warum konnten und wollten die Regierenden das nicht wahrhaben? In wessen Interesse verhielten sie sich so? Was war ihr persönlicher Vorteil dabei? Aufgelistet mit Namen und Adressen von Bankern und Financiers der Regenten, der Oligarchen und den hinter ihnen stehenden Gruppierungen.

Die Beantwortung dieser Frage, soweit anhand von Dokumenten nachvollziehbar, ist eine kolossale Arbeit für einen Wirtschaftshistoriker, wie ich mich in meinem

Alterswerk verstehe.«

»Nun ist erst mal genug geredet. Langt bitte zu«, forderte Lisa mit charmanter Geste.

Die Männer lächelten zustimmend und jeder zapfte noch Tee vomSamowar.

Der hungrige Theoretiker Kusnezow pries jetzt übergangslos die Natürlichkeit und Verträglichkeit der traditionellen russischen Landkost mit etwas zu vollen Backen – was ihm die lächelnde Missbilligung Lisas eintrug.

»Ernährung. – Gesunde Ernährung, effizient organisieren, das ist vor allem ein strategisches Problem, das man nicht nur Einzelunternehmern oder dem globalen Markt überlassen kann«, reflektierte Nussbaum, dem es sichtlich schmeckte, Fjodors Eröffnung.

»Regionen. – Was wäre das für ein Erlebnis, die Einzigartigkeit der Regionen in den Jahreszeiten wieder zu schmecken und kulinarisch zu erfahren. Das gibt's bei uns in Deutschland für Städter bestenfalls zu Luxuspreisen und als teure Biokost.«

»Ja, schön wäre es«, bestätigte Lisa. »Aber mit dem weltweiten Agrarhandel findet das Gegenteil statt. Unter dem Deckmantel der Globalisierung wird an den Börsen hemmungslos mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen spekuliert – zum Nachteil der Ärmsten.

Was ist denn von einer Welt zu halten, in der das Brot der Armen, wie der Mais, das Vieh der Reichen mästet oder deren Autos antreibt. Noch dazu, man stelle sich vor, über neunzig Prozent der an den Agrar-Börsen spekulativ

gehandelten Waren existieren gar nicht, – mit verheerenden Folgen auf die Preisbewegungen und das Preisniveau.

Bei allen Rohstoffen, die dort in Dollar gehandelt werden, ist es ähnlich.«

»Das stimmt Lisa – aber zurück zum Generalthema, den Ursachen der Krisen«, warf der Professor ein. »Der Vernunft auf allen Ebenen steht die Gier des ungezügelten Kapitalmarktes entgegen, des Dollar-Imperialismus, der ständig Stellvertreter-Kriege anzettelt, um sich immer neue Profitquellen zu erschließen.

Ein Beispiel ist der Irak, der beschloss – als offene Kampfansage an den Dollar-Imperialismus – seine Ölproduktion nicht mehr in dieser Währung zu fakturieren. Das war einer der verschwiegenen, wirklichen Kriegsgründe, – und natürlich auch als abschreckendes Beispiel für den Rest der Welt gedacht.

Was ich sagen will: Mit den Parallel-Universen der Investment-Banker, die zu aggressiven Spekulanten degeneriert sind und die hinter all diesen Erscheinungen stecken, werden ökonomische Probleme zu moralischen, weil sie letztendlich alle Bemühungen um eine gerechtere Weltwirtschaft ruinieren. Die viel gepriesene Freiheit der Märkte ist doch unter den Bedingungen der so verstandenen Globalisierung zu einer Freiheit des Fuchses im Hühnerstall verkommen.

Eine maßlose, von Spekulationen angefeuerte Konkurrenz wird da zelebriert. Globalisierung geht dabei ganz einfach: Produziert wird da, wo die Produzenten am besten von den

Geld-Händlern ausgebeutet werden können. Aber nur so lange die höchsten Profite zu erzielen sind, dann killen sie den Standort und ziehen weiter.

Produktions-Standorte und gesellschaftliche Investitionen werden in immer kürzeren Zeitspannen entwertet und niederspekuliert, weil sie in der allein profitzentrierten Betrachtungsweise die Börsen-Erwartungen nicht mehr erfüllen. – Als würden Menschen, ihre Fähigkeiten und ihre verwurzelten Netzwerke des Denkens und Produzierens nichts zählen.

Diese angeblich neue, moderne, so produktive, globale Konkurrenz – unter der Dominanz der Geld-Händler – zeugt in Konsequenz eskalierend vor allem Fortschritt aus der Kraft der Zerstörung.

Das ist Marktwirtschaft ohne Moral – das ist doch Zombie-Wirtschaft! Wie Frankensteins Monster eigentlich nur aufzuhalten, wenn man es vollständig zu Fall bringt, wenn man also das zinsgetriebene Welt-Finanzsystem überwindet und die Finanzmarkt-Mafia vollständig aus dem Spiel nimmt. Sonst zerstört sie die gewachsenen Strukturender friedlichen Zusammenarbeit auf allen Kontinenten und auf allen Ebenen.

Mein Generalthema als Wirtschaftshistoriker ist deshalb die dimensionale Frage und die damit einhergehende, verheerende Anonymisierung von Wirtschaftsprozessen, die eine der Ursachen für den wirtschaftlichen Niedergang im Ostblock war – und jetzt ebenso immer öfter Ursache dafür ist, dass etwas in der Weltwirtschaft zum Schlechten gerät.«

»Ostblock-Wirtschaft. – Da siehst du Parallelen zum Ostblock Fjodor?«, merkte Nussbaum vom Stempel-Schneiden auf.

»Ja, du musst nur den Spekulationsgewinn, als inneren Antrieb der Globalisierung, durch den Gewinn an Zentralistischer Macht der Herrschenden Funktionäre ersetzen – denn darum ging es damals – dann erkennst du die Parallelen zum untergegangen System.

Damit haben wir reichlich Erfahrung, denn die Auszehrung der Zivilwirtschaft und die kollektivistische Verantwortungslosigkeit, als Folge der Überdehnung und Überrüstung, organisiert von einem borniert-zentralistischen Systems, war eine der inneren Ursachen für das Scheitern der sozialistischen Wirtschaftsordnung – und damit leider auch eines alternativen gesellschaftlichen Modells überhaupt.

Deshalb ist die heute verkündete, mit der totalen Globalisierung des Handels verbundene und organisierte Verantwortungslosigkeit vom Teufel und führt zu immer weiterer Zerstörung traditionell gewachsener Produktions- und Handelstechniken, der Natur und Umwelt in immer schnellerem Tempo – letztendlich zur Zerstörung der demokratischen Strukturen in der Gesellschaft.

Zur Zeit werden dem Egoismus der Herren des Geldes, durch eine schleichende Abkopplung von demokratisch legitimierten Strukturen der Bürger, immer größere Breschen geschlagen – das ist für größte Teile der Weltwirtschaft und Staaten, durch die Globalisierung, nur

noch eine Frage der Zeit und unabwendbare, gesetzmäßige Folge.«

»Bloß wo siehst du einen Ausweg, eine Alternative, Fjodor?«, zweifelte Tuomas.

»Nach meiner Ansicht – und da stehe ich nicht allein – müssen Wirtschaftskreisläufe wieder regionalisiert werden, bei gleichzeitig globaler Abstimmung und Verteilung der Entwicklungsschwerpunkte, denn nur dadurch ist die drohende Diktatur der Geld-Händler und Spekulanten zu verhindern.

Jedes Land hat ein fundamentales Recht auf den Schutz und die Förderung seiner Agrarentwicklung. Jedes Land hat auch ein Recht auf eine heimische, autonome Lebensmittel-Produktion, auf den dazu notwendigen Maschinenbau und die Leichtindustrie.

Nur so kann man Arbeit vor Ort, Gerechtigkeit und Chancengleichheit für künftige Generationen weltweit fördern. Das ist dann auch der Schlüssel zu einer globalen energetischen Effizienz, denn alles spekulativ begründete Transportieren rund um die Welt hätte ein Ende. Nur der freiwillige Transfer von Wissen, Technologien und Kulturtechniken ist für die Entwicklung der Welt wirklich von Nutzen und gerechtfertigt.

Was da aber im Gegenteil derzeit stattfindet, ist – so glaube ich als Resümee und ich kann es beweisen – der finale Krieg der Geld-Händler gegen die Produzenten, der so alt ist wie die Welt, jetzt aber durch die Spekulanten am globalen Finanzmarkt eine ungeheure Zuspitzung erfährt.

Mit welchem Ergebnis muss man fragen, wenn die Produzenten gegen die Händler verlieren? Wir werden alle zu Sklaven der globalen Geldströme und ihrer Hypnotiseure. Wir verlieren unsere Identität wie auch unsere emotionale Stabilität – als Menschen und in der Gemeinschaft – die vor allem darauf basiert, dass wir in unserer Heimatregion arbeitsteilig zusammenwirken.«

»Heimat. – Ja, Heimat im sinnlich-emotionalen Sinn ist ein Schlüsselfaktor zu seelischer Gesundheit«, warf Nussbaum ein. »Jedenfalls, wenn man die Ergebnisse der Forschungen über Neurosen ernst nimmt, mit denen sich meine Frau als Ärztin auch beschäftigt.«

»So ist es. Das hat lange Wurzeln, auch mit historisch gewachsenen, klimatischen, geografischen und produktionstechnischen Aspekten, die wir nicht ungestraft negieren können. Identität der Menschen, alsTeil der natürlichen und arbeitsteiligen Umwelt, braucht immer eine emotionale, stabile, verlässliche Heimat, die dann Fundament jedes nachhaltigen Wirtschaftens ist«, schlug der Professor den Bogen.

Oie mischte sich da ein: »Für mich sind es vor allem auch kulturelle Fragen rund um die Arbeitskultur, die essentiell für die Kultur überhaupt ist, und die Basis unseres Menschseins ausmacht. Das kulturelle Artensterben, das da mit dieser Art von Globalisierung einhergeht – wenn handwerkliche und industrielle Traditionen von den Spekulanten abgeschnitten werden, weil die Rendite des Augenblicks nicht stimmt –ist gewaltig und schon weit

fortgeschritten.

Merkwürdigerweise interessiert das die Berufseuropäer oder die vom Betroffenheits-Gewerbe nicht die Spur, weil dieser Aspekt den giergesteuerten Verwertungsrausch des Systems hinterfragt.

Kulturelles Artensterben ist von den Herrschern der Groß-Medien zum Unthema erklärt, denn es stört die schöne Mär von der modernen Multikulti-Welt, in der jeder grenzenlos gleich und frei sein kann – wenn er sich nur genug und willig zum Sklaven der angezettelten Verhältnisse macht.

Das Aussterben der zwanzigsten Lurchart ist medial sofort präsent, das Aussterben von Kulturen, von Kulturtechniken der Zusammenarbeit, ist dagegen kein Thema, weil die, denen die Medien gehören, oftmals die gleichen sind, die von dieser Art der Globalisierung profitieren: Das Ziel der weltweit agierenden Finanzmarkt-Mafia an den Börsen – um deinen Begriff zu benutzen Lisa – ist das seiner Kultur beraubte Individuum, das vereinzelt, ohne Halt durch Herkunft, Tradition, Familie und Gemeinschaft, nur noch das börsennotierte Äquivalent seiner spekulativ nachgefragten Arbeitskraft darstellt. Und wenn das nichts mehr taugt, ist das Individuum, der Mensch, überspitzt gesagt, nur noch ein Hundefutter-Äquivalent.«

»Furchtbar in dieser Konsequenz«, warf Lisa empört ein. »Es ist eine Art Rendite-Faschismus, der an den Finanzmärkten tobt, und so furchtbar, wenn man es zu Ende denkt. Menschen erhalten nach Börsen-Maßstäben und in

deren Sprache, den Ramsch-Status. Deshalb und sekundierend gibt es diesen weltweiten Druck auf alle Kulturen, sich den Maßstäben der amerikanischen Massenkultur zu unterwerfen, –wo das gescheffelte Geld der entscheidende Maßstab ist.

Auch bei uns in Russland merkt man das schon schleichend.

Nicht nur medial, auch in der Freizeitkultur, Ernährung und Gesinnung, wie sie diese platten Hollywood-Schinken propagieren, mit ständig neuen Eskapaden von Gewalt und Zerstörung in allen Facetten, ist das zu spüren.

Dazu jetzt noch die am Horizont anlaufende Facebook-Welle, bei der sich die kommunikativen Sklaven in einer infantilen Form der Massen-Kommunikation selbst entblößen, wehrlos machen und erziehen werden, bis in die unumkehrbare Abhängigkeit. Nicht nur ich sehe da eine postkapitalistische amerikanische Viererbande heraufziehen. Google, Apple, Amazon und Facebook sind Vorboten eines informationellen angloamerikanischen IT-Imperialismus, agierend im Auftrage der globalen Finanzmarkt-Mafia.

Alles speichern, alles mitlesen, alles auswerten, alles ausschlachten, um dich bei Laune zu halten, solange du mitspielst – und alles gegen dich zu verwenden, wenn du nicht mehr mitspielen kannst oder willst.

Kultur-Pessimisten sagen bei uns, es ist nur eine Frage der Zeit, bis sich auch Russland dieser kulturell verbrämten, informationellen Marktmacht unterwerfen muss, die gewachsene Lebenskultur nur solange toleriert, wie sie den

Profitinteressen der Finanz-Mafia nicht entgegensteht.

Aber auch das ist eigentlich nicht neu: Wie war das damals mit Afghanistan, Fjodor? – Erinnerst du dich an den Ethnologen von unserer Universität, der, von dort zurückgekehrt, über die Kultur-Zerstörungen berichtete, seit die Sowjet-Armee dort einmarschierte?«

»Ja«, bestätigte Fjodor. »Er erzählte von diesem wahnhaften, revolutionären Menschenbild, das dort von den neu installierten Herrschern propagiert wurde, und das vor allem mit der Verachtung der über Jahrhunderte gewachsener Stammeskultur zusammenhing.

Das war der Vorwand für die von Breschnew befohlene Revolution von oben, gegen alles, was sich zur Wehr setzte, was anderer Meinung war – für Mord und Totschlag – für die Zerstörung eines fein austarierten gesellschaftlichen Stammes-Gefüges bis zur bitteren Neige, nur um der selbst gezimmerten pseudokommunistischen Ideologie gerecht zu werden und sich militärisch ein Sprungbrett zum Indischen Ozean zu sichern, in seinem sowjetimperialen Weltmacht-Wahn.

Afghanistan sollte propagandistisch zum Symbol werden für die erfolgreiche Ausbreitung des Sozialismus – gerade in den Entwicklungsländern. Und natürlich ein Warnschuss gegenüber China, denn Andropow, der damalige KGB-Chef, hatte zwei Phobien – China und den heraufziehenden Islamismus.

Erst als die Amerikaner den Taliban modernste Waffen lieferten, wie Stinger Boden-Luft-Raketen und

Panzerabwehrraketen, die unsere Hubschrauber und Fahrzeuge wie Tontauben abschossen, setzte ein Umdenken ein. Doch nicht etwa, weil man sich eines Besseren besonnen hätte, sondern weil nicht so schnell Waffen-Nachschub produziert werden konnte und unsere Volkswirtschaft vor dem Zusammenbruch stand.

Erst da – mit seinem Machtantritt – konnte Gorbatschow, der von Anfang an gegen diesen Krieg war, gegen den Willen der Oboroka die Reißleine ziehen. Allerdings auch erst zwei Jahre später, durch die Entlassung der allmächtigen Militärführung – nach dem Kreml-Flug.«

»Ich glaube Fjodor«, schloss Lisa an, »der so genannte Terrorismus, wie in Afghanistan, ist im Grunde immer nur eine ultimative Notwehr der Schwachen. Gegen respektlose fremde Eingriffe und die Zerstörung der gewachsenen Lebenskultur durch expansiv agierende Mächte. Es ist das letzte Mittel, das denen bleibt, die, verschuldet oder unverschuldet, unterzugehen drohen. Besonders wenn die liebsten Mitmenschen Opfer von Gewalt geworden sind, entwickeln die Betroffenen Freunde und Verwandten die Durchschlagskraft von Bomben!«

»Das ist klug Lisa«, schloss Fjodor an, »und so schön weiblich!«

»Du nun wieder«, moserte sie lächelnd.

»Nein, Lisa, das ist schon so – und das ist gut so. Das ist auch eine Seite unserer Kultur, die man uns rauben will. Jemanden kulturell zu entwurzeln heißt auch, ihn weitgehend lieblos und geschlechtslos zumachen, bis auf

den animalischen Sex, den man zurzeit noch braucht, zur Vermehrung der Sklaven des Kapitals. Das auch nur, bis man gehirnoptimierte Arbeits- und Krieger-Sklaven in Brut-Batterien züchten kann.

Was ich damit vor allem meine, geht wirtschaftshistorisch tiefer und ist schon von den alten Römern ziemlich exakt mit Daten und Zahlen überliefert. Wenn du ein technologisch überlegenes, expansives Imperium, das durch geografische, klimatische und organisatorische Vorteile an die Macht gekommen ist – und sich offensiv-machtbewusst immer weiter ausbreitet – stabilisieren willst, brauchst du vorallem die Zufriedenheit und die Vermehrung deiner Untertanen, du brauchst Brot und Spiele. Du brauchst Brot für die Krieger, ihre Familien, die Veteranen, die Versehrten und Waisen. Aber du brauchst auch Spiele, um dem Kaiser das Wohlwollen der Untertanen zu sichern – um diesen unproduktiven Zustand zu kaschieren, denn kriegerische Expansion ist ja a priori unproduktiv.

Um die Folgen des damit verbundenen Investitionsmangels zu dämpfen, musst du andere Völker berauben und zu Vasallen zwingen. Das umso intensiver, je länger die unproduktive Herrschaft des Militärs und des selbst gedruckten, ungedeckten Geldes anhält. Der permanente Krieg des Dollars – seit dem Ersten Weltkrieg – gegen den Rest der Welt, ist ja ein Ausdruck dessen.

Ein bedeutendes Äquivalent des Geldwertes und seiner Bedeutung als Leitwährung ist die Glaubwürdigkeit, dass es immer so weiter gehen kann. Und wenn es droht zu

scheitern, muss das Geschäft durch neue äußere Konflikte, durch Kriege, befeuert und stabilisiert werden.

Es ist so immer wieder ein Kampf um die Rolle als Führungsmacht – gegen Feinde, aufmüpfige Vasallen und Zweifler in den eigenen Reihen. Mit diesem paranoiden Herrschaftsanspruch haben sie Millionen Menschen in den Tod geschickt – erst im eigenen Land, und seit zweihundert Jahren überall auf der Welt. Deshalb sind die gleichen Leute, die damals mit allen Mitteln den Irak-Krieg durchgedrückt haben, heute der Meinung, eine offensive militärische Auseinandersetzung mit dem Iran, Russland und China sei vorzubereiten und unvermeidlich.«

Betroffenes, irgendwie ernüchternd-ratloses Schweigen lag in der Runde.

»Die Perversion geht aber auch anders, wie meine Analyse zeigt«, setzte Kusnezow aufgebracht nach. »Nämlich so: Drucke viel Geld und vergib Kredite an verfeindete Parteien. Schmiede Bündnisse die für dich kämpfen werden, schüre Spannungen und sorge dafür, dass sie aufrüsten, indem sie Waffen bei dir kaufen. Sorge dann, auch durch politische Intrigen, dafür, dass sie aufeinander einschlagen. So kassierst du die exorbitante Rendite beim Sieger. Anschließend bekommst du, als Sahnehäubchen, das Anlagevermögen des Verlierers aufgedrängt – als dein Schuldsklave, damit der durch frisches Geld überhaupt wieder auf die Füße kommen kann. Die Scherben des Zerschlagenen kapitalisieren, war schon immer eine der größten Profitquellen.

Fast alle Kriege in der neueren europäischen Geschichte haben diesen Hintergrund, mit Groß-Britannien als intrigante Spinne im Netz. Das ergaben meine historischen Analysen der damit in Zusammenhang stehenden Finanzströme. Auch das kaiserliche Frankreich, mit der damals weltgrößten Armee zum Beispiel, vergab zu Anfang des Zwanzigsten Jahrhunderts zweckgebundene, kriegsvorbereitende Milliardenkredite in Gold-Franc an das zaristische Russland, für Aufbau von Eisenbahnstrecken, zum schnellen Aufmarsch für eine zweite Front gegen Deutschland, im Ersten Weltkrieg.

Auch die große Sowjetunion, das selbst ernannte Paradies der Werktätigen, hat in seiner Endphase des Kolonialkrieges in Afghanistan oder der geförderten Stellvertreterkriege in Angola und Moçambique eine ideologisch benebelte, rücksichtslose, menschenverachtende Haltung an den Tag gelegt, und massenweise Waffen gegen Schuldscheine geliefert. Es fehlte nur eine weltweit gültige Reservewährung, um Militär-Macht in wirtschaftlichen und politischen Profit umzumünzen, denn der Transfer-Rubel war dabei nur eingeschränkt wirksam, weil er durch Mangel an Investitionen gleichermaßen geschädigte Wirtschaftsräume verband.

Der Krieg in Afghanistan war, mit dem Blick von heute, amoralische Machtpolitik, auch wenn er als Befreiungskrieg daherkam – weil er auf Blut und Tränen von Menschen gründete. Was dem eigenen totalen Machtanspruch entgegen stand, zerstören und gleichzeitig Abhängigkeiten

aufbauen, diese Politik hat letztendlich auch zum moralischen Untergang dieser pseudo-kommunistischen Idee und zur Auflösung seines sowjetischen Leit-Imperiums beigetragen.«

»Auflösung? – Sicher war das nicht der Hauptgrund für die Auflösung des Sowjetischen Imperiums«, entgegnete Nussbaum, der von seinen Stempelschnitzereien aufschaute.

»Nein, es war vor allem der Ressourcen-Verschleiß des die Partei dominierenden Militärisch-industriellen Komplexes – der berüchtigten Oboronka. Das bezeichnete bei uns das Netzwerk von Rüstungsunternehmen, Generalität und Politik, die bis zum Beginn der Perestroika alles Entscheidende bestimmten. Bei mangelndem Brot und beschränkten Spielen wurde die sowjetische Gesellschaft von dieser Oboronka mit internationalistischem Geschwafel von proletarischer Solidarität getäuscht und erpresst.

Es ging für das Militär und die Nomenklatura aber immer nur darum, weiter so existieren zu können – mit all den angestammten, machtverbundenen Privilegien des wuchernden Apparates.

Der ganze Ostblock, dem dieses zentralistisch-impotente System des Wirtschaftens, zugunsten der Oboronka aufgezwungen wurde, ist dafür eingespannt worden – und verlor im gleichen Maße seine Ressourcen für eine gesunde wirtschaftliche Entwicklung auf Basis ausgewogener Zukunftsinvestitionen. Damit verlor der Osten auch seine Wettbewerbsfähigkeit und Kreditwürdigkeit, sowohl in der Produktion als auch im internationalen Handel.

Wir hatten mit dem Staatshaushalt in Rubel und dem Devisen-Haushalt zwei Finanzpole, die immer mehr auseinanderdrifteten. Fast alle Deviseneinnahmen basierten auf Rohstoffexporten – vor allem Erdöl und Gas.

Die konnten nicht kurzfristig gesteigert werden, sondern nur mit langfristigen, riesigen Investitionen, die besonders nach der Katastrophe von Tschernobyl und dem zeitgleichen, vom Westen gesteuerten Verfall der Ölpreise nicht mehr realisierbar waren.

Diese Ereignisse wirkten wie ein Katalysator und haben den chronischen wirtschaftlichen Niedergang immens beschleunigt.

Von uns berechnet und absehbar konnten wir uns selbst nicht mehr helfen – schon gar nicht mehr unseren Vasallen im Ostblock.

Die Devisenschulden Polens zum Beispiel betrugen gegen Ende das Dreißigfache der jährlichen Deviseneinkünfte. In allen anderen sozialistischen Ländern sah es faktisch und von der Entwicklung nur wenig besser aus!«

»Aber da waren ja auch gravierende Behinderungen durch die Embargobestimmungen der CoCom-Listen«, ergänzte Lisa. »Das reichte bis zu Geräten für die Forschung und die medizinische Versorgung, weiß ich von meiner Schwester im Gesundheitsministerium.«

»Natürlich«, bedankte sich Fjodor lächelnd für das Stichwort: »Die Menschen vergessen die Konfrontation der Todfeinde. Nach der blutigen Russischen Revolution, die alle bisherigen ehernen Regeln von Macht, Besitz und Herrschaft

mit Gewalt auf den Kopf stellte, war Russland – später die Sowjetunion und der ganze Ostblock – der Todfeind des Kapitals, der als Alternative beseitigt werden musste.

Dieser Sündenfall, in den Augen des Kapitals, da waren sich alle nationalen Fraktionen der Geld-Händler, schon am Beginn ihrer Herrschaft über die Politik einig – dieser Casus Belli rüttelt an den Grundfesten ihrer Macht.

Im Weltkrieg gegen den braun-schwarzen Faschismus brauchte man den roten kommunistischen Teufel allerdings existenziell und belieferte ihn mit Rüstungsgütern – aber immer nur soviel, dass er seine Aufgabe erfüllen konnte und nicht zu stark wurde.

Dann, mit dem Ende des Krieges, war Schluss, und die Westmächte schalteten auf Gegenkurs, da sie die Sowjetunion nun als gefährliches, gesellschaftliches Gegenmodell ansahen, das schon viele kommunistische Ableger in Westeuropa unter seinem Einfluss hatte. Es war doch die größte und nachhaltigste Wirkung der Russischen Revolution, den Kapitalismus in seinen Ursprungs-Ländern zu sozialer Wohlfahrt zu zwingen.

Man fürchtete zu Recht einen Überschlag der Flammen zu einem antikapitalistischen Aufruhr. Man fürchtete die gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft und vor allem die Kreativität der jungen Intellektuellen, wie einen Brandbeschleuniger.

Es gab ja schon eine starke linke Bewegung im Nachkriegs-Europa, von Frankreich über England bis nach Griechenland und Italien, und auch in Südamerika. Vor allem

aber hatte der Westen Sorgen, dass die Sowjets mit der erbeuteten, innovativen deutschen Rüstungstechnik und den nukleartechnischen Grundlagen, ein dauerhaftes militärtechnisches Übergewicht gewinnen könnten – jenseits der schon bestehenden nominellen konventionellen Überlegenheit auf dem Kontinent.

Mit den Jalta-Verträgen war der ideologisch begründete Erzfeind des Kapitalistischen Systems zudem tausend Kilometer nach Westen vorgerückt.

Deshalb wurde die CoCom-Liste Anfang der Fünfzigerjahre von den Westmächten erfunden und im Handel mit dem Osten für verbindlich erklärt. Sie betraf alle Güter, die sich militärisch nutzen ließen oder aber auch zivil genutzt werden konnten – mit indirekten Vorteilen für den Rüstungs- und Versorgungsbereich des Militärs.

CoCom schuf die entscheidenden Fang-Eisen des Westens, mit denen die Wirtschaftsentwicklung des ganzen Ostblocks gravierend behindertwurde, vorallem weil es den technologischen Austauschund und damit den wirtschaftlichen Fortschritt massiv verhinderte.«

»Warum aber hat das keiner bemerkt, warum hat niemand die Tragweite verstanden?«, schüttelte Lisa den Kopf, »bei all den Spionen, die im Westen eingesetzt waren, wie man heute weiß.«

»Alle Fachleute wussten das natürlich«, antwortete der Professor, »aber die Parteifunktionäre ignorierten es, weil es ein Eingeständnis der Schwäche gewesen wäre und die Sowjetunion in ihren Augen mittlerweile in der

Nukleartechnik, der Waffentechnik und mit ihren kosmischen Erfolgen technologisch führend war.

Dass das an entscheidenden Punkten nur laborgestützte Einzelfertigungen und Kleinserien waren, die mit dem industriellen Niveau, mit gesamtwirtschaftlicher Effizienz – vor allem auch Energie-Effizienz – nichts zu tun hatten, ignorierten sie beflissentlich. Zudem war ein großer, geheimer Apparat im ganzen Ostblock damit beschäftigt, solche Embargogüter aus dem Hochtechnologie-Bereich über Tarnfirmen zu beschaffen – zum Beispiel Rechner für die Steuerung von Raketen. Dies zu Wucherpreisen in Dollar, an denen jeder illegale Zwischenhändler gewaltig verdiente. Aber diese Schwarz-Importe waren immer nur ein Tropfen auf den heißen Stein und fanden außerhalb der Oboronka selten den Weg in die Forschung, die Entwicklung und schon gar nicht in die Produktion.«

»Ja, ich erinnere mich an eine kuriose Begebenheit in meinem zweiten Leben als Ingenieur-Student in Moskau neunzehnhundertsiebzig«, flocht Oie ein. »Da besuchten wir ein Institut für Leistungs-Elektronik. Dort stand ein amerikanischer Original-IBM 360 und nicht weit davon, eine Reihe schrankgroßer Computer mit sichtlich gebastelten Blech-Gehäusen, in verschiedenen Montagestufen: Das waren IBM-360-Nachbauten des Instituts, denn Computer standen ja auf den CoCom-Listen ganz oben. Auf dieser 360-er Grundlage hatte das Institut die Computer nachgebaut.

Auf meine Frage, ob ich mal reinschauen könnte, kam ein glattes Njet ! – und auf die Frage, wofür die seien, kam auch

nichts. Aber hinter der vorgehaltenen Hand hieß es, sie seien für mobile Interkontinental-Raketen.

Auf meine weitere Frage, ob diese Nachbauten auch in die industrielle Prozesstechnik Eingang fänden, kam wieder ein eindeutiges Njet – denn die Geheimhaltung sei so groß, dass die manufakturell nachgebauten Klon-Computer, die sehr störanfällig waren, nicht repariert werden durften, sondern an den Ort ihrer Geburt, in das Institut, zurück geführt und eingeschmolzen würden, damit kein Unbefugter das Innenleben sehen könne.«

»Ein systembedingter Wahnsinn«, schnaubte der Professor. »Man muss wissen, dass diese Kategorie von Computern im Westen schon in der Prozesssteuerung und Optimierung von Stahlwerken, Raffinerien, den Produktionsstraßen aller Industriezweige und fast allen logistischen Prozessen eingesetzt wurde. Bei uns ging das erst zweiundsiebzig los, mit eben diesem Klon-Computer, der dann Ryad-1 hieß, in Kleinserie gebastelt wurde – und von dem auch einzelne Exemplare in den Ostblock gelangten. Ironischerweise mit einer russischen Übersetzung des originalen IBM-Handbuches.

Die Mikro-Elektronik, in allen Bereichen der Wirtschaft, war weltweit im Durchbruch – nur nicht bei uns. Die Hauptgründe waren die selbstherrliche Ignoranz der Funktionäre, das CoCom-Embargo und diese Geheimhaltungs-Psychose.«

»Computer-Technik. – Es hatte schon etwas Absurdes, wenn auch was Logisch-konsequentes im Kalten Krieg«,

flocht Nussbaum ein, »den Amerikanern erfolgreich zu verheimlichen, dass man wirtschaftlich auf ihre Computer-Technik angewiesen war. Gleichzeitig dachten die Amis sicher, wenn die Russen im Weltraum Erfolg haben, wie auch in der Reaktor- und Flugzeug-Technik, dann müssen sie über einiges Potential in diesen Schlüssel-Technologien verfügen.«

Professor Kusnezow brummte bestätigend: »Das stimmte für die Oboronka, wie wir wissen – und mit Hilfe der CoCom-Embargo-Brecher. Aber eben nicht in der Forschung und Entwicklung der zivilen Wirtschaft, die das Geld verdienen sollte und die Waren für die Bevölkerung bereitstellen musste.

Nach Analyse von Gorbatschows Beratern auf diesem Gebiet waren wir Jahrzehnte in der Entwicklung zurück, wenn nicht gar – wie Pessimisten es sahen – für immer abgehängt, weil die technologische Kompetenz in der gesamten Zivilwirtschaft unterentwickelt und ständig unterfinanziert war.

Dabei war vieles wissenschaftlich erforscht. Die Grundlagenforschung bei uns und im Ostblock war weltweit anerkannt. Wohl niemals in der Menschheits-Geschichte gab es eine stärkere staatliche Förderung der Forschung. Aber unsere großen Forschungs- und Entwicklungskapazitäten wurden zu über achtzig Prozent direkt oder indirekt für Projekte der Oboronka eingespannt, – und die Zivilgesellschaft hatte nichts davon.

Wir hatten ganze Akademiker-Städte, für die

Grundlagenforschung und Spezialgebiete wie die Kernenergie-Technik oder den Flugzeugbau, in denen über die Hälfte der Einwohner Hochschul-Absolventen waren. Deshalb sind viele Spitzen-Köpfe nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, in der Jelzin-Ära, in den Westen abgewandert und dort in der Forschung erfolgreich geworden. Diese Diskrepanz zwischender Qualifikation der Wissenschaftler und deren Möglichkeit, bei chronischem Investitionsmangel und verkalkt-unbeweglicher Planwirtschaft etwas davon umzusetzen, war einer der Gründe für Gorbatschows Erfolg unter den Intellektuellen im Ostblock.

Er war der erste Parteichef, der etwas von Wirtschaft verstand und noch dazu, durch seine Kenntnis der produktivsten Technologien des Westens, den Vergleich hatte. Er versprach mit Glasnost und Perestroika nichts weniger, als diese Fesseln des Geistes und Fortschritts im Osten zu sprengen.

Nicht zuletzt deshalb erreichten ihn ständig Vorschläge, wie man konkrete Innovationen schaffen und beschleunigen könne. Das natürlich mit großer Hoffnung in den sichtbar aufgeklärten Herrscher – und gleichzeitig voller Frust über die alles lähmenden planwirtschaftlichen Strukturen an der Basis, die dem im Wege standen.

Nicht nur in der Elektronik, auch in allen anderen Bereichen waren Spitzenresultate der Forschung nur für das Militär reserviert, und damit für alle übrigen Wirtschaftsbereiche fast zwangsläufig tabu. Diese Paranoia

der Geheimhaltung hatte die schlimmsten Folgen.«

»War das aber nicht auch der Grund, weshalb der Westen so lange im Dunkeln tappte, was den wirtschaftlichen Zustand und das technologische Niveau des Ostens anging?«, warf Tuomas ein.

»Sehr richtig, wie Samuel schon bemerkte, aber nach innen völlig kontraproduktiv. Bestärkte es doch das Tarnmäntelchen der Funktionäre, die den Werktätigen jeden Tag erklären konnten, dass die Sowjetunion das erfolgreichste Land der Welt sei – und das Paradies der Werktätigen.«

»Anders in der DDR«, setzte Oie hinzu. »Da gab es zwar gegen CoCom dieses ESER-Programm, mit der Mikroelektronik-Kampagne von Zeiss-Jena, im Zentrum der Entwicklung, die Ostbürger hatten aber – trotz aller Propaganda von der Größten DDR der Welt – immer einen Vergleich durch die einstrahlenden Westmedien.

Sie wussten, wie rückständig das war, trotz aller Bemühungen, was da als neueste Errungenschaft gepriesen wurde. Außer im Tal der Ahnungslosen, sagte man bei uns.«

»Tal der Ahnungslosen?«, fragte Lisa lächelnd, »was ist das?«

»Na das Elbtal bei Dresden«, grinste Oie, »und östlich davon, wo das terrestrische Westfernsehen nicht empfangen werden konnte. Satelliten-Antennen waren noch nicht weit verbreitet und so war der Bürger dort abgeschnitten von den Bildern des weltweiten technischen Fortschrittes. Die Lebensrealität ist ja in großem Maße eine technologische

Realität. Und ihr wisst doch, eigentlich glaubt man nur an die Bilder. Der bildhafte Beweis ist da sprichwörtlich im Deutschen.«

»Das gibt es auch im Russischen«, warf Kusnezow ein, »nicht umsonst bemächtigen sich die Herren des Geldes bei uns der Medien, sodass man glaubt, die Propaganda-Abteilung des Zentralkomitees der Partei ist als Zombie wieder auferstanden. Garniert mit schlechten Nachrichten, die ja gute Nachrichten zum Verkaufen sind. Katastrophen jeder Größenordnung, aus der letzten Ecke der Welt und Skandälchen der Reichen und Schönen – eine ekelhafte Mischung an manchen Tagen.«

»Ich glaube, Fjodor, das ist nur so, um die Leute nicht über die wirklichen Probleme der Gesellschaft nachdenken zu lassen«, fügte Lisa missmutig hinzu.

»Ja, Brot und Spiele, wie bei uns in Finnland auch«, warf Poursiainen ein und erhob sich. »Insofern, dass ich jetzt nach Brot gehen muss. – Morgen ist zwar Sonntag, aber für Montag ist Wichtiges vorzubereiten, auch als Pensionär noch.

Ihr habt meine Telefonnummer. Solltet ihr Unterstützung brauchen, so ruft an«, betonte er lachend, »aber nicht über den Wirt vom Kafkas. Der arbeitet jetzt für die CIA oder das MI6 oder beide, – oder gleichzeitig für die Chinesen, das weiß man heute nicht mehr so genau, wo doch alles käuflich ist. Wir waren da damals anders, wir waren Idealisten.«

»Und sind es heute noch«, lachte Nussbaum.

»Und sind es heute noch«, echote Oie.

»Einen kleinen Augenblick noch«, bat Nussbaum, der inzwischen Poursiainens russischen Stempel von der Grenze in der halbierten Kartoffel nachgestaltet hatte. Er hielt den Pass von Tuomas ins Licht.

»In Fjodors Stempelfarbe stimmt das Blau nicht – habt ihr Waldheidelbeeren?«

Lisa verschwand bejahend in der Küche.

»Auch noch einen glatten Schwamm bitte, mit einem Hauch von Spülmittel und zwei kleine Teller!«, rief Samuel ihr hinterher.

Als sie alles gebracht hatte, quetschte Nussbaum die Beeren auf denTeller, goss den Saft auf den anderen ab und mischte vorsichtig Stempelkissenfarbe darunter. Einige Proben auf Papier brachten Sicherheit, und als er es als gelungen ansah, stempelte er die Pässe so, dass sie aussahen wie Poursiainens Grenz-Stempel.

»Perfekt«, bewunderte Kusnezow. »Wo hast du das gelernt?«

»Ungarn. – Damals in Ungarn fing es an, als wir an neuen kryptologischen Systemen arbeiteten, für Igor Antonow. Als mentalen Ausgleich machten wir so was, – unter Anleitung ungarischer Experten, denn dort gibt es Spitzenkräfte.

So, nun ist es gut und du kannst losfahren«, lachte Samuel, zufrieden über sein Werk.

»Geheim-Elche. – Und achte auf die Elche Tuomas, – auch die vom Geheimdienst« – stand auf und schaltete mit zufriedenem Gesicht die Kamera aus, die in einer Einstellung mitgelaufen war.

Tuomas Poursiainen verabschiedete sich von allen und dankte besonders herzlich Kusnezows für das schöne Abendmahl.

Als er fort war, seufzte Kusnezow müde: »Hoffentlich nicht das Letzte Abendmahl, bei dem was ihr vorhabt und wenn ich höre, dass ihr nicht ins Hotel zurückkönnt.

Ihr bleibt hier und schlaft als Höhepunkt des Abends auf eurem Traum-Ofen – auf den Rentierfellen. Hat einer von euch eine Haar-Allergie?«

»Nö, – das ist wirklich ein tolles Angebot für unsere alten Knochen, dass wir nicht ausschlagen können«, lächelte Oie und auch Nussbaum strahlte über das ganze Gesicht.

»Da oben träumt man sich leicht in eine mollige Winternacht, sagen unsere Enkel«, fügte Lisa hinzu. »Aber so spät ist es noch nicht. Erzählt doch mal von euren Familien – über die wissen wir ja noch gar nichts.«

»Doch, ein bisschen weiß ich schon«, brummelte der sichtlich müde Kusnezow.

Die Freunde ließen sich nicht lange bitten und trugen, bei spätem Wodka und Stockfisch-Spänchen – jeder auf seine Weise – eine bildhafte Beschreibung ihrer Familienverhältnisse vor.

Als alle Fragen Lisas beantwortet waren, beschlossen sie zur Ruhe zu gehen.

»Wenn wir morgen früh die lange Fahrt nach Moskau antreten, sollten wir ein bisschen ausgeruht sein«, war Lisa einsichtig, obwohl sie sich noch sichtlich munter zeigte.

»Ich habe zwei Schlafanzüge von Fjodor für euch ins Bad

gelegt, da ihr ja eure Sachen im Hotel zurücklassen musstet, wie Fjodor sagt.«

»Hoffentlich mit kurzen Beinen«, lachte Oie, »bei unserem Größenunterschied?«

»Mit ganz kurzen Beinen«, antwortete Lisa lachend.

»Wir schlafen im Obergeschoß. – Nicht wundern, wenn der Schäferhund nachts anschlägt. Den lassen wir frei laufen auf dem Grundstück und da bellt er manchmal den Mond an, oder eine Maus, so musikalisch, wie der ist – ist halt ein deutscher Russe.«

»Zeitplan!«, kam von Fjodor Kusnezow, der noch kurz den Ablauf des nächsten Tages abstimmen wollte.

»Wir begleiten euch zu Petrow, sonst findet ihr nicht hin – und gesucht von der Polizei, kommt ihr nicht weit. Wir werden den großenVolvo von unserem ältesten Sohn nehmen, der fährt uns. Ich habe zwischendurch schon mal angefragt. Im Hause Petrow gibt es morgen ein Kammerkonzert. Lisa kommt auch mit, denn sie hat Konstantin Petrow lange nicht gesehen. Moskau ist weit. Morgen früh um acht geht es los, dann sind wir am Nachmittag bei ihm.«

Nachdem Fjodor und Lisa ins Obergeschoß aufgestiegen waren, krochen die Freunde auf Märchen-Iwanuschkas Ofen und legten sich auf die Felle.

Auf dem Rücken liegend, sahen sie im tiefblau bemalten Holz der Decke, eine Armlänge über sich, kleine goldene Sternchen mit lustigenTiergesichtern, die wohl Kusnezows Enkelinnen gemalt hatten, denn in einer Ecke stand in

kyrillischen Buchstaben Maja und Ira.

Auch Vögelchen an Seen hatten sie gemalt, die, den vom so ergiebigen Abend noch beschwingten Oie irgendwie animierten: »Weißt du Samuel – diese Leichtigkeit der Kinder kommt für mich im Alter manchmal wieder.

Als Kind lief ich mit den Armen rudernd, das Kinn auf der Brust, auf unserem Hof den Gänsen hinterher – und glaubte mich nur einen Schritt, nur einen Augenblick vom Fliegen entfernt. Heute träume ich mich im Schlaf zuweilen fliegend über die Havellandschaft und lande, in eleganten Pirouetten kreisend, auf einem See bei Rheinsberg. – Ist das nicht wunderbar, wenn man im Alter diese Leichtigkeit, den Glauben und den traumhaften Blick auf alles wiedergewinnt?«

»Ja – es ist schön, dass es so was gibt«, säuselte Nussbaum, dessen Geist schon ins Blau des gemalten Alls entschwebte.

28 Unruhe

Am Nachmittag des gleichen Tages, Cornelia Nussbaum war nach langem, ermüdenden Bereitschaftsdienst in der Klinik, den sie am Morgen beenden konnte, gerade aufgestanden, entschloss sie sich nachzuhaken.

Sie spürte eine tiefe Verunsicherung über die Umstände, die ihren Mann so plötzlich entführt und sie so unerwartet in ihrem seelischen Gleichgewicht getroffen hatten.

Sie fühlte sich wie gerädert und war verstört, von den geisterhaft nachhallenden Alarmtönen der Intensiv-Station, die ihr so rätselhaft den Schlaf raubten – und die sie seit Samuels Abreise unergründlich verfolgten.

Er hatte schon über eine Woche kein Lebenszeichen gesandt und Cornelia entschloss sich, mit der ihr noch unbekannte Frau Oies zu telefonieren, deren Nummer ihr Gatte für den Fall der Fälle hinterließ, – um zu erfahren, ob die etwas wüsste.

Katharina war vom Anruf überrascht, erinnerte sich aber an die Bemerkungen Oies zur Existenz von Samuels Gattin.

Wie Leidensgenossen und mittlerweile verdrossene, weil irgendwie verlassene Ehefrauen, verabredeten sie sich neugierig für diesen Samstagabend im Sankt-Petersburg, am Petersburger Platz in Berlin – wohl auch um den Sommer-Abend nicht allein verbringen zu müssen.

Von diesem Kaffee hatte Cornelia ihren Mann erzählen hören, und sie wollten doch mal schauen, was daran so

beeindruckend war.

Als Katharina sich dem Kaffee-Haus näherte, saß da drinnen eine Blonde mittleren Alters, etwas erhöht, allein an einem Tisch hinter der geöffneten Glasfassade und rauchte in nervösen Zügen. Kurz begegneten sich ihre Blicke, wie suchend.

Katharina – die kein Bild hatte – umkurvte die sommerlich leger gekleideten, munter schwatzenden Gäste auf dem Freisitz und trat ins Innere.

Sich umschauend entdeckte sie keine weitere einzelne Person, nur drei bärtige Musiker im rot-seidenen Kosakenhemd, die sich auf einem Podium einrichteten – und wandte sich zur blonden Dame um.

Die lächelte, erhob sich einladend und nickte ihr freundlich zu. Sie hatten sich gefunden, ohne zu fragen, und stellten sich nun vor, musterten sich, lächelten erfreut – und fanden sich bestätigt, im sommerlichen Aufzug der anderen den eigenen kultivierten Geschmack wieder zu finden.

Cornelia Nussbaum, im naturgrünen Leinenanzug auf knallroten Pumps, leichter, weit geschnittener, silberfarbener Bluse und einer faszinierenden Kette roter Korallen, wirkte im barocken Interieur des Kaffees wie eine noble Dame zur Sommerfrische in einem Schloss vor den Toren Sankt-Petersburgs.

Katharina, in silbern changierendem, seidenen Kostüm in Russischblau mit Bernstein-Collier dagegen, wie eine

Zeremonienmeisterin des sich mit einigen Tönen ankündigenden Russischen Abends im Kaffee.

Sie setzten sich, ließen sich von der Kellnerin einen kühlenden Cocktail empfehlen und schauten heiter beiläufig auf die Musikanten, die leise zupfend die Balalaika stimmten. Fein-zirpende Tonfolgen flirrten durch den Raum – deren melodisches Aufklingen erste Gäste ins Innere der Lokalität lockten.

»Es ist schade, dass unsere Männer nicht dabei sind«, spann Cornelia hintergründig den Faden zu ihrer Begegnung. »Es ist wirklich schön hier, so etwas hätte ich in Berlin nicht erwartet. Soviel barocke Zarenpracht in einem Kaffee-Haus und dann noch die Aussicht auf Life-Musik – fantastisch!«

»Ich kenne das Café schon länger«, bemerkte Katharina, »hier in der Gegend habe ich mal gewohnt, und da ist auch noch unsere Stadtwohnung, die mein Mann manchmal zum Arbeiten nutzt.«

Ihr Gesicht verfinsterte sich jetzt leidvoll: »Aber die ist gerade ausgebrannt, irgendwelche Idioten haben sie angezündet, sagt die Feuerwehr.«

»So was gibt es?«, zeigte sich Cornelia entsetzt, »von Einbrüchen hört man ja zuweilen, aber Feuer legen – wer tut so etwas?«

Katharina zögerte einen Augenblick, mit dem, was sie schon wusste oder ahnte, herauszurücken, aber das nun aufklingende, betörende Klanggewebe der Mandolinen legte sich wie ein heilender Umschlag über die nervenzerrenden

Ereignisse vor der Abreise ihres Gatten: »Oie meint, es hat mit damals zu tun, mit der Wendezeit, seitdem sein Bruder Otto vermisst wird – und ganz frischen Informationen über dessen Tod, aus dem letzten Brief eines Freundes. Das hat ihm keine Ruhe gelassen und er sucht Hilfe bei der Aufklärung. Erst mal in Lettland, bei einem Freund in Riga – und dann wohl in Russland.«

»Das hat mein Samuel ein bisschen harmloser dargestellt«, staunte Cornelia Nussbaum. »Ich bin ihrem Mann in unserem Haus zufällig begegnet und da sprachen die Männer vom Hochsee-Angeln in der Rigaer Bucht. Aber schon diese Begegnung, wenn ich es recht bedenke, erinnerte mich irgendwie an die konspirative Atmosphäre von Samuels früherer Tätigkeit als Kryptologe – besonders, wenn russische Freunde auftauchten.

Außer beim Feiern. Denn unter Wodka waren diese Offiziere dann wie laute, liebe Kinder oder aber zum Herzerweichen sentimental, sangen und tanzten – die ganze Palette, als hätte dieses Volk eine Gefühlsorgel, als Konzentrat, im Blut. Jetzt hier, beim Mandolinen-Klang, kommt diese besondere Stimmung wieder hoch.«

»Was hat er da gemacht als Kryptologe und mit den Russen?«, suchteKatharina einen Zusammenhang.

»Bei der NVA war er als Mathematiker. Sie haben da immer irgendwelche Algorithmen und Simulationsmodelle für Groß-Computer entworfen – wohl auch viel verschlüsselt. Es war ja alles obergeheim damals in dem System, wenn Sie sich erinnern? Auch durfte er mir nie Genaueres über seine

Arbeit erzählen.

Umso erstaunter war ich dann, als er die Jahre vor der Wende gelegentlich von der Bildfläche verschwand und anschließend anfing, heftig zu politisieren. Da dachte ich, er redet sich in der spürbar paranoiden Sicherheitspsychose der Endzeit um Kopf und Kragen.

Von wegen großer Frieden in Europa – Auflösung der Militärblöcke und deutsche Konföderation.

Das erzählte er zwar nur unter Freunden, aber man wusste ja nie so genau, wer da was – zufällig gutwillig oder hinterhältig absichtsvoll – weiterträgt.

Dabei waren es wohl seine guten Verbindungen zu diesen Russen, als persönliche Freunde, die ihm Ärger vom Hals gehalten haben, – jedenfalls hat er damals so was angedeutet.

Bei denen war ja Perestroika angesagt und aus dieser Zeit blieben dann noch alte Freunde, mit denen er sich nach der Wende traf und gelegentlich Postkarten schrieb. Einige von denen sind aber schon tot, habe ich mitbekommen.

Gerade Männer leiden in diesen Jahrgängen unter forcierter Sterblichkeit, würde ich als Ärztin sagen. – Auch deshalb sollten wir uns Sorgen machen, dass die beiden sich nicht übernehmen.«

Katharina lächelte zustimmend: »Ja das sollten wir. Meiner schien aber ganz optimistisch vor der Abreise, gerade weil er ihren Samuel wieder getroffen hat – nach langer Zeit, wie er mir erzählte – und seine Fähigkeiten als IT-Experte und die Erfahrungen im Osten pries.

Oie, als Künstler, ist ja eher chaotisch strukturiert und lässt sich von jedem Schmetterling ablenken. Ich kann mir aber gut vorstellen, dass sie als Gespann in Lettland und Russland, Unterstützung finden.

Bei den Ereignissen in der Vorwendezeit und dem was Sie gerade erzählt haben, gibt es erstaunliche Parallelen.«

Cornelia Nussbaum schaute ungläubig, wie wenn sich die schriftlich vorliegende Diagnose zu einem Patienten so gar nicht mit seiner erinnerten Erscheinung verbinden wolle: »Als freier Künstler – wie ihn mir Samuel vorgestellt hat – gab es da Parallelen?«

»Ja, jedenfalls die letzten zwei Jahre vor der Wende, die ich überschaue, – denn da bin ich ihm erstmals begegnet.

An der Kunsthochschule in Berlin. Eine Freundin brachte ihn mit. Er war für damalige Verhältnisse weltläufig, weit gereist, und der Kopf großer Gestaltungsprojekte von Künstlern im Lande.

Da gab es viel Interessantes zu hören, auch aus dem renommierten Künstlerverband und zur Kulturpolitik. Sein Klartext hat uns als Studenten überrascht und fasziniert, nicht nur bei den Bierabenden, wo er zuweilen die Zeche übernahm, weil wir vor dem Zahltag der Stipendien meist völlig pleite waren.

Da gab es diese Visionen von einer Perestroika in der DDR zu hören, und vom Ende der Konfrontationen des Kalten-Krieges. Die notwendige Demokratisierung und wirtschaftliche Öffnung waren ebenso Thema, wie die damit mögliche Einheit als Deutsche Konföderation – und natürlich

Reisefreiheit, die für uns junge Leute ein besonderes Sehnsuchtsziel war.

Alle, die das mit anhörten, waren erstaunt über soviel Freimütigkeit – einige Freunde aber hielten es für politische Provokation und machten anschließend einen Bogen um mich.

Zu Ost-Zeiten war ja der ausgewiesene Künstler – in der klassischenTradition – immer eine besondere Instanz, wohl auch, weil sich seine Perspektiven und Bildwelten schon verbal dem Partei-Chinesisch und Korrektsprech der Funktionäre entziehen konnten.

Das war schon im Studium für uns Studenten wie eine Erleuchtung, denn in den künstlerischen Fächern kam man um Klartext gar nicht herum.

Wohl auch, weil das konkrete Werk – in seiner ambivalenten Wirkung von sinnlich-nachdenklich über provokativ-aufrührerisch bis freudig-schön – sich oft aalglatt allen offiziellen Deutungsversuchen entziehen konnte, letztendlich auch die Phantasie und individuelle Sicht des Betrachters über die angemaßte, kollektivistische Deutungshoheit der Ideologen stellte.

Damit verschaffte sich der Künstler von Format, als anerkannte Instanz zwischen Hofnarr, Herold und Kassandra, im Zweifelsfall Respekt.«

»Das war auch bei uns Medizinern so – ganz selbstverständlich«, bestätigte Cornelia Nussbaum, »nur politisch grundsätzlich durfte man nicht werden, wenn die Sprache auf gravierende Mängel im Gesundheitssystem

kam, man sich Verbündete suchte und Druck machte. Da wurde man schnell gemaßregelt. Aber ist es nicht heute ebenso, wenn man die wirklichen Defizite und die Macht des Geldes im Gesundheitssystem mit Zahlen und Fakten hinterfragt? Aber entschuldige, ich wollte nicht unterbrechen.«

»Kein Problem, dieses Spannungsverhältnis zwischen Fachleuten und Politik ist ja wichtig und so alt wie die Welt.

Gott sei Dank war dieser Widerspruch als Quelle der Entwicklung, den ja Marx schon als Ur-Wirkprinzip gepriesen hatte, im Osten nicht totzukriegen.

Die Tatsache, dass Oie, mit seiner Klartext-Haltung, ein Jahr vor der Wende von seinen Kollegen in den Vorstand und ins Präsidium des Künstlerverbandes gewählt wurde, bestärkte uns als Studenten, an eine Renaissance, an eine bessere Zukunft zu glauben und, so glaube ich, ganz persönlich noch kritischer mit den herrschenden Verhältnissen umzugehen.

Unsere penetrante Hartnäckigkeit bei der Auszählung der Stimmen, und der damit aufgeflogenen Wahlfälschung bei der Kommunal-Wahl an unserer Hochschule im Jahr darauf, hat wohl auch mit diesem gewachsenen Selbstbewusstsein zu tun – und dem gestärktenGlauben, dass es auch an uns liegt, etwas zu ändern.«

»Der Künstlerverband war mir schon damals ein Begriff«, warf Cornelia ein, »er galt ja als ziemlich elitär und man hatte wohl kaum Chancen, aufgenommen zu werden?«

»Das wird heut gern kolportiert, vor allem von denen, die

nicht das bildnerische Format hatten die Aufnahme zu schaffen. Ist es aber nicht wie bei den Ärzten? – Meine Tante ist auch Ärztin, deshalb weiß ich ein bisschen Bescheid und glaube, dass es damals gut so war«, zog Katharina den Vergleich. »Man musste künstlerisch-handwerkliche Qualität und Bildung nachweisen, durch ein erfolgreiches Studium an einer der künstlerischen Hochschulen und sich mit eigenen Arbeiten vorstellen, die diese Qualitätsansprüche erfüllten.

Das ging in Ausnahmefällen auch als Autodidakt – durch ein überzeugendes Werk, zumeist eine kleine Ausstellung, die sich eine Aufnahme-Kommission anerkannter Kollegen ansah. Da ging es um bildnerische Qualität, um Eigenständigkeit und Originalität, im Kontext der abendländischen Kunstgeschichte.

Technik und Themen spielten eine untergeordnete Rolle. Man konnte sich mit seinen Arbeiten in der gesamten Palette künstlerischer Techniken bewerben, nur musste man sich entscheiden, zu welcher Sektion man gehören – welcher Aufnahme-Kommission man sich stellen wollte.

Bei den Bildhauern und Malern war es naturgemäß am schwierigsten.«

»Der Vergleich mit unserem Berufsstand stimmt schon«, bestätigte Cornelia. »Arzt war man durch Studium und bestandene, anspruchsvolle Prüfungen. – Die Zulassung als Facharzt unter Kollegen war dann ein besonderer Weg, ein langer Weg, mit viel Praxis im Krankenhaus und in der Forschung. Das ist durchaus vergleichbar.«

»Was ich sagen will«, betonte Katharina, »und was Oie

mir erzählt hat, aus solchen Kommissionen – es ging dort immer um bildnerische Qualität, in der Tradition der künstlerischen Disziplinen und der Meister der Kunstgeschichte. Ideologische Inhalte, von welcher Seite auch immer vorgetragen, spielten keine Rolle für die Beurteilung der vorgestellten künstlerischen Arbeiten.

Bewerben konnte man sich auch mit Landschaft, Porträt, Still-Leben oder Collagen, auch mit anspruchsvollen Design-Objekten in allen Techniken und Materialien – denn es ging einzig allein um Qualität und Originalität.

Handwerkliche Qualität zuerst, denn vom Handwerk kann man sich zur Kunst erheben, vom Stümpern nie, – sagt Goethe. Das machte das Renommee des Verbandes aus. Mal abgesehen von einem sehr kleinen, ideologiebehafteten Altbestand proletarischer Künstler aus der Gründungsgeschichte der DDR, die zwar auch ihr Handwerk beherrschten, die man aber unter Kollegen, ob ihrer Agitprop-Kunst, gelegentlich belächelte.

Solche Barden von Helden der Arbeit und Enthusiasten des Systems gab es in diesem Verband, ebenso wie Romantiker, Kultur-Pessimisten, Zweifler und eine Vielzahl potenter Macher, die Lücken des Systems nutzten, um Schönheit und Freude unter die Menschen zu bringen.

Es war diese Ambivalenz zwischen utopischem Anspruch und kulminierend-frustrierender Realität des Sozialismus, die den Kunstbetrieb in allen Sparten damals so spannend und produktiv machte, denn es waren immer auch Kämpfe mit dem Verkalkten, Ideologischen und Blöden – wie Oie es

nannte. Das bekamen wir schon als Studenten mit.«

»Schön, dass mal so differenziert zu hören«, lächelte Cornelia Nussbaum, »wir reden bei uns in der Ärzteschaft, im Angesicht der aktuellen Defizite in der Gesundheitspolitik, auch öfter über das vergangene Gesundheits-System. Darüber, was mal im Detail besser und effizienter war, wie die konzentrierte Fachkompetenz der Polikliniken oder der flächendeckende, vorbeugende Impfschutz.

Dass man sich der guten Dinge erinnert, die der Osten hervorgebracht hat, wird aber ganz Oben, besonders von den West-Sozialisierten, gerne als totalitäre Marotte der ewig Gestrigen denunziert – in der Konsequenz oft unwillig abgeblockt oder totgeschwiegen.«

»Ja es war in der Kunst-Szene wirklich viel differenzierter und streitbarer als es heute dargestellt wird, jedenfalls auf den Fachebenen. Mein Mann erzählte mir damals ganz stolz – als er von einer dieser Aufnahme-Kommissionen kam – wie ein Hoher Funktionär der Partei da wiederholt versucht hatte, einen Schützling zu protegieren und den hauptamtlichen Verbandsapparat unter Druck setzte. Die ehrenamtliche Aufnahme-Kommission der Künstler schaute sich das an, sah die mangelnde bildnerische Qualität des Eingereichten, stimmte ab – und verweigerte geschlossen eine Aufnahme. Das ging also, wenn man seinen eigenen Maßstäben und denen seiner Zunft treu blieb.

Den Ärger mit dem Apparat oder verschnupften, ambitionierten Laien musste man dabei immer aushalten

können – und das ging, weil wichtige, anerkannte Fachleute zusammenhielten.

Die Maßstäbe der Gestaltung in der abendländischen Kunstgeschichte standen über allem und waren nicht verhandelbar. Deshalb wollten fast alle Absolventen unserer Hochschule in diesen elitären Kreis aufgenommen werden – nicht nur, weil man danach auch freiberuflich arbeiten konnte.

Das alles funktionierte aber nur, weil es eine ganz breite Basis der künstlerisch-handwerklichen Bildung gab, von der Schule an bis in jeden Großbetrieb, jedes Kulturhaus und jede Volkshochschule – für jeden der wollte, bei marginalen Kosten.

Spezialisierte Zirkel unter der Anleitung von Profis waren das, sonst hätte ich damals die gestalterische Aufnahmeprüfung an der Kunsthochschule wohl kaum bestanden. Es waren ja hunderte Bewerber für nur ein Dutzend Studienplätze.«

»Ja, ich erinnere mich an unser Medizinstudium an der Universität Greifswald. Da gab es auch solche Angebote und eine große Gemeinde von Hobby-Künstlern, bis in unsere Professorenschaft.«

Katharina nippte mit spitzen Lippen am Zuckerrand des Campari-Cocktails, als sei der auf einmal zu bitter: »Nach der Wende wurde diese anspruchsvolle Vereinigung mit ihren universellen Maßstäben für obsolet erklärt. Man öffnete die Kunst für die so genannte Moderne – die West-Moderne – auch indem man erst einmal alles Gewesene als

ideologisch belasteten Müll denunzierte.

Seitdem ist jeder Hanswurst ein Künstler, und seitdem gibt es in der medialen Öffentlichkeit kaum noch Kunst, die vor den Maßstäben der Kunstgeschichte bestehen könnte, so sehe ich das – und auch Oie sieht das so.

Bildende Kunst und künstlerisch anspruchsvolle Gestaltung, die in feiner Variation des Überlieferten der Meister, ganze Epochen in Schönheit erstrahlen ließen, sinken herab in die Gaukelei, ins Profane, Vulgäre, Geistlos-Beliebige – genannt Moderne. Sie werden Teil einer dekadenten Wegwerfkultur beim Tanz auf dem Vulkan.

Es sind das Geld und die Gier, die alles zerstören – auch in der Kultur.

Die Herrschaft des Geldes ist doch – so sehen wir es – wie krebsartiges Unkraut, das über kurz oder lang all den eigentümlich-schönen Kultur-Pflanzen der Welt den Garaus machen wird.«

»Das mit den Maßstäben sehe ich auch so, und auch die unheilvolle Rolle dieser Herrschaft des Geldes über alles, auch bei uns im Gesundheitswesen«, bestätigte Cornelia. »Bei uns als Ärzte und in der Medizin würde keiner auf die Idee kommen, jemanden ohne solide Ausbildung auf die Patienten loszulassen. Das wäre das Ende seriöser, wissenschaftlich fundierter Schulmedizin – und das ist sicher vergleichbar mit euren Ansprüchen.

Aber seid ihr nicht immer noch ein erfolgreiches Gestaltungs-Atelier? Jedenfalls erzählte mir das, Samuel – und das habe ich auch im Internet sehen können.«

»Das stimmt schon. Es ist nur traurig, die vielen klassisch-akademisch gebildeten Künstler zu sehen, die von der herrschenden Kunstmarkt-Mafia, die vorgibt im Besitz der neuesten, modernen Maßstäbe zu sein, ausgegrenzt werden und sich am Existenz-Minimum entlang hangeln. Das ist etwa so, als hätten Quacksalber eure medizinischen Akademien und die Ärztekammern okkupiert. So jedenfalls werden sich die Folgen in der zeitgenössischen Kunst für spätere Generationen zeigen, da bin ich mir mit Oie sicher.«

Die Damen tranken synchron, sahen dann beschwingt und schweigend auf die Musikanten – wie wenn sie den nun gelungenen Abgleich der gefühlten Maßstäbe rituell bestätigen wollten.

Das Mandolinen-Ensemble der Kosaken war mittlerweile zu phantastischer Hochform aufgelaufen. Bekannte, virtuos vorgetragen Melodien russischer Folklore wechselten mit langsamen, getragenen Stücken, bei denen einige Gäste aus voller Kehle, tränenden Auges mitsangen.

Im Kerzen erleuchteten, hundertfach spiegelreflektierten, verrauchten Dämmerlicht des gut gefüllten Kaffees wirkte es herzerwärmend, wie ein Stück Russland oder wenigstens perfektes Russisches Theater – auch da fühlten die Damen ein großes Einverständnis.

Einige, Mandolinen begleitete, schweißtreibende Tanzeinlagen anwesender Tscherkessen folgten, bei denen der Boden so unter den Stiefeln bebte, dass der um den Hausfrieden besorgte Wirt die Verstärker runter regeln ließ.

Leise und melodiös, wie der Abend begonnen hatte, klang

er dann aus.

Cornelia und Katharina waren nach dem dritten Cocktail und den Geschichten aus der alten Zeit lachend zum Du übergegangen.

Sie versprachen in Verbindung zu bleiben, bevor sie sich in die laue Sommernacht verabschiedeten. Jede auf ihren Weg – im Hinterkopf leicht beschwingte, aber hoffnungsvolle Fragezeichen zur Sinnhaftigkeit des Weges ihrer Gatten.

29 Sankt Petersburg – Moskau

Am nächsten Morgen, pünktlich um acht, fuhren Kusnezows, Oie und Nussbaum im Auto von Sohn Igor Richtung Moskau. Igor Kusnezow war Informatiker an einem mathematischen Institut in Petersburg und studierte vor Jahren auch einige Semester an der Technischen Hochschule Aachen. Das führte schon beim gemeinsamen Frühstück zu einer Fachsimpelei mit Nussbaum, die irgendwie zeigen wollte, dass jeder den mathematischen Zug der Zeit genau im Blick hatte.

Fjodor Michailowitsch, Lisa und Oie hörten dem behaglich staunend zu – verstanden jedoch wenig.

Igor war redegewandt souverän wie sein Vater, Anfang der Vierzig, groß und schlank, nur der Kopf saß nicht so tief wie beim Alten.

Ebenso souverän kurbelten seine feingliedrigen Hände den Volvo durch die Schlagloch-Pisten der Vorort-Straßen, bis zur breiten Autobahn nach Moskau.

Auf der Fahrt führten Nussbaum und Kusnezows Sohn das mathematisch zentrierte Gespräch fort. Oie hörte nicht hin, zu vieles des am Vorabend Gehörten durchfurchte sein Gehirn, – auf der Suche nach Zusammenhängen.

Wenn die CoCom-Listen solche Auswirkungen auf die technologische Entwicklung des Ostens hatten, warum war damals nichts davon zu vernehmen für die Leistungsträger, die Fachleute und die zu täglicher Produktivität

angehaltenen Werktätigen?

Er entsann sich an die unzähligen Diskussionen, denen er in Betrieben beiwohnte, und bei denen es auch um gute Gestaltung ging – vor allem aber um technische Effizienz und Produktivität.

Wenn dabei konkrete Anforderungen formuliert wurden, an Informationstechnik, Werkzeuge und Technologien, war das unstrittig und konnte auch zu Papier gebracht werden. Nur tat sich in der Folge nichts – mit der Begründung, dass das erst mal in den zentralen Plan aufgenommen werden müsse, oder dass man diesen Plan, der für alle Bereiche auf Jahre festgeschrieben war, nicht verletzen könne.

Auch hörte man oft, dass besondere Technologien und Werkzeuge aus Gründen der Devisenlage nicht sofort beschaffbar seien, – oder dass ein weit entferntes, sozialistisches Land sich gerade darum kümmern würde, um es im nächsten Fünf-Jahres-Plan zu realisieren.

Ein oft hanebüchenes, routiniert aalglattes Theater der Funktionäre war es – garniert mit Ausreden – was unterm Strich regelmäßig in zynischen Durchhalteparolen endete.

Die Haupt-Ursache, die CoCom-Listen, in ihrem ganzen Umfang und in ihren verheerenden Wirkungen, so verstand er jetzt, kannten nur wenige, oder bekamen es bestenfalls indirekt mit – wie Schwager Rudolph in seiner Speditions-Firma. Selten hörte man in der Öffentlichkeit, dass es CoCom überhaupt gab und dass es damit ausgeschlossen war, die weltweit fortschrittlichsten Technologien einzusetzen

Das Eingeständnis dieser erstickenden Abhängigkeit war den Genossen wohl zu peinlich, zumal dieses Problem, mit der überall in Schlüssel-Bereiche drängenden Informations-Technologie, unaufhaltsam eskalierte.

Diese Verwundbarkeit einzugestehen, wäre ein Menetekel gewesen. Letztendlich auch ein Eingeständnis vom Unvermögen des aufgepfropften, planwirtschaftlichen Systems, obwohl es sich eben doch, wenigstens zu gleichen Teilen – mit CoCom – als Folge des Kalten-Krieges darstellte.

Wie musste es damals erst in der Sowjetunion gewesen sein, wenn schon in der kleinen, als effektiv geltenden DDR und im Angesicht der täglichen, medialen Konfrontation mit westlichem, technologischem Fortschritt, eine derartige Wirklichkeitsverweigerung die Tagesordnung bestimmte.

Das weiter zu denken, sprengte in diesem Augenblick sein Gehirn und er wählte als Ausweg – wie so oft zu Ostzeiten – den Rückzug in die bildhaften Schönheiten und Maßstäbe der Natur, den sein Beruf ihm jederzeit ermöglichte.

Wieder einmal beeindruckte ihn die Poesie des russischen Landes, die sich Kilometer um Kilometer auftat. Viel wildes unbestelltes Land – trocken-üppig überwuchert in diesem Hochsommer, zwischen größeren Wäldern, Birkenwäldchen, lang hingezogenen Orten mit großflächiger Landwirtschaft – vereinzelten, alten, buschumfangenen Dörfern und Städtchen, in denen mehrgeschossigen Wohnblöcke wie Fremdkörper lagen – so als hätte ein Riese Dominosteine auf die Wiesen gesetzt.

Traumhaft waren sie, diese flirrend-besonnten Weiten Russland, auch nach so vielen Jahren wieder, in denen er nicht mehr hier war.

Nussbaum weckte den Freund abrupt aus dem traumgleich vorbeilaufenden Landschaftsfilm, mit hintergründig ins Hirn stoßenden Stichworten: »Liste. – Sag mal, weshalb stehst du so exponiert auf Igor Antonows Liste, Fjodor Michailowitsch? Ich meine, abgesehen von der Tatsache, dass, wie du erzählst, ihr die wirtschaftswissenschaftliche Bestands-Analyse für Gorbatschow erarbeitet habt.

Augenblick aber mal, ich werde, wenn du einverstanden bist, dieKamera aus der Hand führen – die hat so ein Modul, was das Ruckeln kompensiert.«

»Ja Samuel, lass sie laufen – das ist eine lange Geschichte und wir haben noch viel Zeit bis Serpuchow. Mein Sohn Igor kennt schon viel davon – wir haben keine Geheimnisse!«

Als Samuel startklar war, hob Professor Kusnezow an: »Wie gestern schon erläutert, gehörte ich zu der Truppe von Wirtschaftswissenschaftlern, die eine Substanz-Analyse und einen kritischen Ausblick erarbeiten sollten, um eine seriöse Basis für die anstehenden Wirtschafts-Reformen zu bekommen.

Das fing schon im kleinsten Kreis in der Breschnew-Zeit an und wurde von Andropow beauftragt. Der hatte als hochintelligenter Stratege bemerkt, dass die Misswirtschaft

begann auch die militärische Schlagkraft der Sowjet-Armee zu gefährden – und so was war für die führenden Genossen eine absolute Horrorvision.

Juri Andropow – noch KGB-Chef unter Breschnew und dann später Parteichef – hatte bei seinem Machtantritt im KGB formuliert: ›Wir können keine Weltmacht mehr sein, wenn wir unsere Wirtschaft nicht in Ordnung bringen‹, denn das hatten wir ihm mit Zahlen, Statistiken und Entwicklungs-Tendenzen bewiesen.

Da war eine gewaltige Unordnung, das wusste er auch von seiner halben Million KGB-Mitarbeitern im ganzen Lande, die aber zu Teilen selbst an Misswirtschaft, Rechtsbrüchen und Korruption beteiligt waren. Selbst eine Baumwoll-Mafia gab es in Vorderasien, in die einige Ober-Genossen verstrickt waren.

Andropow kannte mit unserer Wirtschaftsanalyse auch die Fakten zum größten Verschwender von Ressourcen, dem Militär, die ihm von ausgewählten Offizieren im Militär-Geheimdienst bestätigt wurden.

Der Militär-Geheimdienst ist ja nicht nur für die Aufklärung des Gegners und die Spionage-Abwehr in der Truppe zuständig, sondern auch für die Aufdeckung von Rechtsbrüchen bei den Streitkräften, die sich naturgemäß – durch die dominierende Kommando-Struktur – besonders gut tarnen lassen. Der Militär-Geheimdienst arbeitete dabei formal mit dem KGB zusammen, war aber nachrichtendienstlich dem Generalstab des Verteidigungsministers Rechenschaft pflichtig.

Da lag das Problem.

Verteidigungsminister war damals Marschall Ustinow, Held des Weltkrieges, selbstherrlicher ignoranter Militärfürst und auch für Andropow unantastbar.

Damit biss sich die Katze in den Schwanz, denn du kannst niemals einen Sumpf trockenlegen, wenn du die Frösche fragst. Das Erste, was Andropow deshalb intelligenterweise tat, als er Parteichef wurde, er reformierte die Strukturen, um aus den ausgewählten Offizieren des Militär-Geheimdienstes eine Elite-Einheit zu formieren, die nur ihm für verdeckte Operationen zur Verfügung stand.

Militärgeheimnisse, insbesondere der Spionage-Abwehr der zwölften Abteilung, waren ein absolutes Tabu und nur einem ganz kleinen Kreis zugänglich. Wir nutzten von da an diesen Tabu-Raum für unsere Operationen. Diese verdeckt organisierte und arbeitende Gruppe war die Wurzel der später ins Spiel kommenden Abwehr in der Perestroika.«

»Verstehe ich das richtig«, hakte Oie ein, »dass es nur eine kleine Truppe, quasi eine geheime Struktur in der Struktur war?«

»Eine ganz kleine zu Anfang, denn der alte Chef des Militär-Geheimdienstes, General Iwaschutin – ein KGB-Zuträger – war noch im Amt.

Igor Antonow, Nikolai Ossipow und ihr späterer Chef, General Fedossow, kamen mit dieser Sonder-Einheit ins Spiel. Unter ihrer Leitung wurden alle sichtbaren und bisher unsichtbaren Katastrophen, alle Verschwendungen und alle Netzwerke der Korruption beim Militär aufgezeigt – bis zu

den hausgemachten Privilegien der Militärführung, und den kriminellen Sauereien im Waffen- und Drogenhandel mit Afghanistan.

Diese intern beschafften Materialien hatten wir unter strengster Geheimhaltung, in meinem Institut, ökonomisch bewertet und schon in Hinterhand, als Andropow im Februar vierundachtzig an seinen vielen Leiden verstarb.

Der Verwalter seines politischen Erbes war Michail Gorbatschow, den Andropow auf dem Sterbebett als seinen Nachfolger vorschlug – damit aber die Bonzen der Nomenklatura erschreckte.

Schnell schoben die Gerontokraten des Politbüros, die schon ein Zerbröseln ihrer Macht fürchteten, den klapprigen Tschernenko nach vorn. Nicht zuletzt durch die eindeutige Positionierung des Politbüro-Schwergewichtes Marschall Ustinow, dessen Apparat den posthumen Einfluss des Parteichefs zurückdrängen wollte, weil er ahnte, dass ihm Gorbatschow, wenn er Chef würde, gefährlich werden konnte.«

Kusnezow räusperte sich, ließ sich von Lisa die Thermosflasche mit Eis-Tee geben und trank so langsam, als wollte er die Spannung steigern.

»Als Tschernenko ans Ruder kam, hielten wir uns als Analysten bedeckt, kappten alle Verbindungen und warteten ab, da Gorbatschowfür den todkranken neuen Generalsekretär viele Geschäfte führte, aber noch nicht die exekutive Macht hatte.

Ich stand mit unserer Wirtschaftsanalyse zum Militärisch-

industriellen-Komplex – die Zeitbombenqualität besaß – in dieser Zeit unter dem persönlichen Schutz von Igor Antonow. Das ging so weit, dass alle unsere Unterlagen zu dem Thema, übers Wochenende von Antonows Abwehr-Einheit gestohlen wurden, weil er wusste, dass am Montag der KGB unser Institut durchsuchen sollte, um dieses hochbrisante Material aus dem Verkehr zu ziehen, – im Nachhinein betrachtet ein Husarenstück.

Tschernenko war allerdings schon bei seiner Wahl zum Parteichef todkrank. Aber ihr wisst ja, dass es immer auch die Macht des Apparates ist, die hinter einem König steht und die, trotz aller realen Probleme, Ignoranz pflegt und Beharrungsvermögen entfaltet, um die eigenen Privilegien zu sichern.

Tschernenko war gesundheitlich so fertig, dass er als erster Generalsekretär in der Geschichte freiwillig abtreten wollte. Der Apparat der Polit-Gerontokraten aber verhinderte das. Wahrscheinlich auch, weil sie rochen, wer dann kommen, aufräumen und ihnen Probleme bereiten würde: Gorbatschow.

Besonders der Apparat des Verteidigungsministers Marschall Ustinow blockierte in dieser Zeit alle bescheidenen Ansätze von Reformen, weil sie immer auch gravierend in den Besitzstand der Oboronka eingreifen würden, wenn sie Erfolg haben sollten.

Ustinow starb dann – Gott sei Dank – im Dezember vierundachtzig eines natürlichen Todes.

Sein Nachfolger wurde Marschall Sokolow. Der war bis

dahin der Haupt-Kriegstreiber in Afghanistan.

Der Weg für Reformen war damit nicht leichter, denn Sokolow repräsentierte die gleiche Kaste – den gleichen Geist machtbesoffener, korrupter kalter Krieger.

Gorbatschow wurde dann nur als neuer Parteichef gewählt, weil KGB-Chef Tschebrikow – den Andropow noch in diese Position gebracht hatte – einigen Politbüro-Mitgliedern in Privataudienz die Liste ihrer Verstrickungen und Verfehlungen, besonders die ihrer Günstlinge verlas. Darunter war Außenminister Gromyko, der letzte unangreifbare Kur-Fürst der alten Zeit. Alle Politbüro-Mitglieder nickten dann Gorbatschow ab. – Viele auch, um ihre Haut und ihre Privilegien zu retten.

Erst durch diesen Machtwechsel kamen wir mit unserer präzisierten Analyse der wirtschaftlichen Situation zum Zuge, – in der geheimen Rede des Generalsekretärs vor den Delegierten des Parteitags.

Die Erschütterung war gewaltig. Besonders als die Rolle des Militärs – als tragende Säule der Oboronka – bei der wirtschaftlichen Katastrophe, durch Rüstungswahnsinn und Verschwendung, in Zahlen benannt werden konnte.

Noch zwei Wochen zuvor, als diese Analyse dem Politbüro zur Kenntnis gebracht wurde, war Marschall Sokolow ausgerastet und hatte diese Zahlen als Lügen bezeichnet.

Er bekam zehn Tage Zeit, seine Zahlen dagegenzustellen, – wenn erkonnte.

Er konnte nicht und kochte über, als das auf dem Parteitag im März sechsundachtzig öffentlich wurde.

Viele der neu gewählten Delegierten aus den Reihen der Gorbatschow-Anhänger behandelten ihn dann als Paria – auch als Sündenbock – der für die Fehlentwicklungen des Systems hauptsächlich verantwortlich war, und er verließ den Parteitag, so berichtete mir Igor Antonow, als Todfeind Gorbatschows.«

»Da war er nicht allein, wie ich mich deutlich erinnere«, flocht Lisa ein.

»Ja, nicht nur er hegte unbändigen Groll gegen den neuen Parteichef. Bezeichnend ist ein Witz aus der Zeit der Kampagne gegen den Alkohol, bald nach Amtsantritt Gorbatschows. Da ging es um die endlos lange Schlange derer, die nach Wodka anstanden, und die immer noch viel kürzer gewesen sei, als die Schlange der Leute, die Gorbatschow erschießen wollten, – und da war was dran.

Alle Bemühungen Marschall Sokolows – bis zu seiner Absetzung nach dem Kreml-Flug – den Parteichef im Politbüro auszuschalten, oder ihn ganz einfach umbringen zu lassen, scheiterten an der dann breiter aufgestellten Abwehr des Militär-Geheimdienstes, die – Handverlesen – auf den Schutz von Gorbatschows Perestroika eingeschworen war, so weiß ich es von Igor Antonow.

Damals hatte ich aber hauptsächlich mit der wissenschaftlichen Analyse der gewachsenen, folgenreichen Verschlingungen dieses ineffizienten Wirtschaftssystems zu tun, das sich ja bis dahin jeder realistischen Bilanz entzog.

Wir konnten, durch unsere Analyse, dem Parteitag ökonomische Ansatzpunkte für den Weg aus der Krise

aufzeigen, denn eine glasklare Bestandsaufnahme ist die Basis jeder erfolgreichen Reform.

Wir wiesen nach, wie groß der Abstand zum Welt-Niveau in der wirtschaftlichen Effizienz war. Ihr wisst doch noch, dass eines dieser Dogmen der Marxistisch-Leninistischen-Lehre die höhere Arbeitsproduktivität war, weshalb der Sieg des Kommunismus über den Kapitalismus gesetzmäßig sei, – so die Ideologen.

Industriezweig für Industriezweig wiesen wir die größer werdenden, gravierenden Produktivitätsrückstände gegenüber dem Westen nach und kamen immer zu gleichen Resultaten, denn in den meisten Branchen wurde nicht einmal die Hälfte des vergleichbaren Welt-Niveaus erreicht: Nur die technologische Kooperation der guten sowjetischen Grundlagenforschung mit dem besten technologischen Niveau der Welt, im produzierenden Bereich, werde uns aus der Krise führen, war unsere logische Schlussfolgerung. Mangelnde Produktivität in Schlüssel-Sektoren, wie Maschinenbau und Elektronik, zieht ja auch zwangsläufig den ständig wachsenden Rückstand in allen anderen Wirtschafts-Bereichen nach sich.

Mit diesem neuen Ansatz machten wir den Leistungsträgern in unserer Gesellschaft Hoffnung. Die Perestroika begann mit dieser Hoffnung, – die Perestroika war Hoffnung.«

»Und warum ging das dann nicht, warum wurde nicht einfach so verfahren? – Das fragt sich meine Generation heute noch«, warf Kusnezows Sohn ein.

»Mein Sohn, du hast das nicht mehr erleben müssen: Dieser technologischen Kooperation stand der Kalte-Krieg im Wege, der sich immer weiter hochgeschaukelt hatte, besonders infolge der Nachrüstungsbeschlüsse.

Der Entspannung und existenziell notwendigen Abrüstung stand die militärische Konfrontation der Blöcke und, besonders an der Nahtstelle der Systeme, die ungelöste Deutsche Frage im Wege.

Das begriffen alle Beteiligten, die notwendige Tragweite der strategischen Überlegungen allerdings nur wenige. Das konnte man unseren Apparatschicks auch nicht beibringen, das führte zum sofortigen Hirn-Infarkt – genannt Klassenstandpunkt. Menschlich war das ja verständlich, denn welche Struktur, welches System, arbeitet schon freiwillig an seiner eigenen Abschaffung?«

»Paladine. – Das ist wie bei uns mit den Paladinen in den Parteien. Wahrscheinlich ist das überall auf der Welt so, wo es um Macht und Pfründe geht«, witzelte Nussbaum resignativ.

Der Professor bestätigte: »So ist es. Dass für die notwendige Überwindung der Embargos der CoCom-Listen, die Beendigung des Kalten Krieges – mithin eine Europäische Perestroika – die Voraussetzung war, begriffen nur einzelne in der Führung.

Das hieß ja in der Konsequenz forcierte Abrüstung – wenn es nicht anders ging, auch einseitig – im Vertrauen auf eine Friedens-Rendite.«

Oie zweifelte: »Mit den Altgedienten Funktionären der

Partei, den über alle Selbstzweifel Erhabenen, war das sicher nicht zu machen, – wie sollte das gehen?«

»Das war das Problem«, bestätigte Kusnezow: »Die Hälfte der Delegierten auf dem Parteitag waren hoch dekorierte Aparatschicks und Kriegsveteranen. Die saßen auf ihren Privilegien und hatten keine Ahnung von wirtschaftlichen Zusammenhängen. Die Sowjetunion war ja in deren Augen das erfolgreichste Land der Welt – das Paradies der Werktätigen – so stand das jedenfalls in ihren Zeitungen. Die konnte man nicht um Unterstützung bitten, die waren schon durch die einfachsten Gedanken der Perestroika überfordert.

Das ging gar nicht, oder nur in homöopathischen Dosen.

Aber erst mal hatte der neue Parteichef, durch seinen überzeugenden Auftritt vor dem Parteitag – besonders durch das Gewicht unserer Fakten – grünes Licht für seine so genannte Beschleunigung bekommen. Das war vor allem der Start zur systematischen Befreiung der Betriebe aus den Fängen der allgewaltigen staatlichen Plankommission, die den Wahn hatte, alles zu regeln und eine unendliche Bürokratie hervorbrachte.

Gorbatschows Mannschaft beschritt überall neue und richtige Wege, jedoch, wie wir heute wissen, nicht schnell und konsequent genug.

Das konnte, aus heutiger Sicht, auch nichts werden, weil wirtschaftliche Effizienz eng mit technologischer Erneuerung zusammenhängt. Die war intern nicht zu leisten und extern durch die streng gehandhabten CoCom-Embargolisten, die Anfang der Achtzigerjahre von Reagan

unter dem Codewort Exodus noch einmal für Computer-Technik und alle Hochtechnologie verschärft wurden, unmöglich.

Zu der Einschätzung kamen wir als Berater, denn wir hatten in allen Branchen den Überblick über die führenden und zukunftweisenden CAD/CAM -Technologien. Dennoch mussten wir nichts unversucht lassen, diese Blockaden zu überwinden.

Ideen dazu trugen die beratenden Experten bei jeder Gelegenheit vor und das förderten der Generalsekretär, der weit herumgekommen war in der Welt, und sein politischer Beraterstab.

Er hatte auf seinen West-Reisen, die er schon unter Andropow ausgiebig genutzt hatte, ein Gefühl für unseren technologischen Rückstand bekommen und wusste, er muss diese Embargos abräumen um aufzuholen, und den wirtschaftlichen Verfall zu stoppen.

Vor allem musste es beschleunigt vorangehen, denn wir hatten schon zu Beginn der Perestroika berechnet, wie lange der Treibstoff für den Betrieb unseres riesigen maroden Schrott-Tankers – dieser Art ineffizientem Wirtschafts-Koloss – noch reicht und mussten uns darin nach der Katastrophe von Tschernobyl noch einmal gewaltig korrigieren.

Dazu war es notwendig, den Kalten-Krieg zügig zu überwinden und zur Not auch unseren Militärblock aufzulösen, der diesem Ansinnen umfassender, wirtschaftlicher Kooperation naturgemäß im Wege stand.

Vor allem aber – und das war der im engsten Kreise

erkannte Schlüssel des Problems – musste dazu die Deutsche Frage gelöst werden.«

»Imperium. – Jetzt verstehe ich deine Bemerkung von gestern, Fjodor, als du von der Auflösung des Imperiums für die Europäische Perestroika sprachst«, warf Nussbaum ein, und auch Oie wurde es wieder bewusst.

»Ja, so wurde ich damals von Igor Antonow ins Vertrauen gezogen, der planvoll Marschall Sokolows Militär-Hydra enthauptet hat, als der Kreml-Flieger mit einem Bolschoitheater auf der Nase des Marschalls gelandet werden konnte, – so hat er es poetisch umschrieben.

Soviel zu den Fakten«, schloss Professor Kusnezow. »Wie ihr nun wisst, war der Kreml-Flug notwendige Voraussetzung und Startoperation der Europäischen Perestroika.«

Nussbaum fummelte nach den letzten Worten und einer beeindruckten Stille, die nur vom Rauschen des Fahrtwindes getönt wurde, einen Speicherchip aus seiner Tasche: »Zwänge. – Ernüchternd deine Beschreibung der Zwänge, der inneren wie äußeren Ursachen und Erfordernisse. Strategisch konsequent und geradlinig«, lobte er und legte den Chip in die Kamera. »Hintergrund. – Nun, da du dich so einordnest, über deine Rolle als Wissenschaftler hinaus, ist es ander Zeit zu zeigen, was wir im Hintergrund schon erfahren haben. Zeit-Zeugen. – Wir haben zu den Kreml-Flügen bereits ein paar Zeit-Zeugen aufgetrieben.«

»Plural? – Verstehe ich das richtig – es gab mehrere Kreml-Flüge?«

»Vorbereitung. – Nur in der Vorbereitung, um sicherzugehen Fjodor.

Es war Igor Antonows Operation Prelomlenie deren Finnischer Teil dann Abend-Licht hieß und von Tuomas Poursiainen geleitet wurde. Hier auf dem Bildschirm kannst du die ersten Interviews sehen, die wir in Lettland und Finnland aufzeichneten.

Rohmaterial. – Alles erst mal Rohmaterial, aber man versteht jetzt, was da gelaufen ist und wie es mit dem zusammenpasst, was du uns gerade geschildert hast.«

Der vorn sitzende Nussbaum stellte die Kamera aufs Armaturenbrett und klappte den Bildschirm so auf, dass alle im Auto sehen konnten. Er hielt sie mit einer Hand fest und drehte den Ton auf. Aufmerksam verfolgten die Insassen die aufgezeichneten Sequenzen. Dabei mussten sie den Fahrer, der interessiert mit einem Auge das Geschehen auf dem kleinen Bildschirm verfolgte, immer wieder kurz anrufen, damit er seine Spur hielt, die er im Minutentakt zu verlieren drohte.

Aber die Piste war breit und der Verkehr am Sonntag Vormittag nicht sehr lebhaft, sodass sie nie wirklich Sorge hatten, im Graben zu landen.

Während die Aussagen der Zeitzeugen über den Monitor flimmerten, merkte man Kusnezows sparsamen Bewegungen eine steigende Spannung an. Nachdem die letzte Szene auf dem Flugplatz in Kuopio durchgelaufen war, lächelte Fjodor Kusnezow und bemerkte, dass er nun – da er den Wirt vom Kafkas einordnen könne – die Bemerkungen bei der

Verabschiedung von Tuomas verstehe.

Lisa Kusnezowa dagegen reklamierte: »Warum ist Tuomas Poursiainen immer nur von hinten zu sehen, er ist doch ein gut gewachsener Finne?«

»Das ist ein Problem«, antwortete Oie. »Er bat darum. Köpfe als Zeitzeugen sind ja wichtig und würden dieses Bild einer perfekten, strategischen Operation abrunden, aber er ist Beamter im Ruhestand und noch in der Architektur-Szene aktiv, da darf er um Himmelswillen nicht unter der Geschichte leiden, – bei seinen Verdiensten um die Sache.«

»Ja, das darf nicht sein«, brummte Kusnezow. »Da hätte er große Probleme mit eurer Recherche. Gestern Abend sprachen wir so nebenbei darüber, denn in Finnland laufen sehr subtil Versuche einer ähnlichen Hexenjagd, wie man es seit zwanzig Jahren aus Deutschland hört. Pauschale Verdächtigungen und Diskriminierungen, ohne die Hintergründe zu kennen oder wissen zu wollen, was konkret geschehen ist. Uns predigt man den konsequenten Rechtsstaat, von dem wir noch etwas entfernt sind, aber die, die den Rechtsstaat nach eigenem Verständnis haben, lassen in diesen Fällen fundamentale, rechtsstaatliche Prinzipien fahren.

Eigentlich geht es immer, so vermute ich, nur um Selbst-Beweihräucherung und pauschale Rache von Betroffenen. Forciert wird das natürlich auch von Unbeteiligten, die sich dadurch selbst in ein besseres Licht setzen wollen.«

»Ja Fjodor, einfach die Toten ruhen zu lassen, würde doch die Geschichtsschreibung der Sieger stören«, bemerkte Oie.

»Das natürlich auch«, bestätigte Fjodor Kusnezow, »aber vielleicht war Tuomas schon zu lange dabei und kann sein Wirken in Finnland nicht auf die Operation Abend-Licht reduzieren?

Schnell noch etwas zu Konstantin Iwanowitsch Petrow, bevor wir dort vorfahren. Mit ihm habe ich ja in der Gorbatschow-Zeit – bis zur Beendigung des Kalten-Krieges – eng zusammengearbeitet. Zugegeben von Jahr zu Jahr mehr als Getriebene der Verhältnisse.«

Samuel richtete bei diesen Worten die Kamera wieder auf den Professor.

»Bei Gorbatschows Machtantritt hatten wir zwanzig Milliarden Dollar Auslandsschulden, unsere Verbündeten zusammen etwa achtzig Milliarden. Das eskalierte dann wegen der immer geringeren Exporterlöse und dem drückenden Schuldendienst. Wir mussten immer neue Kredite aufnehmen, um die alten abzulösen und die Zinsen zu zahlen.

Wir hatten deshalb alles, was in den Folgejahren politisch notwendig war, unter strengster Geheimhaltung auf seine finanzpolitischen Folgen abzuklopfen. Das hat mich mit Konstantin Petrow zusammengeführt.

Der ganze Ostblock war ja eine wirtschaftliche Zwangsvereinigung, der – unter dem Primat des Militärischen – das Etikett Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe – RGW aufgeklebt wurde. Mit Sitz in Moskau diente alles direkt oder indirekt der Militärischen Sicherheit und dem Großmachtanspruch der Sowjetunion.

Die Befriedigung der Bedürfnisse der Zivil-Bevölkerung kam immer erst an zweiter Stelle und war nur Mittel zum Zweck. Aber jeder Fachmann weiß, wer schlecht versorgt ist, produziert meistens schlecht.

Das war auch in allen Bruderländern so, und das konnte man nur behutsam, durch Entflechtung, verbessern, um den Produzenten neue wirtschaftliche Spielräume zu eröffnen. Schon die Entmachtung der riesigen Staatlichen Plankommission und der zugeordneten Wirtschaftskommissionen des RGW, an der Konstantin Petrow seinen Anteil hat, war wie eine Sisyphus-Arbeit. Die Probleme kulminierten horrende nach der Tschernobyl-Katastrophe, die unendliche Ressourcen fraß, und zudem gewaltiges politisches Kapital im In- und Ausland kostete.«

»Spitzentechnologie. – Die Folgen spüren wir heute noch in Deutschland«, warf Nussbaum ein: »Die pauschale Verteufelung einer Spitzentechnologie der Menschheit rührt daher. Von einer kleinen Kaste von grünen Lobbyisten und ungebildeten Technik-Feinden werden Urängste geschürt. Sie erhalten, durch die politische Architektur bei uns, ein Gewicht in der öffentlichen Betrachtung, dass die Frage völlig ausblendet, welchen Beitrag die Kernkraft für den weltweiten Klimaschutz leisten kann, – einen gewaltigen nämlich.«

Professor Kusnezow schüttelte sich vor soviel Unverstand: »Weltweit sind über fünfzig Kernkraftwerke im Bau – die Menschen sind doch nicht betrunken. Deutschland war auf diesem Gebiet einmal Spitze und ist es, in der

Steuer- und Regelungstechnik, in der Reaktorsicherheit, heute noch. Das weiß ich von einem befreundeten Kernphysiker.

Diese technikfeindliche Position zeigt doch wieder mal, wie man sich aus Unverstand selbst ein Bein abhacken kann, so sagt man bei uns in Russland.

Dabei war und ist deutsche Technik, in ihrer industriell vernetzten Entwicklung, in ihrer Präzision und Zuverlässigkeit, immer ein Vorbild für uns. Schon seit Peter dem Großen haben deutsche Ingenieure und Wissenschaftler die Qualitätssprünge in der russischen Technologie befördert. Sie kamen mit ihrem Wissen aus dem Zentrum Europas. Man hat sie geachtet und auf sie gehört.

Nur nach dem Zweiten Weltkrieg kam die Katastrophe, so kann ich es als Wirtschaftshistoriker sagen. Wir hatten zwar – wie alle ehemaligen Kriegsgegner Deutschlands – über eine halbe Million Reichspatente als Reparationen bekommen, aber wir haben fast nichts daraus gemacht.

Auf allen industriellen Gebieten hatten wir Spitzenwissen und vor allem den realisierten, praktischen Stand, die Maschinen, die entscheidenden, erprobten Anwendungslösungen im Detail und, wenn wir wollten, auch die Hände. Aber interessiert hat uns nur, was den Militärs einen Vorteil versprach.

Auf anderen Gebieten gab es kaum eine Weiterentwicklung. Deshalb fand man bis vor ein paar Jahren, oder findet man zuweilen heute noch, Verarbeitungs-Maschinen bei uns, die in Deutschland schon beim Kaiser

liefen. Mit allen negativen Folgen für die Produktivität.

In der ganzen Leichtindustrie, im Maschinenbau und in der Lebensmittel-Verarbeitung, waren bis zur Wende noch Maschinen im Einsatz, die im großen Stile als Reparationen in Deutschland demontiert wurden.

Die Deutschen in der Bundesrepublik haben in ihre noch vorhandenen, nach den Reparationen leer geräumten Hallen, neue produktiveTechnik hineingestellt, deren patentierte Blaupausen wir hatten, die wir aber nicht umgesetzt haben, weil uns über dem expansiven Rüstungswahn der Militärfürsten – vor allem unter dem Druck des Kalten Krieges – die wirtschaftliche Kraft dafür fehlte.

Gorbatschow wusste durch seinen Beraterstab und seine Vergleichsmöglichkeiten, auf den Reisen durch die Welt, dass Deutschland mit seiner Bandbreite von modernsten Technologien, mit seiner innovativen Problemlösungs-Effizienz, für fast alle Bereiche, der ideale Partner des technologischen Wiederaufbaus Russlands sein würde.

Auch geopolitisch ein idealer Partner, wie es ja schon Jahrhunderte lang erfolgreich praktiziert wurde. Ein dankbarer Partner noch dazu, wenn er den Deutschen den Schlüssel zur Einheit übergab, der, wie schon Adenauer klug bemerkte, seit dem Ende des Krieges in Moskau lag.«

»Auch das kenne ich schon aus meinem zweiten Leben als deutscher Ingenieur in einem Werkzeugmaschinen-Kombinat in Berlin«, bestätigte Oie. »Damals haben wir für die Sowjetunion Werkzeugmaschinen-Fabriken projektiert. Das

ist die Hohe Schule des Maschinenbaus. Die Qualität der Werkzeuge und Maschinen ist doch entscheidend für jede Volkswirtschaft. Und wenn es dann nicht weiterging, beim Aufbau der Werke, bei der Umsetzung der Fertigungs-Organisation, bei der Projekt-Steuerung, in welchen Details auch immer, hat man die Experten, die das in der Zusammenarbeit richten sollten, bei uns angefordert.

Das waren immer besondere Projekte, oft auch in industriellen Dimensionen, bei denen uns anfangs der Atem stockte. Werke für achthundert Drehautomaten im Jahr waren eine normale Größe für unser Ingenieur-Büro. – Wenn aber eine Fertigung für viertausend Maschinen verlangt wurde, bekamen unsere Chefs schon weiche Knie.«

»Das verstehe ich, – da ist nichts mehr proportional. Das sind schon immer Problem und gleichzeitig Chance in der Zusammenarbeit mit Russland, würde ich als Historiker sagen.«

»Probleme gab es besonders, wenn die Baustellen für solche Werke in gesperrten Städten standen, in die eigentlich kein Ausländer hineindurfte. – Eine hieß damals Gorki.«

»Ja, die hat heute ihren alten Namen zurück«, freute sich Kusnezow, »und heißt wieder Nishnij Nowgorod. Auf technischem Gebiet gibt es diese große Tradition der Zusammenarbeit. Leider ist sie nach den Ereignissen in Russland, vor allem den vielen Pleiten in den Neunzigerjahren, im Zuge der wilden, räuberischen Privatisierungen unter Jelzin, abgerissen und erholt sich nur

langsam.

Gorbatschow aber sah wohl schon am Anfang der Reformen große Chancen für die Wiederbelebung und den Ausbau der technischen Kooperation mit der Bundesrepublik, und hat deshalb alle politischen Strategien darauf abgestellt, dafür den Kalten Krieg und in seinem Kern die Deutsche Teilung zu überwinden.

Das konnte er nicht offiziell verkünden, aber so war es, im Ergebnis aller Strategieberatungen, von denen ich über Konstantin Petrow Informationen bekam.

In äußerster Geheimhaltung, wie vieles, denn wenn das immer noch starke Militär oder die Oboronka davon Wind bekommen hätte, wäre Gorbatschow absetzt worden. Sie hätten uns alle im Gulag verrotten oder umbringen lassen.«

»Das weißt du genau?«, staunte Oie.

»Ihn diskret zu beseitigen, hat man nach Igor Antonows Informationen oft versucht. Seine Leute konnten es aber, im Rahmen der Abwehr, immer rechtzeitig aufdecken und verhindern. Merkwürdigerweise und regelmäßig sind dann, wenn die Ermittlungen auf das darin verwickelte Militär und den KGB trafen, die Werkzeuge der Verschwörer nach Afghanistan abkommandiert worden – und binnen Tagen den Heldentod gestorben.«

Nussbaum nickte bestätigend: »Das ging, so erzählte mir Igor Antonow, bis zum vierzigsten Jahrestag der DDR, wo so ein durchdrehender General der NVA Gorbatschow nach der Ankunft auf dem Flughafen in Berlin verhaften wollte, – und man vernahm dabei von vielen der Militäroberen und

Funktionäre, wie gut sie das gefunden hätten.«

»Das hat ja dann auch geklappt, mit dem Putsch gegen Gorbatschow im August einundneunzig. Danach begannen das Chaos und die Raubzüge gegen das russische Volk«, stöhnte Lisa. »Wenn man Raubzüge gegen das eigene oder andere Völker organisieren will, braucht man ja das Chaos!«

»Lisa, mein Täubchen, das muss ich als Wirtschafts-Historiker anders sehen. – Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. Erst dadurch konnte doch Neues entstehen.«

»Um welchen Preis, du alter Marabu, da streiten wir uns schon seit zwanzig Jahren.

Die Chinesen haben es doch vorgemacht, wie man diszipliniert und systematisch etwas von oben öffnen und entwickeln kann. Du nennst es marktwirtschaftliche Kommandowirtschaft, aber es funktioniert. Aus diesem russischen Stamm wird doch ohne die harte und gerechte Hand eines Zaren nichts, das war schon immer so. Stalins System hat das noch tiefer in die Gene der Genossen gebrannt, deshalb muss man wohl die Demokratie – die Herrschaft von Recht und Gesetz der Bürger – von oben aufdrücken. Nur so einfach die Zügel loslassen, wie unter Jelzin, begünstigt nur die skrupellosen Räuber und den Zwist unter den Menschen.

Vor allem schwächt es Russland in den Augen seiner gierigen Feinde.

Jedenfalls war diese Zeit der Räuber und Plünderer unter Jelzin fürchterlich hart und ungerecht. Womit hat dieses

Volk das, nach all den Leiden, verdient in Gottes Namen?«

»Nun beruhige dich doch mein Täubchen. Ursache aller Ursachen ist, nüchtern betrachtet, und das weißt du, der Versuch der Bolschewiken – mit der Oktoberrevolution – die Herrschaft des Geldes abzuschütteln und alle Auslands-Schulden des Zarenreiches für nichtig zu erklären. Das war der Sündenfall und der Zivilisationsbruch in den Augen des großen Geldes.

Seitdem hatten wir das Kapital zum Todfeind, – und seine Hauptwaffen waren die Embargos. Die hatte China, den Hightech-Bereich betreffend, nicht. Mao, der Stratege, hatt vor allem klamheimlich die Einführung der Deutschen Industrienorm-DIN, als Grundlage der Chinesischen Industrienorm, beschlossen und hunderte Ingenieurstudenten nach Deutschland entsand, die heute an den entscheidenden Schaltsstellen von Wissenschaft und Wirtschaft Einfluss haben

Das war der gravierendste Unterschied bei den Startbedingungen der industriellen Aufholjagd bei den technologisch unterentwickelten Großmächten Russland und China.

Die Amerikaner und besonders die Briten, einem Zerfall von Macht und Einfluss im Empire nachtrauernd, hatten natürlich auch immer ein Interesse Zwietracht zu säen zwischen den sozialistischen Modellen. Teile und herrsche – der alte Grundsatz der Römer – war strategisch auch in dem

Fall erste Wahl.

Sie hofften intrigant, dass ideologisch von der Sowjetunion abdriftende fundamental-kommunistische China zum ernsthaften Rivalen und strategischem Feind der Sowjetunion zu befördern, auf das sich diese rivalisierenden kommunistischen Mächte gegenseitig zerstören. Wenn wir uns an den Ussuri-Grenz-Konflikt im fernen Osten erinnern, hätte es ja auch beinahe geklappt.«

Wie sehr sie sich der Millionen-Metropole Moskau näherten, bemerkten sie an den vielen Hochhaus-Satelliten-Städten und an dem rasant zunehmenden Autoverkehr, in beiden Richtungen des südlichen Moskauer Autobahn-Ringes. Nach einer weiteren Stunde gelangten sie ans Ziel.

Um Serpuchow herum, wo sich die Kolonien der Datschen häuften, standen Sommer-Häuser an einem Fluss – flankiert von lichten Wäldchen. Eine dieser Akademiker-Siedlungen auf dem Lande, in der Petrow ein großes altes Haus in klassischen Proportionen auf einem weiten, parkartigen Grundstück mit altem Baumbestand bewohnte.

Als hölzernes, zweigeschossiges, irgendwann einmal grün gestrichenes und weiß abgesetztes Sommer-Haus mit grünem Blechdach, sah man ihm schon von weiten an, dass es die besten Jahre hinter sich hatte.

Auf dem breiten Sommerweg vor dem Grundstück standen einige Fahrzeuge, und Kusnezows Sohn schlängelte sich durch.

Leise ausgestiegen streckten sie sich wohlig entspannend und erwartungsvoll in der Sonne, denn von drinnen erklang durch die geöffneten Fenster klassische Musik.

Kusnezow flüsterte: »Kommt wir schleichen uns hinein, mein Sohn fährt derweil nach Moskau zu Freunden.«

Sie gingen durch den Garten und drei Stufen, über die breite Vortreppe, aufs steinerne Podest, über dem auf starken weißen Balkenstützen die Sonnenterrasse des Obergeschosses schwebte.

Auf leisen Sohlen querten sie das Foyer, an dessen weißen holzvertäfelten Wänden russische Landschaftsmalerei präsentiert war, – und sahen durch die weit geöffnete Flügeltür nun auf Gäste, die andächtig drei Streichern lauschten.

Eine leichte Sommerbrise verhauchte die weißen Gardinen des kleinen Saales, wie ein bildhaftes Echo der im Klang des Streichkonzertes wogenden Leiber der Musiker – zwei Herren und eine Dame am Cello.

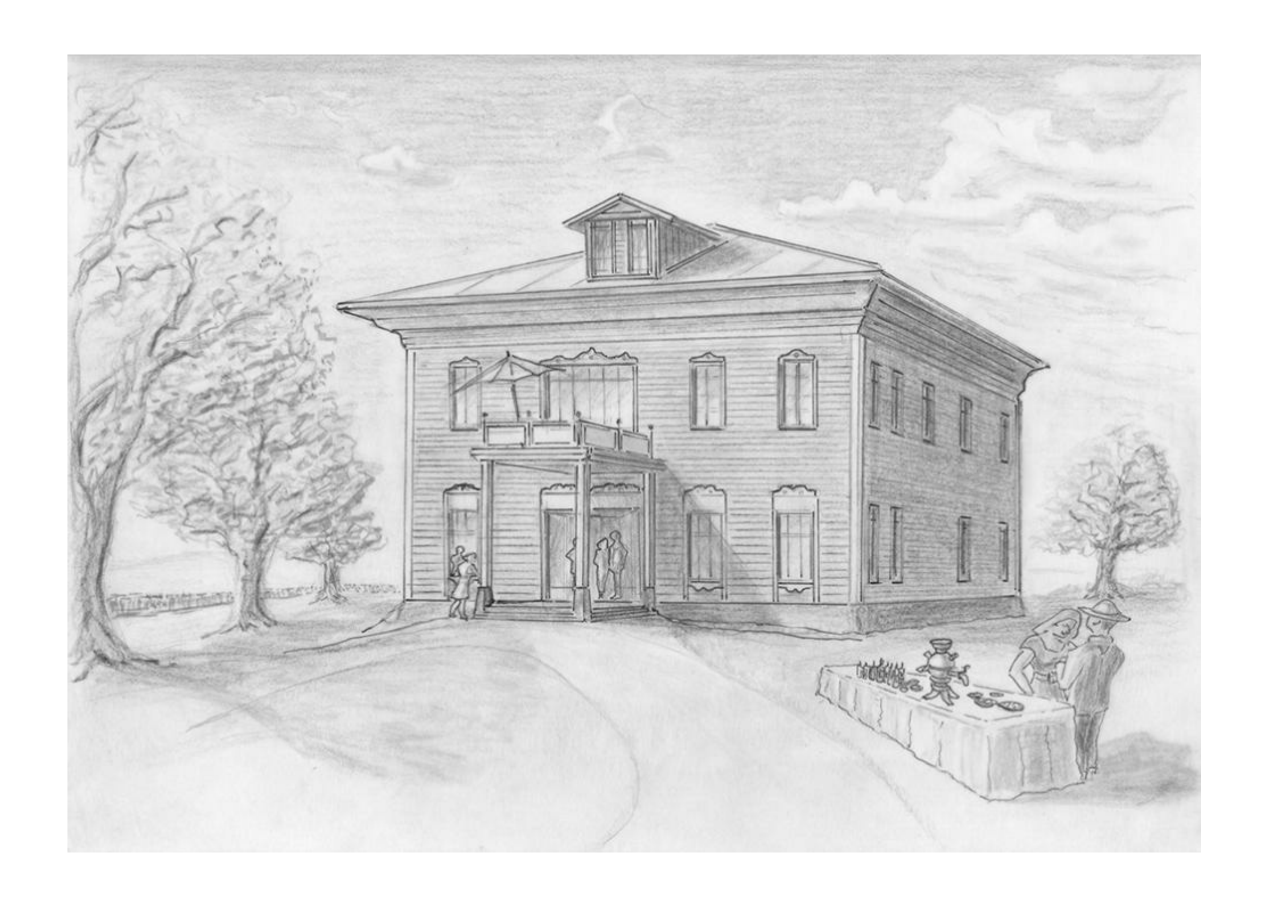
»Bach«, flüsterte Nussbaum und schwang den Körper lächelnd, als hätte er selbst ein Instrument im Arm.

Kusnezow und Lisa, die am Rande den Hausherren sitzen sahen, empfingen von diesem ein Zeichen sich in seiner Nähe zu platzieren, wo noch zwei freie Stühle standen.

Die Freunde blieben im Rücken der Gäste unter der Tür stehen und lauschten wie verzaubert den irgendwie heimatlichen Klängen.

In sommerlich-heiterer Harmonie spielten die Musiker und erhielten am Schluss viel Beifall. Der Hausherr stand

auf und verkündete, sich bedankend, eine Pause im Kammerkonzert.



30 Petrows Erzählungen – die politischen Hintergründe der Europäischen Perestroika

Die Hörer des Konzertes im Hause Petrow waren mittleren bis gesetzten Alters, nur wenige Kinder waren darunter. Alle Gäste waren sommerlich hell und leicht gekleidet, – einige Damen trugen Blumen verzierte Sonnenhüte.

Sichtlich beschwingt von den Klängen Bachs gingen die Gäste in den Garten, wo nahe alter Bäume eine weiß gedeckte Tafel mit Erfrischungen bereitet war.

Fjodor und Lisa sprachen mit dem Gastgeber und wiesen dabei auf die Deutschen Freunde, die sich interessiert zu den Instrumenten am Podium begeben hatten – dann gingen auch sie zum Podest. Der Hausherr in Begleitung einer wesentlich jüngeren Dame, die zuvor das Cello spielte.

»Darf ich vorstellen«, sagte Fjodor Kusnezow auf Russisch, »das sind Albrecht van Oie und das Samuel Nussbaum aus Berlin. Alte Freunde von Igor Antonow – auf Reisen an seiner Geschichte und der Geschichte Russlands interessiert.«

»Und das ist der Gastgeber, Konstantin Iwanowitsch Petrow, von dem ich euch erzählt habe.«

Oie beeindruckte die Ausstrahlung Petrows auf den ersten Blick. Ein mittelgroßer, stämmiger Mann, im sommerlich hellen Leinenanzug, mit lebendigen Augen und

einer Expressivität des Gesichtes, die, jungenhaft das Alter überspielend, Weltläufigkeit ausstrahlte. Eine kreisrunde Nickelbrille über tiefen dunklen Augen war an seinem starken Schädel der präzis-technoide Kontrapunkt. Lichtes Haar – wie eine verwehte Korona – vermittelte das Bild eines entspannten, unabhängigen Schöngeistes, mit sichtlich beschwingtem Habitus des Zeremonienmeisters im Hauskonzert.

»Ja, und natürlich ist hier auch noch seine reizende Enkelin, die Cellistin, wie ihr hören konntet – Anastasia Petrowna.«

Sie reichten sich die Hände. Die Enkelin, in der vollen Blüte einer jungen Dame, mit warmherzigem, offenem Lächeln ihres wunderschönen Kirschen-Mundes – der in einem hellen, ebenmäßigen und schlanken slawischen Gesicht mit hohen Wangenknochen wie ein Farbtupfer erschien – schmiegte sich wie eine Ranke an ihren Großvater.

Große blaue, leicht mandelförmige Augen, eine schmale Nase und feine hoch sitzende Ohren, umrandet von einem starken, blonden Zopfgeflecht schufen ein faszinierendes Bild. Zu einem hell geblümten Sommerkleid trug sie eine moosgrüne Seidenstola.

Die von soviel Schönheit elektrisierten Freunde fühlten sich an so manche Augenweide ihrer Jugend erinnerten und schauten wie verzaubert.

»Herzlich willkommen zu unserem Bach-Konzert«, zwitscherte Anastasia Petrowna auf Deutsch mit

diszipliniert-melodischem Akzent.

»Mein Großvater und ich freuen uns immer, wenn Gäste kommen zu unseren kleinen Sommerkonzerten. Wenn es dann noch Besuch aus dem Lande dieses großen Meisters ist, dem wir den heutigen Nachmittag gewidmet haben, dann ist es umso schöner.«

»Entschuldigung. – Bitte entschuldigen Sie die Störung durch unsere Verspätung, aber wir kommen von weit her«, startete Nussbaum ein Kompliment: »Ihr Trio hat schon beim Eintreten auf mich gewirkt wie frisches Quellwasser nach dem Durchqueren einer Wüste. So ein schöner Klang! Wie lange spielen sie schon zusammen?«

»Zwei von uns seit der Kindheit und dann alle auf dem Petersburger Konservatorium«, lachte sie Nussbaum an, so als spüre sie seine Musikanten-Seele.

»Das hört man«, schwärmte der, »so fein gestimmt und präzise.«

»Haben Sie eine persönliche Beziehung zur Musik?«, fragte sie ihn neugierig, während Kusnetzows und Petrow sich etwas abwandten und leise miteinander sprachen.

»Musiker. – Ich war selbst mal Musiker, habe Musik studiert, auch Cello in Berlin – aber dann bin ich in die Mathematik gewechselt.«

»Bedauern Sie das nicht?«, fragte Anastasia Petrowna lächelnd, »ich könnte niemals von der Musik lassen!«

»Ich auch nicht«, lächelte Nussbaum. »Ich spiele zu Hause noch täglich, auch in der Familie mit meiner Frau, die eine gute Pianistin ist und sonst Ärztin.«

»Das ist sehr interessant, was sie sagen und irgendwie deutsch. Einige große Natur-Wissenschaftler wie Einstein, Hahn und Planck waren hervorragende Musiker, hört man.«

»Gehör. – Gehör ist fundamental«, bestätigte Nussbaum. »Planck verfügte über das absolute Gehör und wäre gern Musiker geworden, aber die Aussichten auf Broterwerb waren schlecht, damals. Er spielte ausgezeichnet Klavier und Cello. Schön und bezeichnend ist auch, dass Wissenschaftler der Max Planck-Gesellschaft bei uns in Deutschland voriges Jahr nachwiesen, dass bei Menschen, die miteinander musizieren, die Gehirnwellen im Gleichklang schwingen – quasi wie neuronale Wolken –,sich eichend durch die synchronen Bewegungsmuster beim Zusammenspiel.«

»Oh wie schön, eigentlich habe ich das schon immer so empfunden«, schwärmte Anastasia Petrowna. »Daher kommt wohl auch die erotisierende Wirkung des Musizierens.«

»Cello. – Wenn ich nur ein Cello sehe«, lächelte Nussbaum, »überfällt mich so eine unbändige Lust, die aber dann die Perfektion als Herausforderung braucht, wie bei Bach.

Ist das Ihr Cello? Darf ich mal nach meinem Klang suchen – es ein wenig streicheln?«

»Warum nicht«, flötete Anastasia Petrowna heiter, »es hat ja gerade Pause.«

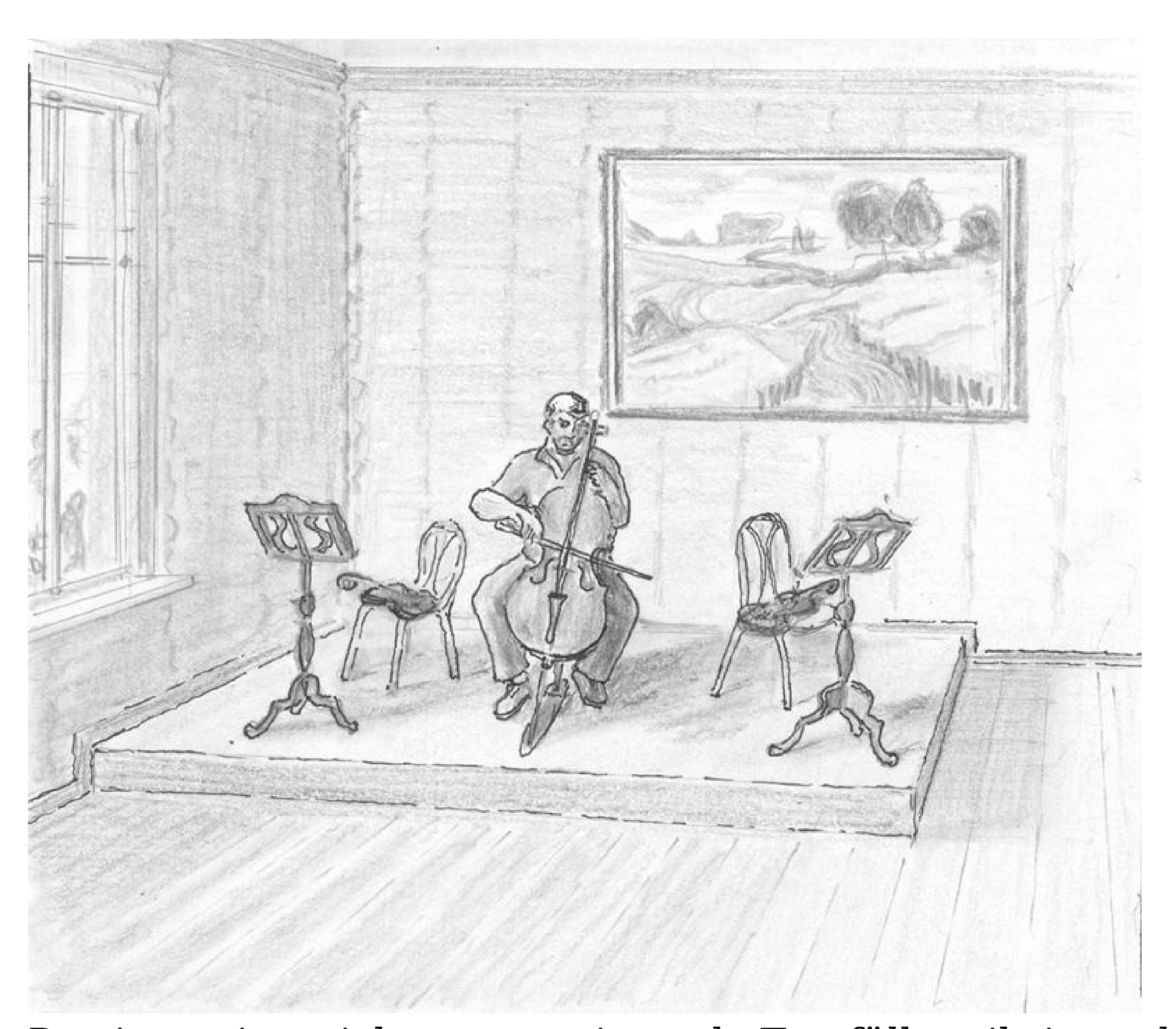
Samuel zog seine grün-staubige Wanderer-Jacke aus, gab sie Oie, und setzte sich.

Er nahm Anastasias seidig glänzendes Cello zwischen die

Knie, schmiegte sich mit dem Oberkörper wie umarmend an, zupfte ein bisschen die Seiten, strich ein paar Töne - prüfte die Griffigkeit von Instrument und Bogen.

Dann fuhr er sich bei nervösem Zucken der Augen, das Oie schon kannte, mit dem Handrücken über die Stirn und setzte einen leichten ersten Streich, so als wolle er ins Innere des Instrumentes hören, oder die Reaktion eines Pferdes prüfen, das er sogleich reiten wolle.

Nussbaum straffte sich und hub an.



Der intensive, sich sonor steigernde Ton füllte vibrierend

den Raum und drang durch die geöffneten Fenster in den sommerlichen Park.

Oie wandte sich wie fragend zu Anastasia Petrowna – und deren Augen leuchteten, als sie flüsterte: »Wie schön, – Bachs Prelude aus der ersten Suite G-Dur.«

Kusnetzows hoben die Köpfe und verharrten lächelnd. Auch der Hausherr, der gerade im Gespräch mit ihnen fortfahren wollte, verstummte – so aufschwingend erhob sich der gefühlig schillernde Klang dunkler Farben.

Gäste, die im Foyer standen, verstummten und traten ob dieser unvermuteten Zugabe näher. Mit überrascht ungläubigem Gesicht sahen sie den älteren Herrn im sommerlich-legeren Aufzug virtuos Cello spielen.

Nach wenigen Minuten klang das Prelude aus und Nussbaum verharrte regungslos. Anastasia Petrowna war fühlbar beeindruckt und wollte mit erhobenen Händen zum Klatschen ansetzen, doch Oie berührte wie besänftigend ihre Schulter – weil er sah, wie entgeistigt Samuel das Instrument hielt.

Der schloss die Augen, richtete sein Gesicht in die Höhe – wie wenn er gleichzeitig in den Himmel und in sein Inneres sähe – und rührte sich nicht. Nach einigen unglaublich stillen Sekunden, öffnete er die Augen, senkte den Kopf und setzte kraftvoll zur Allemande der Suite an.

Der erneute Klang des Instrumentes ließ weitere Gäste ins Innere des Hauses treten – auch an die Fenster zum Garten, wo man nur die Köpfe sah und Kinder auf die Fensterbretter gehoben wurden.

Die meditativen Tonfolgen des überraschend improvisierten Bachschen Cello-Solos durchwehten den Raum wie ein Hauch von Sommer-Wind.

Am Ende der Allemande konzentrierte sich Nussbaum wieder auf die schon einmal zelebrierte Weise und setzte dann beschwingt zur Courante an.

In dieser kleinen Pause flüsterte Anastasia Petrowna beeindruckt: »Noten braucht er wohl nicht?«

»Wie ich ihn kenne, nicht«, lächelte Oie die Gastgeberin beglückt an.

Und so spielte Nussbaum die Sarabande, das Menuetto und als letzten Satz die Gigue, als würde er es täglich tun.

Am Ende klatschte das Publikum begeistert, während Samuel sich mit dem Ärmel des Hemdes den Schweiß von der Stirn wischte, aufstand, sich verlegen lächelnd verbeugte – und sorgsam das Cello wieder so arrangierte, wie es vorgefunden hatte.

Als er vom Podium stieg, war in Oies Umgebung noch immer ein ungläubig freudiges Staunen über diese gelungene Pauseneinlage auf den Gesichtern.

Anastasia Petrowna umarmte Nussbaum herzlich: »Das war so schön – wie Himmelsmusik – und kam mir irgendwie vor, wie ein originaler Ton aus Bachs Zeiten. Sie sind da als Deutscher sicher besonders nah dran. Fantastisch dieser Cellogesang, so mystisch und doch von so berückender Klarheit – von einer Art, wie ich es noch selten gehört habe – und ohne Noten!«

»Danke für die Komplimente, Anastasia Petrowna«, freute

sich Nussbaum, bescheiden abwinkend und mit strahlenden Augen, »aber die Noten habe ich im Kopf, und in den kleinen Kunstpausen musste ich nur umblättern.«

Der Hausherr und Kusnezows waren mittlerweile herangetreten und machten Komplimente zum furios-musikalischen Auftritt: »Meine Herren, wir können uns heute Abend zusammensetzen, wenn die Gäste gegangen sind. Sie sind eingeladen, mit Fjodor und Lisa hier zu übernachten – das Haus ist groß genug«, lächelte Konstantin Petrow, noch immer sichtlich beeindruckt.

Oie und Nussbaum bedankten sich für das Angebot, diesen schönenTag so abzuschließen, fühlten sie doch gleichzeitig eine Neugier und die Gesprächsbereitschaft Petrows.

»Das eben hat mich von der Lauterkeit ihres Anliegens überzeugt«, setzte der nach. »Fjodor Michaijlowitsch hat es mir geschildert und ich war skeptisch. Aber jetzt – wie heißt es im Deutschen? – Schlechte Menschen haben keine Lieder.«

»Da wo man singt, da lass dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder«, sagt der Volksmund bei uns«, nahm Oie dankbar, wie federnd, die Vorlage an. »Das ist vom Dichter Johann Gottfried Seume, der im achtzehnten Jahrhundert auch mal als Sekretär bei einem russischen General gedient hat.«

Alle lachten über diese poetische Fußnote der Geschichte und fühlten sich in diesem Augenblick schon irgendwie verbunden.

Gemeinsam gingen sie hinaus in den Garten, sich zu erfrischen.

Ein intensiver Geruch des russischen Sommers war auf einmal für Oie zu verspüren, so als ob der Klang der Bachschen Musik und die freundliche Aufnahme im Hause Petrow alle Wohlgerüche des Gartens in Heiterkeit konzentriert hätten.

Als sie tranken, hob Nussbaum sein Glas zu Anastasia Petrowna: »Gestatten Sie, auch wenn ich dreißig Jahre älter bin – ich heiße Samuel und möchte, dass Sie mich beim Vornamen nennen. Das ist einfach schöner unter Musikern, an so einem musikalischen Sonntag.«

»Sehr angenehm, ich bin Anastasia, Freunde nennen mich auch Nastja. Es ist schön, wenn es dir bei uns gefällt, wozu du ja schon kräftig beigetragen hast.

Mein Großvater und unsere Familie pflegen schon seit Generationen diese kleinen Sommerkonzerte. Es ist mittlerweile ein bekanntes Podium, wohin man gerne eingeladen werden möchte.

Mein Großvater, der selber ein guter Pianist ist, gibt sich allerdings immer sehr wählerisch mit dem Personenkreis. Besonders in der neuen Zeit, wo der neureiche Geld-Adel meint, alles kaufen zu können.«

»Was spielen Sie hier sonst für ein Repertoire – was ist mit modernen russischen Komponisten?«, fragte Nussbaum interessiert, »sind sie hier auch zu hören?«

»Nein, – heute geht es nur um Bach, den Anbeginn der Maßstäbe, so empfinde ich es. Zeitgenössische, so genannte

moderne Werke spielen wir fast nie. Die Komponisten haben auch bei uns in Russland als Erste die ewigen Maßstäbe des Schönen in der Musik verlassen und ihre willkürlichen Tonversuche zur Moderne erklärt. Heute zahlen Sie den Preis dafür, weil kaum jemand sie freiwillig hören möchte.«

»Wie wahr, wie wahr!«, bestätigte Samuel, »Empfindungen von Harmonie und Schönheit werden, nach wissenschaftlichen Erkenntnissen, wie Musik und Sprache, im Kommunikations-Zentrum des Gehirns verarbeitet. Musik ist doch nicht Musik, sondern das Gefühl, das sie in uns auslöst. Schönheit und Harmonie lindern nachweislich Schmerzen. – Disharmonien dagegen gelangen ins Schmerz- und Angstzentrum des Stammhirns. Sie ängstigen – auch wenn man es intellektuell zu verdrängen sucht.«

Anastasia Petrowna schwärmte als Antwort wie verliebt: »Dostojewski sagte einmal visionär: Schönheit wird die Welt retten! – daran glaube ich. Schönheit und Freude sind tägliche Bausteine unseres Seelenfriedens, und erst wenn viele davon gesetzt sind, erreichen wir Beständigkeit und Harmonie für uns und andere Menschen. Das mit Musik zu fördern, macht unseren Beruf doch so schön.«

Die Freunde zeigten sich beeindruckt und machten inspirierte Komplimente über die Sensibilität der Dichter dieses großen Landes und seiner Menschen, speziell einer anwesenden Cellistin.

Auf die Erfrischungspause folgten noch einige Stücke aus dem Bach-Repertoire, denen die Gäste hingerissen und andachtsvoll lauschten.

Nach dem Konzert fand man sich unter den schattigen Bäumen, in kleinen Gruppen, zu einem letzten Umtrunk und sichtlich beschwingter Plauderei zusammen.

Zu fortgeschrittener Stunde, als alle Gäste fort waren und sich, zum Bedauern der Freunde, auch Anastasia herzlich verabschiedet hatte, setzten sie sich in den Grünen Salon, wie Petrow ihn nannte.

Der war im Obergeschoß und ließ durch seine weit geöffneten Fenster einen letzten, farbigen Licht-Zauber der untergehenden Sonne hineinfließen.

Die silbergrüne, vielfach collagenartig ausgebesserte, seidene Wand-Bespannung gab dem Salon den Namen. Gegen eine frisch gestrichene, weiße Holzkappe strahlte er im letzten Abendlicht den Charme einer verlebt-noblen Dame aus.

Wein und russisches Konfekt, das vom Nachmittag übriggeblieben war, standen auf dem großen, hölzernen Tisch, um den herum sie dann auf bequemen, historisch anmutenden Polster-Stühlen saßen.



Konstantin Petrow erzählte von der Geschichte des Hauses, und dass sie vormals – am Anfang, zu Sowjetzeiten – ‚nur diesen großen Raum, ein weiteres Zimmer und einen Teil der Küche bewohnten, denn das alte Sommerhaus eines Moskauer Fabrikanten wurde nach der Revolution von vier Akademiker-Familien in einer Kommunalka bewohnt.

Er selbst, vom Jahrgang neunundzwanzig, sei hier geboren und das Haus seine zweite Haut, die er nicht abstreifen könne.

Alle anderen Familien seien über die Zeit ausgezogen und wohnten jetzt in kubistisch-gesichtslosen, modernen Wohnungen. Ihn störe jedoch der Zustand des Denkmals

nicht, und er setze all sein Geld ein, es zu bewahren.

»Aber deshalb seid ihr nicht gekommen, – auch habe ich mich jetzt schon wieder eingesprochen und werde immer sicherer im Deutschen. Wir können so auf Deutsch weiterreden, zumal Fjodor und Lisa da auch noch prächtig in Form sind, wie ich höre.

Das Deutsche mit seinem reichen philosophischen Wortschatz ist die Sprache, um Brücken zu bauen zwischen der Welt des Geistes und des Realen, sagten einst meine Lehrer, obwohl es nach dem verheerenden Krieg offiziell verpönt war. Aber wenn man es genau wissen wollte, wie ich, kam man um das Studium der Orginaltexte von Kant, Hegel, Marx und Engels nicht herum.«

»Ein Problem haben wir noch«, versuchte Fjodor Kusnezow, als er Nussbaum an seiner Kamera hantieren sah, ein Anliegen der deutschen Freunde zu befördern: »Konstantin Iwanowitsch, Albrecht und Samuel haben, was sie bisher von den Zusammenhängen der Licht-Operationen erfuhren, jeweils aufzeichnen können, – mit dieser Kamera. Gut wäre, wir könnten sie auch jetzt laufen lassen, – für die Geschichte.«

»Fjodor Michaijlitsch, da habe ich meine Zweifel. Was soll das bringen? Erst mal müsst ihr sagen, was ihr eigentlich wissen wollt, dann weiß ich, ob ich helfen kann.«

Er wandte sich an Oie: »Fjodor sprach von einem Auftrag, den ihnen unser alter Freund Igor posthum auf den Weg gegeben hat. Kann ich mal die ominösen Listen sehen, die Fjodor so beeindruckt haben?«

Oie zog sie aus dem Rucksack und reichte sie ihm. Petrow überflog sie, verweilte im russischen Teil etwas länger und sah dann auf: »Wie immer, – wie ein Uhrmacher. Es ist erstaunlich das zu sehen nach so vielen Jahren. Er kannte alle unsere Mitstreiter. Die aber kannten naturgemäß nur die direkten, in den Aktionen notwendigen Partner. Die hier sichtbare Komplexität ist erstaunlich, – vor allem wenn ich die Verbindungen in den gesamten Ostblock vor mir sehe.

Dass ich bei der Durchsicht auch auf meinen Namen gestoßen bin, beunruhigt mich merkwürdigerweise überhaupt nicht mehr, obwohl es doch gegen eherne Regeln der Konspiration verstößt. Aber es ist so lange her und wir haben den Frieden retten können, – was will der Mensch mehr, was kann größer sein?«

»Erst mal eins: Wir sollten uns, das sage ich hier als Hausherr und Ältester, beim Vornamen nennen, das ist schöner. Ich bin Konstantin oder auch Kostja.«

»Ja, das sollten wir«, lächelte Nussbaum. »Ich bin Samuel und das ist Albrecht, der mit dem Auftrag von Igor, ein Denkmal für die Helden des Rückzuges zu entwerfen.«

Während er das sagte und bevor Konstantin Petrow nachfragen konnte, schob Oie in einem Anflug von Urvertrauen seinen persönlichen Brief über den Tisch.

Konstantin Petrow las umständlich, wie wenn er seinen Augen nicht traue. Zwischendurch aber sagte er trocken: »Denkmal? – Mach die Kamera an, Samuel, dazu wollte ich schon immer etwas sagen, bevor alle, die an unseren Operationen der Europäischen Perestroika beteiligt waren,

verstorben sind.«

Während sie etwas tranken und Samuel die Kamera in Stellung brachte, vertiefte sich Konstantin weiter in die Papiere. Er war sichtlich beeindruckt, schnaufte mal angestrengt und mal wohlig, goss Wein nach und blickte auf: »Alter Stratege der Igor! Das hat ihm keine Ruhe gelassen, so wollte er nicht abtreten, – schlauer Fuchs, der er war.

Wir haben nur immer gestaunt, was er und seine Leute von der Abwehr, vor allem auch Nikolai Ossipow sein Stabschef, so eingefädelt haben.

Besser und mehr noch, was sie abgeräumt haben, an Hindernissen und Widerständen unserer Gegner, in der Sowjetunion und im Ostblock, auf dieser klassischen Via Negativa – dem Weg des Verzichtes, um von unserer Seite das abzustreifen, was Frieden und Kooperation in Europa solange verhinderten.

Mit so viel Weitblick, weiß ich heute. Denn immer, wenn uns auf Grund der Manöver unserer Gegner in KGB und Militär Ratlosigkeit befiel – wie in der schwelenden Polen-Krise, in Ungarn, Leipzig, Berlin oder Prag –, hatte er eine mögliche Lösung vorbereitet.

Höhepunkt war die Maueröffnung in Berlin, ein Exempel des Spiels über drei Bande, – der Desinformation und Täuschung unserer Gegner. An diesem Abend – als wir den Gordischen Knoten final durchschlagen mussten – waren wir zuversichtlich, er und seine Leute bekommen das in den Griff und sind auf jede Situation vorbereitet.

Am nächsten Morgen war die Welt dann eine wirklich

Andere. Aber der Reihe nach, was wollt ihr zuerst hören als deutsche, geschichtsinteressierte Zeitgenossen und Freunde Igors?«

»Einordnung. – Zur Einordnung wäre es gut zu wissen, in welchem Kontext wir dich sehen müssen in dieser Zeit«, suchte Nussbaum den erprobten, systematischen Einstieg.

»Zu meiner Person nur, ich war der Verbindungsmann von Gorbatschows Mannschaft zur Abwehr, – vorbei an Politikern, die absichtsvoll-demonstrativ ein Großmacht-Konzept zur Bewältigung der Krise und zur deutschen Einheit favorisierten.

Es gab ja zu der Zeit jede Menge interner, spannungsvoller Schwierigkeiten im Politbüro und in der Führung der Sowjetunion, bis zum Schluss. Deshalb konnten wir überhaupt nichts direkt und frontal angehen.«

»Es ist glaube ich wichtig, wie es angefangen hat und warum. Wie es, trotz aller politischen Widerstände, zu dieser Europäischen Perestroika kommen konnte, – oder musste?«, insistierte Fjodor.

»Und man sollte wissen, was dem vorausging?«, setzte Nussbaum nach.

Petrow nickte versonnen, beschnitt die Dochte der Kerzen auf dem Tischleuchter mit einer Schere und zündete sie an.

Dann schenkte er noch Rotwein ein und sagte, er müsse da etwas weiter ausholen:

»Schon gleich nach Beendigung des Großen Vaterländischen Krieges, wie wir Russen ihn nennen, waren sich die Führer der Westmächte einig, um mit einem Zitat

des Römers Cato zu beginnen, Karthago – also der gerade noch siegreiche Bündnispartner Sowjetunion und potentieller Rivale – muss zerstört werden!

In allen folgenden Reden und Handlungen schwang das dann mit. Diese Strategie hatten die imperialen Mächte England, Frankreich und die USA schon einmal – nach der Bolschewistischen Revolution – auf der Agenda, denn ihre kapitalistisch-kolonialen Systeme wurden durch das Vorbild dieser proletarischen Revolution bis ins Mark erschüttert.

Eine Revolution, die den dekadenten Adel und die Herrschaft der Geld-Händler über die Produzenten, in diesem russischen Riesen-Reich, schlagartig aus dem Spiel genommen hatte. Eine gerechtere Welt aller arbeitenden Menschen schien möglich, denn auf einmal gab es mit der Russischen Revolution ein hoffnungsvolles Beispiel, eine machbare Alternative, einen sichtbar-gangbaren Weg für alle ausgebeuteten und unterdrückten Menschen.

Das war eine bis dahin unvorstellbare, noch nie da gewesene, fundamentale Bedrohung des Kapitalistischen Systems, auf dem die Macht der etablierten Kolonialmächte und die Herrschaft des Geldes gründete.

Um ein Gegengewicht zu der noch größeren Bedrohung durch den Faschismus zu bekommen, ließen die West-Mächte jedoch in der Zeit des Zweiten Weltkrieges von dieser Strategie ab. Nach dessen Ende aber, im Jahre sechsundvierzig, entfesselte Churchill – der durchtriebenste Demagoge der imperialen Mächte – mit dieser Fulton-Rede den Kalten Krieg gegen das verhasst-alternative System.

Wie jetzt gerade aus frei gegebenen geheimen Protokollen sichtbar wird, sagte er, man hätte im 2. Weltkrieg das falsche Schwein geschlachtet, denn man hätte mit Deutschland gegen die Sowjetunion kämpfen sollen.

Deshalb gab es den geheimen und ungeheuerlichen Plan, des ‚perfiden Albion', wie schon Bismarck es nannte, eines Angriffes auf die erschöpfte Sowjetunion mit 117 Divisionen am 1. Juli 1945, mit 30 Divisionen kampferprobter Freiwilliger der Wehrmacht an der Spitze, als Kanonenfutter.

Nur der schnelle Sieg der Sowjetunion gegen den Faschismus, der zu diesem Zeitpunkt noch nicht beendete Krieg der Amerikaner gegen Japan und die völlige Kriegsmüdigkeit in der amerikanischen Bevölkerung verhinderten diesen Plan.

Das war übrigends schon der Plan der Britten im 1. Weltkrieg, nach den schweren Niederlagen in Frankreich 1916. Da überbrachte der amerikanische Oberst House, der Sicherheitsberater des Präsidenten, dem deutschen Kaiser ein Angebot der Entente: Gegen den Rückzug im Westen bot er dem Deutschen Reich Frieden und freie Hand im Osten, gegen den russischen Zaren, – zu dem Zeitpunkt Verbündeter der Westmächte, der zuvor mit Milliarden Krediten, Intrigen und ätzender medialer Propaganda in den Krieg gegen Deutschland getrieben wurde.

Deutschland sollte durch eine Ost-Verschiebung den Zugriff auf den europäischen Teil Russlands erhalten, bis auf ein russisches Fürstentum von 400 mal 600 Kilometer rund

um Moskau.

Groß Britannien würde seine Herrschaft über Vorderasien auf den Kaukasus und die ölreiche Kaspi-Region erweitern, sowie die europäischen Hafenstädte Russlands übernehmen, - die Amerikaner den fernen Osten und ganz Sibirien.

Ein alte aber permanente Strategie der Britten, die Herrschaft über Ressourcen und Handel zu erlangen, indem man das Opfer mit fremden Händen erwürgt.

Der Kaiser lehnte ab, nicht nur weil er sich auf der Siegerstraße wähnte, sondern weil ihm klar war, dass außerdem das in dem Plan bei der Beute Russland nicht berücksichtigte Frankreich damit über kurz oder lang an den Rhein vorrücken würde, ein deutsches Trauma, aber ein Traum Französischer Despoten seit dem Mittelalter.

Minister Churchill hatte übrigens anschließend, im Interventions-Krieg gegen das revolutionäre Russland, in den Jahren nach Ende des Ersten Weltkrieges – an der Nordfront bei Archangelsk und Murmansk – den Einsatz von Giftgas gegen die Rote Armee befohlen, und gleichzeitig den Angriff von fünf Interventions-Korps feindlicher Mächte politisch organisiert. Das hatten wir nicht vergessen und sind auch aktuell hellwach, da das strategische Ziel des Westens, Russland unter der Führung der NATO zu zerschlagen und zu filetieren, nicht aufgegeben wurde und hartnäckig strategisch vorbereitet wird.

Der von Churchill in Fulton entfesselte Kalte Krieg kam natürlich auch unseren noch siegestrunkenen roten

Imperialisten in der sowjetischen Führung entgegen. Für die war die Ausdehnung ihres weltrevolutionären Imperiums nur eine Frage der Zeit. Die glaubten, ihrer Heils-Ideologie und der eingefahrenen Militär-Walze könne nun niemand mehr auf Dauer widerstehen. Nur die Kernwaffen der Amerikaner sorgten zeitweilig für Ernüchterung, denn die verheerenden Detonationen der Atombomben über japanischen Städten läuteten scheinbar ein amerikanisches Jahrhundert ein.

In der Folge gab es ein Wettrüsten, bei dem die Sowjetunion aber, neben der deutschen Triebwerks-, Raketen- und U-Boottechnik, auf die wichtigste Kriegsbeute, die Kerntechnik und Uran-Materialien in Ostdeutschland zurückgreifen konnte.

Zwei unversehrte Experimental-Reaktoren, Schweres Wasser und über zehn Tonnen metallisches, aufbereitetes Uran waren da, bei Kriegsende, in unsere Hände gefallen. Dazu viele Fachleute und Experten, darunter so wichtige Wissenschaftler wie von Ardenne und Riehl, an die ich mich erinnere.

Diese technologische Kriegs-Beute – die uns gewaltige Aufwendungen und Jahre in der Entwicklung sparte – war eine der Grundlagen für den ersten Kern-Reaktor, schon ein Jahr nach dem Krieg, in Moskau am Kurtschatow-Institut und dann Anfang der Fünfzigerjahre in Obinsk.

Die amerikanische Verblüffung war gewaltig, das hatten sie nicht erwartet, war es doch auch propagandistisch perfekt: Die Amerikaner bauen und werfen Menschen mordende, verheerende Atombomben, – die Sowjetunion

dagegen nutzt die Kernenergie friedlich.

Diese friedliche Seite der Atomkraft passte hervorragend in die Propaganda-Kampagnen der Kommunistischen Parteien in aller Welt, die sich zu der Zeit im steten Aufwind befanden und als Verfechter einer neuen, gerechten Welt-Friedensordnung auftraten, denn die atomare Bedrohung war für alle Völker furchterregend präsent.

Für unsere Gegner absolut überraschend, erreichten wir schon bald – unter Aufbietung aller Ressourcen – das atomare Waffen-Patt und konnten mit der Wasserstoff-Bombe eine direkte Vernichtung durch die NATO ohne adäquate Antwort ausschließen.

Das Gleichgewicht des Schreckens wurde mit einer langen Serie von Atombomben-Versuchen der Großmächte sprichwörtlich und funktionierte mit seiner apokalyptischen Bedrohung perfekt. Es förderte aber auch die Geburt einer weltweiten Friedensbewegung, der die Kriegstreiber ja bis heute mit abgrundtiefem Hass gegenüberstehen, – denn Chaos und Kriege sind für die Festigung der Herrschaft des Geldes über die Menschheit existenziell.

Die Supermächte konnten sich damals gegenseitig zehnfach auslöschen. Jede Seite hatte für jeden Menschen auf der Erde das atomare Äquivalent von vier Tonnen Sprengstoff angehäuft, das muss man sich mal vorstellen.

Mit acht Tonnen kann man die größten Gebäude zerlegen, – acht Tonnen für jeden Menschen, – ein absurder Schwachsinn.«

Konstantin Petrow schaute prüfend in die Runde, so als

suche er die Bestätigung des gefühlten Wahnsinns in den Gesichtern der Gäste, – und Fjodor Kusnezow nutzte das zu einem Einwurf: »Parallel inszenierte der Westen schleichend die eigentliche Bedrohung für den Osten, – durch den Boykott der wirtschaftlichen Zusammenarbeit. Darüber, Konstantin, haben wir gestern in Sankt Petersburg schon gesprochen.«

Ja Fjodor, um unser System, das damals noch erfolgreich kolportierte Paradies der Werktätigen, als politische Alternative wirtschaftlich zu behindern und auszutrocknen, erneuerte der Westen das Wirtschaftsembargo der Zwanzigerjahre, und erfand CoCom, den Koordinierungsausschuss für strategische Ausfuhrkontrolle, zur Überwachung dieser Embargo-Bestimmungen.

Der saß in Paris und wachte über den gesamten Ost-West-Handel. Springender Punkt dabei war, dass Waffen, Kriegsmaterialien und Kerntechnik im Ostblock selbst hergestellt wurden, für uns aber die Position der Waren mit militärischer und ziviler Nutzbarkeit das eigentliche Problem darstellten.

Das wussten die Strategen im Westen. Wir hatten buchstäblich unser letztes Hemd in den Zweiten Weltkrieg geworfen, denn nur so und unter gewaltigen Menschenopfern, war er zu gewinnen. Der daraus resultierende Investitionsmangel, in der gesamten zivilen Wirtschaft, war in seinen Folgen verheerend, das war dem Westen klar, – und darin sah er seine Chance, das Rad der Geschichte zurückzudrehen.

Diese Embargos zeigten auch schnelle und sich über die Zeit potenzierende Wirkungen. So fielen moderne Produktionsanlagen für die Schwerindustrie, den Werkzeug-Maschinenbau, den Fahrzeugbau, die Nahrungsgüter-Produktion und die Medizintechnik unter das Embargo. Ebenso leistungsfähige Computer, Ausrüstungen für die mikroelektronische Industrie, sämtliche Mess-, Steuer- und Regelungstechnik, Spezial-Werkstoffe und vieles andere. Der Kalte Krieg hatte nach und nach alles an technologisch fortschrittlicher Kooperation in den Wirtschaftsbeziehungen eingefroren.

Ein erster Gipfel dieses technologischen Krieges war schon das Röhrenembargo in den Sechzigerjahren, dass die Sowjetunion an devisenträchtigen Rohstoff-Exporten hindern sollte, – weitere Embargos folgten Schlag auf Schlag.

Diese CoCom-Embargos hatten einschneidende Folgen für den zivilen Bereich, denn das Militär versorgte sich, unter Einsatz von Devisen, aus dunklen Kanälen, mit den für sie wichtigen Dingen. Aber auch dort konnten die streng geheimen Beschaffungslinien der Ostblock-Länder den Bedarf nicht einmal im Ansatz decken.

Darunter litt die Entwicklung des ganzen Ostblocks, auch wenn er sich mit seinem Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe – RGW, planmäßig und arbeitsteilig, dagegen stemmte.

CoCom war in den Achtzigerjahren der tiefere Grund für den sich immer rasanter vergrößernden technologischen Abstand der Sowjetunionund der RGW-Länder zum Westen.

Dadurch waren weder die Produktivität noch die Qualität westlicher Industrieprodukte zu erreichen. Die waren nämlich mit den neuen Computer-Generationenschon breit bei der Einführung der CAD-CAM-Technologien.

Dem entsprechend gingen die Devisen-Erlöse aller Ostblock-Länder ständig weiter zurück. Das ging allem voraus. Diese Erbschaft musste Gorbatschow antreten, und er war deshalb vom ersten Tag an entschlossen, die CoCom-Embargos um jeden Preis zu überwinden.«

Petrow trank und schaute erneut prüfend in die Runde, als ob er sich versichern wollte, dass alle genau zuhörten: »Die Siegermächte des Weltkrieges beherrschten die Politik der besetzten Länder.

Das war auch mit der Bundesrepublik so, obwohl die Deutschen uns – wegen fundamentaler wirtschaftlicher Interessen im Osthandel – nach dem Moskauer Abkommen, Anfang der Siebzigerjahre, im Rahmen ihrer Möglichkeiten entgegen kamen.

Nichts war jedoch an produktiver Wirtschaftskooperation im Hochtechnologie-Bereich für deutsche Unternehmen möglich, ohne gegen CoCom zu verstoßen und selbst in noch härteren Frost zu geraten, der durchaus Existenz-bedrohende Formen annehmen konnte. Die Amerikaner, Franzosen und besonders die Briten wachten – auch aus wirtschaftlichem Eigeninteresse – mit Argusaugen darüber.

Das war die eine Seite, die andere war: Grundsätzlich fürchteten Ost und West doch jedwede politischen Veränderungen im Gleichgewicht der Kräfte – wie sie es

nannten -, das jederzeit zum Gleichgewicht des Schreckens entgleisen konnte.

Ein Aufstand in den Ländern des Ostblocks hätte deshalb noch Anfang der Achtzigerjahre zu unabsehbaren Repressionen, wenn nicht zum großen Krieg geführt. Nach Jalta waren die Interessensphären unverrückbar definiert und geordnet. Keine Seite dachte im Ernst daran, von diesem Agreement der Starken – der Atommächte – abzurücken.

Im Gegenteil, mögliche Entwicklungen, die diese stillschweigende Übereinkunft stören konnten, ließ man absichtsvoll ohne Unterstützung. Das war so beim Aufstand in der DDR, das war so beim Ungarn-Aufstand, das war so beim Prager-Frühling in der Tschechoslowakei, – und letztlich auch so in Polen, bei der Niederschlagung der aufrührerischen Gewerkschaftsbewegung am Ende der Breschnew-Ära. Auch wenn da immer die CIA und andere westliche Dienste mitmischten, sie wollten nur Unruhe schüren, aber um Himmelswillen keinen großen Knall.

Das war aber auch so im Westen und Südosten unseres Kontinentes. Warum gab es Pläne für einen Militärputsch in Italien, unterstützt und organisiert durch die CIA, – für den Fall der Regierungsbeteiligung der starken italienischen Kommunisten?

Warum gab es im NATO-Bereich den Militärputsch in Griechenland und unzählige Militärregimes in der Türkei? Warum wurden die von östlichen Geheimdiensten unterwanderten französischen Kommunisten mit ebenso

geheimdienstlichen Mitteln bekämpft?

Es ging immer und zuerst um das etablierte Gleichgewicht der Kräfte, in diesem bedrohlich wuchernden und oszillierenden Gleichgewicht des Schreckens, als das es viele Menschen in Europa und der Welt empfinden mussten.

Bis Gorbatschow kam, die Bilanz zog, und die latente Gefahr von Chaos und Krieg sah, die mit dem absehbaren wirtschaftlichen Zusammenbruch der Sowjetunion einhergehen würde. Nüchtern abwägend definierte er deshalb eine neue Interessenlage für die Sowjetunion, die dem formulierten weltrevolutionären, expansiven Anspruch nach Jalta diametral entgegenlief.«

Wie wenn er auf einmal Kopfschmerzen hätte, ließ Konstantin Petrow seine Finger an der Stirn kreisen, schloss die Augen und Fjodor Kusnezow nutzte die Gelegenheit: »Konzentration auf die Sowjetunion und weltweite wirtschaftliche Kooperation, statt ideologischer und militärischer Expansion, Konstantin, – das hatten wir primär in allen Strategie-Papieren verankert.«

»Ja, wir können keine Weltmacht bleiben, wenn wir unsere Wirtschaft, unser eigenes Haus nicht in Ordnung bringen, war das einleuchtende Argument. Unser Haus wollten wir in Ordnung bringen, und wir taten es im Rahmen unserer damaligen Möglichkeiten zügig.

Aber unsere Feinde im Westen, die Mächte im Hintergrund, die immer auf Chaos und Krieg als Quelle von Profit setzen, hatten noch diese offene Rechnung von der Russischen Revolution. Sie verschärften daher ihren

Konfrontationskurs im Rhythmus unserer Entspannungssignale.

Man erinnere sich nur an den diffamierenden Vergleich Kanzler Kohls, von Gorbatschow mit Goebbels, – oder die Propaganda von der Sowjetunion als Hort des Bösen, die absichtlichsvoll von den Amerikanern gepflegt wurde.

In resignativen Momenten hörte man aus der Umgebung des Generalsekretärs,– sich mit der Stagnation der Wirtschaftsentwicklung verstärkend: Eigentliches Ziel des Westens, bei aller Schönrederei, ist die Verhinderung des wirtschaftlichen Aufschwunges im sozialistischenLager. Man sprach von dem Versuch Klassen-Revanche zu nehmen, denn das Kapital wolle um jeden Preis der Welt, den Sozialismus – für viele westliche Linke damals noch eine klare und vernünftige Alternative – als Irrweg der Geschichte bloßstellen.«

»Da gab und gibt es seit Langem Kontinuität in der Politik des Westens«, bestätigte Professor Kusnezow: »Es ging dabei auch immer um das bewährte Teile und Herrsche als Macht-Prinzip – und um den Machiavellischen Imperativ: Zerstöre was du nicht beherrschen kannst!

Ich erinnere mich an eine Grundsatzrede des amerikanischen Präsidenten Clinton vor einem geheimen Kongress-Ausschuss. Igor Antonow zeigte mir davon Aufzeichnungen, die von unseren Leuten mitgeschnitten wurde, wo der Präsident ausführte, dass mit der aktiven Hilfe der USA der Vielvölker-Staat Jugoslawien zersplittert wurde. Und er sagte weiter: Unsere nächste Aufgabe ist die

Zersplitterung der Russischen Föderation.

Da sieht man, es ging und geht dem herrschenden Finanz-Kapital, das als treibende Kraft hinter jeder amerikanischen Regierung steht, auch immer darum, Profit und Macht aus Teilung, Destabilisierung und Zerstörung zu erzielen.

Angezettelte Kriege durch konspirativ geförderte Bürgerkriege sind dabei bewährtes, finales Mittel, diese Herrschaft durchzusetzen. Besonders leicht ist die Destabilisierung in Staaten und Regionen, in denen die Interessen vieler ethnischen Gruppierungen ständig ausgeglichen werden müssen. Da brauchst du, als Initialzündung für das Chaos, nur wenige gewalttätige Provokateure zu finanzieren, um Lawinen loszutreten.«

»So ist es, Fjodor, auch das kannst du schon bei Machiavelli nachlesen. Der sagt: ›Denn es gibt in Wahrheit kein sichereres Mittel zur Beherrschung als die Zerstörung‹, und das praktizieren alle neokolonialen Mächte bis heute in Perfektion.«

»Es gibt aber auch kein nachhaltigeres Rezept zur Beherrschung, würde ich sagen, als die kulturelle Zerstörung«, schloss Oie an. »Das war und ist das Rezept der Amerikaner, wenn man die Beweise sichtet, die der Autor Frances Stonor Saunders über die Ränkespiele der CIA im Kalten Krieg zusammengetragen hat. Jüngst habe ich Wer die Zeche zahlt gelesen. Über den Umfang der Diversion verschlägt es einem die Sprache, – obwohl viele das geahnt haben, und vielerlei Indizien dafür sprachen.

Sie haben nach dem Krieg und bis heute, mit einem dreistelligen Millionen-Betrag jährlich, den gesamten Kulturbetrieb West-Europas kommerziell und ideologisch unterwandert, – mit der Folge einer tumben Amerikanisierung des Publikums in allen denkbaren Facetten.

Mit Kommerz, subtiler Propaganda, Kongressen, tendenziösen Ausstellungen und breit angelegten Austauschprogrammen für Zielpersonen haben sie es geschafft, jeden Ansatz, jedes Nachdenken über eine gerechtere Welt jenseits des finanzkapitalistischen Systems zu torpedieren, – und alle neuen Ideen der linken Intellektuellen dazu als Teufelszeug zu denunzieren.“

„Ja“, bestätigte Konstantin Petrow: „Der konfrontative Geist des Westens herrschte damals auf allen Ebenen, – besonders noch mal forciert nach Gorbatschows ersten Auftritten als Parteichef, die den West-Intellektuellen, mit Ihren menschlichen Entspannungssignalen, Hoffnung machten, die Kriegstreiber aber, in ihrem Blockdenken, zutiefst erschreckten. Parallel verschärfte sich unsere wirtschaftliche Lage, vor allem durch Überrüstung, beständig. – Aber das ist das Spezialgebiet von unserem Fjodor Michailitsch«, lächelte Konstantin Petrow auffordernd.

»Die Strategie des Westens war das von Präsident Reagan ins Ziel gesetzte Totrüsten mit dem Krieg der Sterne, – natürlich auch, um die Rüstungsgeschäfte im eigenen Land zu befeuern.

Auf dieses SDI-Programm mussten wir irgendwie reagieren, – aber wir erkannten, dass damit die ineffizienten Machtstrukturen und Verwerfungen in unserer Volkswirtschaft verheerend zementiert wurden.«

»Wer ist wir, Fjodor, wer konnte das so klar bilanzieren?«

»Nur wenige Wirtschaftswissenschaftler, in deren Instituten alle streng gehüteten Zahlen zu Zwecken der wissenschaftlichen Bearbeitung zusammenliefen. – Und eine Handvoll Politiker, die bereit und mutig genug waren, der Wahrheit ins Auge zu sehen und Reformen einzufordern. Konstantin, du weist doch genauer, was da politisch ablief, in dieser vertrackten Lage?«

»Ja Fjodor, es entwickelte sich unter diesem Druck schon seit der Breschnew-Ära katastrophal, – und auch die Vorgeschichte von Gorbatschows Machtantritt war so bezeichnend für diesen stalinistischen Apparat, mit seinen absurden Auswüchsen an Inkompetenz, der jeder Entwicklung zum Besseren, also allen Reformen, im Wege stand.

Für unsere deutschen Freunde: Andropow, der Pate und Förderer Gorbatschows, der schon als KGB-Chef eine verheerende wirtschaftliche Bilanz ziehen musste, die das Potential seiner strategischen Rüstungsindustrie, und damit seinen Weltmachtanspruch gefährdete, regierte als Generalsekretär mit wöchentlich zwei Dialysen im Kreml-Krankenhaus oder auf der Krim. Unheilbar krank starb er vierundachtzig.

Bezeichnend war dann, dass das Politbüro Andropows

letzten Wunsch, Gorbatschow zu seinem Nachfolger zu machen, denn nur der könne die notwendigen wirtschaftlichen Reformen anpacken, missachtete. Die Partei-Gerontokraten, wollten Ruhe auf ihre altenTage, besonders die graue Eminenz der Weltpolitik – Mister Njet – Außenminister Gromyko und die Oboronka. An deren Spitze stand Verteidigungsminister Marschall Ustinow, das Oberhaupt der Reformgegner.

Deshalb wählten sie den Asthmatiker Tschernenkow zum Generalsekretär, der im Grunde genommen nicht einen Tag dienstfähig war. Das wurde unter den Ober-Genossen jedoch nicht als Problem gesehen, denn das überalterte Politbüro war generell mehr krank und betrunken als dienstfähig.

Tschernenkows unfähige, nach Macht und Privilegien lüsterne Paladine kehrten derweil alle Probleme unter den Teppich. Durch die postulierte, führende Rolle der Arbeiterklasse und ihrer Partei, in Gestalt der so genannten Nomenklatura, die laut Verfassung absolute Macht ausübte, konnte ihnen niemand entgegentreten. Die Sowjets, besonders diese Nomenklatura, redeten zu der Zeit folgenlos von allem und nichts, besonders in der Wirtschaftspolitik. Inzwischen kulminierten die Probleme.

Gorbatschow und seine Mannschaft aus der Andropow-Zeit nutzten das und bauten im Hintergrund ein Netzwerk, – für die absehbare Zeit danach. Auch indem er sich, als ZK-Sekretär, in häufiger Vertretung des arbeitsunfähigen Tschernenkow, Einblicke in den wahren Staatshaushalt verschaffte, den selbst Andropow ihm noch verwehrt hatte, –

wohl, damit er nicht gleich resigniert.«

»Danach kannte Gorbatschow auch die wahren Machtverhältnisse, die verschleiert, aber entscheidend von der Oboronka geprägt wurden. Die fraß alle Ressourcen«, rief Fjodor Kusnezow in die Runde.

»Ja, das war so bis zum März fünfundachtzig«, bestätigte Konstantin Petrow.

»Nach Tschernenkows Tod änderte sich allerdings schnell vieles, denn Gorbatschow redete Klartext und war deshalb schon in der Euphorie des Anfangs, in Partei und Regierung, umgeben von nur wenigen Freunden, aber vielen kleingeistigen, hinterhältigen Paladinen.

Der Direktor des Instituts für Weltwirtschaft und Internationale Beziehungen in Moskau, Alexandr Jakowlew, war dabei der Kopf der Progressiven und der eigentliche Spiritus-Rektor, der auf Grundlage der wirtschaftlichen Bestandsaufnahme von unserem Fjodor Michaijlowitsch«, Petrow zeigte dabei mit weit ausladender Armbewegung auf den Professor – »und Rem Belussow, die Europäische Perestroika als politische, strategische Konzeption entwickelte, – den Rückzugsplan zum Frieden, im gemeinsamen Haus Europa.

Rückzug und Machtverzicht nur mit dem einen Ziel, aus der existenzbedrohenden Konfrontation der Nachkriegszeit auszubrechen und neue Optionen der Beteiligung an einem wirtschaftlich prosperierenden Europa zu gewinnen, denn Russland braucht Europa und Europa braucht Russland.«

»Das Konsequente am Rückzugsplan sehen einige

weitblickende Zeitgenossen so, Konstantin«, warf Oie ein. »Das erinnert mich an den deutschen Dichter Hans-Magnus Enzensberger. Der beschreibt Komanda-Gorbatschow als Helden des Rückzugs.«

»Nur Helden? – Ich weiß nicht. – Treffender ist, glaube ich, sie als Strategen und Helden des Rückzugs zu bezeichnen und zu würdigen«, entgegnete Petrow. - »Das taten sie im Angesicht der Fakten aus innerer Überzeugung als Menschen, aber vor allem, um die Sowjetunion mit der Europäischen Perestroika vor dem wirtschaftlichen Untergang zu retten, mit allen dann unkalkulierbaren Folgen. Man bedenke: Alle Imperien der Weltgeschichte zuvor, sind in verheerenden Kriegen untergegangen.«

Fjodor Kusnezow ergänzte: »Mein Freund, der federführende Wirtschafts-und Finanzwissenschaftler Professor Belussow, berechnete, dass die Sowjetunion, die DDR und andere RGW-Staaten zum Ende der Achtzigerjahre in existenzielle Schwierigkeiten durch ihre Überschuldung im Westen kommen würden, – also pleite sein werden.

Er wies nach, dass dies vor allem dem ständig wachsenden technologischen Rückstand, der Hochrüstung und den CoCom-Embargos geschuldet sei, – doch das Politbüro ignorierte diese Kassandra-Rufe. Gorbatschow aber kannte damit seinen ultimativen Zeitrahmen.«

Konstantin Petrow lehnte sich jetzt zurück, sodass er im flackernden Licht der Kerzen geisterhaft wirkte: »So verrückt es klingen mag, atheistisch-kommunistische Weltanschauung und Wirklichkeitsverdrängung gingen in

der Nomenklatura der Sowjetunion eine unglaubliche Symbiose ein.

Wir hatten seit Generationen eine abgehobene politische Elite, die glaubte, allwissend zu sein. Mit dem historischen Kursbuch Marx-Engels-Lenin unterm Arm war sie in ihrem Innern nicht nur borniert-zukunftsgewiss, sondern – wie ein schwarzer Schattenwurf dessen – auch zutiefst abergläubisch. Gerade die Russen sind und bleiben abergläubisch und sagen, man darf die Dinge, die man am meisten fürchtet, nicht beim Namen nennen, denn das ist gleichbedeutend mit der Beschwörung des Unglücks. Bei uns sind das die letzten Wurzeln unserer orthodoxen Religiosität.

Die ausufernde Gewalt des KGB-Henkers Berija – dem Horror-Werkzeug Stalins – beruhte auf dieser abgründigen Furcht, über Unrecht und Unheil zu reden. Es ermöglichte in der grausigen Konsequenz neunzehn Millionen Verhaftungen, Millionen repressiver Strafsachen gegen Unschuldige und horrende sieben Millionen Erschossene.«

Konstantin Petrow schüttelte, indem er das sagte, mehrfach wie ungläubigden Kopf.

»Diese irrationale Haltung förderte auch die Stagnation am Ende der Breschnew-Ära, denn der Generalsekretär war, nach Herzinfarkten und Schlaganfällen, mehrfach klinisch tot und in den letzten Jahren nur noch ein Zombie, – eine vorgeschobene Marionette des allmächtigen Apparates. Das ging soweit, dass US-Präsident Carter ihn, bei Unterzeichnung des Salt-II-Abkommens in Wien, vor dem

Umfallen bewahren musste, indem er ihm heftig ins Jackett griff, – bis die Leibwächter hinzuspringen konnten.

Leonid Breschnew starb dann heimlich, wie man im Volk witzelte, – damit seine Paladine ihn nicht noch einmal wiederbeleben konnten.

Dem folgte ein Menetekel, bei seiner pompösen Beerdigung an der Kreml-Mauer, das den Genossen nachhaltig in die Knochen fuhr. Weltweit im Rundfunk übertragen – wenn auch in vielen TV-Aufzeichnungen von der Zensur getilgt – löste sich der Sarg von seinen hochrangigen, senilen Trägern und stürzte mit Gepolter in die Grube, – wie wenn ein ganzes System auf den Müll fährt.

Leonid Breschnew, der Nussknacker-König mit dem Stahl-Gebiss, war tot. Die schwarzen Vögel stoben von der Kreml-Mauer, – und das Volk atmete hoffnungsvoll auf. Aber das Heer der Nussknacker-Brut war nicht bereit den Wind der Erneuerung in seine verschimmelten Kammern wehen zu lassen. Sie mauerten sich in der Zeit Andropows und Tschernenkows noch weiter ein.

Diese beständige, ignorante Wirklichkeitsverweigerung war auch charakteristisch für alle von uns eingesetzten Stadthalter in den sozialistischen Ländern. Das Verweigern der Planung jedes Crash-Szenariums unter den Ostblock-Führern, zu allen Zeiten und auf allen Ebenen, hatte da seine tieferen Ursachen.

Das waren die lähmenden Nachwirkungen der Moskauer Polit-Schule, die sie alle mehrfach durchlaufen hatten, denn von den Opfern der großen Säuberungen Stalins bekam

jeder in seinem Umkreis persönliche Kenntnis, – ausnahmslos und mit durchschlagenden mentalen Folgen. Deshalb wurden Leute wie euer Erich Apel oder Alexander Dubcek bekämpft und dann ausgeschaltet. Die hatten mit der anachronistischen Wirklichkeitsverweigerung in ihren Ländern Schluss machen wollen. Ebenso solche akademische Kassandras wie Andrei Sacharow bei uns, Adam Michnik in Polen, Pavel Kohout bei den Tschechen oder euer Rudolf Bahro mit seinem provokativen Buch Die Alternative.

Aber auch Notare der großen Verbrechen, Seismographen des Unterganges – als moralische Instanzen und historisch rezipierende Schriftsteller – wie Boris Pasternak oder Alexander Solschenizyn wurden ausgegrenzt oder weggesperrt, – mehr aus diesem tief sitzenden Aberglauben, denn aus konkreter Furcht.

Unsere Gesellschaft kannte offiziell kaum schlechte Nachrichten. Zur Erntezeit wurde sogar der Wetterbericht in der Zeitung zensiert und geschönt«, lachte Konstantin bitter. »Könnt ihr euch das vorstellen? Niemand konnte enträtseln warum, welchen Sinn das haben sollte, aber es war so.

Alle bewegte deshalb von Anfang an die Frage, kann sich Gorbatschow mit seinem hartnäckigen Realismus an der Spitze halten, – und wie lange?

Westliche Kreml-Astrologen wetteten da anfangs auf wenige Monate.

Mal ehrlich: Auch die Parteisekretäre in der sowjetischen Provinz glaubten doch, mit den ersten durchschlagenden

Wirkungen der Perestroika, wie den Alkoholbeschränkungen und dem Start zu wirtschaftlichen Entflechtungen, der Kreml sei von imperialistischen Agenten besetzt.«

»Was war seine Motivation so konsequent vorzugehen, wie habt ihr das erlebt?«, suchte Oie nach einer Erklärung, die Konstantin Petrowdann mit kurzem, aufforderndem Blick Fjodor überließ, wohl um sich selbst eine Atempause zu gönnen.

»Das hatte zwei Aspekte, würde ich heute sagen. Erst einmal einen theoretisch-historischen, weil er wusste, nicht nur wer zu spät kommt wird vom Leben bestraft, – auch der zu früh kommt, scheitert. Die russische Revolution wurde ja hundert Jahre zu früh losgetreten, würde ich als Nationalökonom nach all den Geschehnissen sagen.«

»Aber nicht was das Streben nach einer gerechteren und humanen Gesellschaft angeht, – dafür ist es nie zu früh, Fedja!«, warf Lisa Kusnezowa erregt dazwischen.

»Nein, natürlich nicht, Lisa«, lenkte Kusnezow lächelnd ein und strich dabei beruhigend über ihre Hand: »Wir haben damals, in kleinem Kreis, oft darüber diskutiert und auch als Wirtschaftshistoriker sehe ich es so: Der strategische Fehler des sozialistischen Wirtschaftssystems, das wir so geerbt hatten, war vor allem, dass es zu früh, mit wenig Geduld und dann, als die ersten Schwierigkeiten auftauchten, mit Gewalt errichtet wurde. Ungeduld ist aber der schlechteste aller Ratgeber im Leben und besonders der Politik.

Die Russische Revolution war eine ungeduldige Revolution, die sich selbst mit exzessiver Gewalt zu

beschleunigen versuchte. Langfristig tragfähige gesellschaftliche Entwicklungen, besonders im sensiblen wirtschaftlichen Bereich, beruhen aber auf feinen, netzartigen Strukturen der kreativen Zusammenarbeit, mit vielen stabilen Haltepunkten und Verbindungen, die naturgemäß nur langsam wachsen. Dafür braucht es Geduld, Bildung und technologische Fähigkeiten – vergleichbar der von Produzenten – bis das Produkt seine Bestimmung, sein Wesen und seine Form gefunden hat, bis es dem menschlichen Gebrauch angemessen und würdig ist.

Ideologen aber – besonders in der exzessiven Dynamik von Revolutionen – sind wie Börsen-Händler. Sie handeln, um zu handeln, nur um ihres fokussierten schnellen Vorteils willen, ohne Rücksicht auf Verluste anderer oder der Gesellschaft.

Dieser zwanghafte Trieb zerstört im Zweifelsfall – für den einmaligen ideologischen oder persönlichen Profit, auch wenn er als Fortschritt lackiert ist, ein Netz, bevor ein neues wachsen kann.

Auch das war die innere Ursache nachfolgender, wirtschaftlicher und kultureller Verwerfungen im sowjetischen Imperium, – der Keim des Unterganges, wissen wir heute. Man muss aber – Marx beschreibt es – die Widersprüche des kapitalistischen Wirtschaftens kulminieren lassen.

Der fundamentale, marktwirtschaftliche Wettbewerb der Produzenten war immer ein Quell großer Produktivitätssprünge, die erst zu Bildung und Auskommen

breiter Massen in der Industriegesellschaft genutzt werden mussten, – und sich in allen entwickelten Industrie-Ländern bis dahin quasi evolutionär vollzogen. Das kapitalistische System war ja noch nicht in das unproduktive, pervertierte Gegeneinander der Geld-Händler umgeschlagen, dass nun, nach fast zwei Jahrhunderten, alles dominiert und die Welt-Wirtschaft jederzeit kollabieren lassen kann.

Erst mit diesem Kollaps – den wir demnächst erleben werden – ist der Zeitpunkt gekommen, das Welt-Wirtschaftssystem vom Kopf auf die Füße zu stellen: Von einem kannibalistischen Gegeneinander der Spekulanten und ihrer politischen Paladine zu einem weltweit abgestimmten, also planvoll-kooperativen Miteinander der Produzenten.«

»Du hast Recht, Fjodor, – und da war der zweite Aspekt«, setzte Konstantin Petrow nach. »Der moralische Aspekt: Das Leben des Menschen ist vergänglich, – seine Werke nicht. Das kannten wir von den Klassikern. Und so dachte auch Gorbatschow, davon war er pragmatisch überzeugt und beseelt, denke ich. Ein neues gemeinsames Haus Europa war sein erklärter, großer Traum und die Meisten merkten bis zuletzt nicht, wie strategisch konsequent er daran baute.

Nicht nur als Philanthrop, sondern auch im Bewusstsein, dass sich wirtschaftlicher Fortschritt und militärische Sicherheit, im Atomzeitalter, niemals gegen die politischen Gegner erreichen lassen, sondern nur mit ihnen.

Wer zuerst bombt, stirbt als Zweiter, war bei uns ein geflügelt-zynischer Satz, um dem paranoiden Siegeswahn

der Militärs wenigstens mal verbal entgegen zu treten.

Diesen Satz verstand vor allem sein Militär-Geheimdienst, der das objektive Kräfteverhältnis der feindlichen Lager im wirtschaftlichen Kontext sah und nüchtern einschätzen konnte.

Beim Militär-Geheimdienst fand Gorbatschows Mannschaft deshalb die konsequentesten Verbündeten auf diesem Weg der Via Negativa, – um aus den strategisch unhaltbaren Positionen heraus zu kommen und den Weg in den Abgrund zu verlassen.«

»Ich glaube«, warf Fjodor Kusnezow nachdenklich ein, »historisch war Gorbatschow in einer ähnlichen Lage wie General Kutusow gegen Napoleon, in der Schlacht von Borodino, vor den Toren Moskaus. Es gab gewaltige Verluste auf beiden Seiten und ein Patt. Aber Kutusow entschloss sich präventiv zum Rückzug, – um Russland zu retten und die Zukunft zu gewinnen. Er opferte dafür sogar die alte Hauptstadt Moskau, die er anzünden ließ, um dem Feind keine Reserven zu lassen – und der Erfolg, der auf diesem strategischen Opfer basierte, gab ihm dann recht.

›Es gibt Momente im Leben eines Menschen, da ist er heilig‹, sagt Dostojewski. Russland brauchte in entscheidenden Augenblicken seiner Geschichte immer diese Heiligen. Ohne sie wäre es an seiner Größe, der Gier seiner Feinde und dem eingebläuten Despotismus zerbrochen.«

»Ja, so war es auch bei Michail Gorbatschow, Fjodor. Schon Aristoteles beschrieb es als Ziel des Weisen, nicht

Glück zu erlangen, sondern Unglück zu vermeiden. Eben weil Gorbatschow wusste, dass uns militärische Konfrontation und Hochrüstung unabwendbar zerstören, musste er diesen pragmatischen Weg der Via Negativa beschreiten, – den Weg des Rückzugs.

Auch unsere Strategen im Militär-Geheimdienst wussten, ihrem Eid auf den Schutz des Vaterlandes können sie nur mit diesem Rückzug gerecht werden, – um gleich mal jeden Zweifel auszuräumen, sie hätten sich des Verrates schuldig gemacht, was von unseren damaligen inneren Gegnern gern kolportiert wird.

Im Gegenteil, wir alle riskierten letztendlich, wie General Kutusow, Freiheit und Leben, um aus dieser unhaltbaren Lage der Sowjetunion und Russlands heraus zu kommen.«

Eine alte Standuhr schlug in langen Tonfolgen die fortgeschrittene Stunde. Sie lauschten verzaubert den metallisch reinen Klängen, und für einen Augenblick stand beeindrucktes Einvernehmen spürbar im Raum.

Wie konspirativ flackerten die Kerzen des Leuchters im plötzlich hereinwirbelnden kühlen Nachtwind. Lisa Kusnezowa stand auf, schloss das Fenster und fixierte beim Setzen Konstantin Petrow: »Wie hast du in der Zeit die Amerikaner und ihre Verbündeten gesehen? Das waren doch die Haupt-Rivalen im Ränkespiel der Mächte.«

»Großmacht-Poker würde ich es nennen, Lisa, – mit dem Wissen von heute: Die Amerikaner waren äußerst irritiert ob

dieser verdächtig zielstrebigen Friedens-Rhetorik, waren sie doch noch bei Andropow härtere Töne gewohnt, und hatte Präsident Reagan doch die Sowjetunion gebetsmühlenartig als Hort des Bösen angeprangert.

Im Vorfeld der Genfer Konferenz, im Oktober sechsundachtzig, erarbeitete die CIA eine Studie über unseren wirtschaftspolitischen Status, die wir schon vor der Drucklegung kannten. Ein durch und durch positives Bild wurde da gezeichnet. Das gipfelte zu unserem Erstaunen in: ›Stabil und von modernstem Standard, steht die Volkswirtschaft der Sowjetunion vor großen Herausforderungen in der Erneuerung.‹ Wie ahnungslos die Amerikaner doch waren!«

Fjodor Kusnezow hakte da erregt ein: »Natürlich steckte hinter den Ergebnissen dieser Analyse auch Absicht, denke ich, denn nur so lassen sich Unsummen für weitere Hochrüstung politisch vermitteln.«

»Da hast du sicher Recht, Fjodor. – Gorbatschow wurde zu der Zeit von den Amerikanern auch unterstellt, er wolle zwar Entspannung, – aber zum Billigtarif. Denn wir wollten damals die doppelte Null-Option, die Halbierung des Nuklear-Potenzials und die Vernichtung aller ballistischen Raketen.

Reagans Reaktion, befeuert von den Britten und den Russland-Hassern in seinem Beraterstab, war dann typisch für das äußerst angespannte Verhältnis: ›Wenn die Sowjets solche Zugeständnisse machen, brauchen sie diese Abkommen wohl äußerst dringend? – Wir müssen uns also

nicht beeilen!‹ Gorbatschow aber wusste, auf Grund der alarmierenden Entwicklungen und Zahlen in der Wirtschaft des Ostblocks, – wir müssen uns sehr beeilen!«

Konstantin Petrow goss für alle Wein nach und man sah ihm die Genugtuung über die gespannten Mienen seiner Zuhörer an, als er fortfuhr: »Die Erklärung Gorbatschows am Ende des Reykjavik-Gipfels im Oktober sechsundachtzig, nicht Reagan habe Schuld an dessen Scheitern, sondern der Militärisch-industrielle Komplex, der diesen in seiner Gewalt habe, entsprach spiegelbildlich der Situation, in der wir uns selbst befanden. – Aber wir wussten das und wollten es um jeden Preis beenden, haben es dann auch mit dem Kreml-Flug geschafft.

Wir mussten der Entspannung auf der anderen Seite also subtil nachhelfen. Das war nicht einfach, denn der amerikanische Präsident war ein ungebildeter Haudrauf, der glaubte, die Sowjetunion grenze an Deutschland, bis seine Berater ihm beisprangen, die über sechshundert Kilometer Polen dazwischen auf der Landkarte zeigten und ihm erklärten, dass Polen ein eigenständiger kommunistischer Staat sei, – und nicht Teil Russlands.

Viele dieser Berater waren zuvor von diversen Interessengruppen auf antisowjetische Konfrontation getrimmt worden. In so einer verhärteten Konstellation gab es also anfangs keine Chance auf Verständigung, schon gar nicht auf eine Spitzen-Konferenz.«

»Wie ihr diesen Widerstand damals ausgehebelt habt, war grandios, Kostja. Das hat sich in der Abwehr

herumgesprochen, das musst du unbedingt erzählen«, forderte Fjodor Kusnezow.

»Ja, das war schon subtil organisiert. Wir suchten intensiv, wie er persönlich zu packen sei: Reagans Helden- und Cowboy-Psychogramm war der Ansatz. Den sezierten wir aus seinem halben Hundert zweitklassiger Filme und hatten dazu auch einige kommen lassen, um uns ein Bild zu verschaffen, wie wir seine konfrontative Grundhaltung, die viele seiner Berater absichtsvoll förderten, aufbrechen. Gerade seine Hauptrollen in Western wie Die Hand am Colt oder Königin der Berge, wie ich mich erinnere, waren aufschlussreich.

Da waren seine Schwachstellen sichtbar, denn er wollte auch als Politiker immer so sein, wie ihn die Drehbücher einst als Held idealisiert hatten.

Vor allem diese Cowboy-Kameradschaft, – das Wir hauen jeden unserer Leute raus – war Leitmotiv seines Handelns.

Deshalb haben wir mit der inszenierten Verhaftung des Journalisten Nicholas Daniloff von U.S.News and World Report in Moskau, wegen Spionage-Verdachts, durch unseren Militär-Geheimdienst – gegen alle diplomatischen Gepflogenheiten – einen strategischen Hebel benutzt, um Reagan überhaupt an den Verhandlungstisch in Reykjavik zu bekommen, denn die Sowjetunion wurde zu der Zeit, besonders in Folge dieser Verhaftung, in den US-Medien und der amerikanischen Administration, ständig aufs Äußerste verteufelt.

Gorbatschow als Person kam da nicht viel besser weg,

obwohl seine Offenheit und sein Charisma in politischen Kreisen Europas und Amerikas immer mehr Freunde fanden.

So kam Reagan – zähneknirschend – den halben Weg nach Island. Das erste Treffen aber war für ihn, unter diesen Vorzeichen, nur medial von Interesse, weil er, wie kein anderer Präsident zuvor, diese Selbststilisierung pflegte und er den gefangenen Daniloff durch die Konferenz raushauen konnte, – so hatten wir es diplomatisch signalisiert.

Ich selbst sah in Reykjavik, wie Reagan – von Begegnung zu Begegnung mehr – die offene, unkomplizierte Art Gorbatschows imponierte, wie er seinem Charisma erlag und alle politischen Verkrampfungen von ihm abfielen. Vielleicht imponierte ihm als Schauspieler, der ja erst über seine vielen Rollen eine Führungspersönlichkeit darzustellen gelernt hatte, die natürliche Autorität Gorbatschows, die auf einer exzellenten Bildung und Menschenkenntnis basierte.

Gut vorbereitet war unser Chef natürlich auch, – dafür hatten wir gesorgt. Auch in dem er aus seiner Sicht bildhaft schildern konnte, wie oft die Welt in den letzten Jahren zufällig in die Katastrophe eines Dritten Weltkrieges hätte stürzen können. Wie im September dreiundachtzig, als das Schicksal der Welt in der Hand eines einsamen sowjetischen Offiziers lag, dem man ein Denkmal setzen sollte.

Er hat Europa und Amerika vor der Zerstörung bewahrt, weil er aus moralischen Bedenken beschloss, seine Dienstpflicht zu verletzen: Er kannte gewisse Schwächen seiner Satelliten und vermutete zudem technisches Versagen in der Bildauswertung durch die Computer. Die hatten mit

höchster Alarmstufe einen Start amerikanischer Interkontinental-Raketen gemeldet.

Dass er mit seiner Bewertung richtig lag, wusste er aber erst im Nachhinein. Eigentlich hätte er die Alarmierung für den Gegenschlag auslösen müssen. Entscheidungsspielraum innerhalb der Vorwarn-Zeit waren nur Minuten. – Hätte er es getan, die Welt wäre heute ein atomar verseuchter Trümmerhaufen.

Die in diesem Zusammenhang präsentierten Fakten haben Reagan schwer erschüttert und ihm sicher das Gefühl gegeben, er persönlich hätte die Chance die Menschheit zu retten, – wie es ja so oft in seinen Filmrollen stand.

Dieses Gefühl eines geschichtlichen Augenblicks, auf beiden Seiten, hat in Reykjavik zu der Verabredung geführt, gegen alle Widerstände, die atomare Abrüstung voranzutreiben und den Kalten Krieg zu beenden. Worin sich Reagan dann, in der Folgezeit, durch Gorbatschows Handeln bestätigt fühlte, obwohl ihm selbst in allen Abrüstungsfragen, durch die starke US-Rüstungslobby, immer wieder Knüppel zwischen die Beine geworfen wurden.

Dieser erste Gipfel auf Island, unter dem Druck der Daniloff-Affäre, war also kein offizieller Erfolg, nur eben persönlich und psychologisch wichtig, bereitete er doch das wichtige Washingtoner Abkommen vor, welches das Damoklesschwert eines Nuklearkrieges entscheidend zurückzog.

Die SS-20-Stationierung, die aus der Ära des Kalten

Krieges unter Breschnew resultierte, war ja eine Macht besoffene, wahnsinnsträchtige Fehlentscheidung der Oboronka und der Stalinisten. – Sie wurde damit korrigiert.

Der Westen glaubte aber lange, es sei Reagans Stärke, aufgrund derer die Sowjetunion mit dem Washingtoner Abkommen über die Raketen-Abrüstung einlenkte, – dabei war es die Einsicht Gorbatschows, dass wirtschaftliche Entwicklung Abrüstung, Frieden und Vertrauen braucht. Vor allem aber Zusammenarbeit.«

Fjodor Kusnezow nutzte ein kurzes Aufatmen und Trinken Petrows um sein virtuoses Faktenwissen in den Ring zu werfen: »Wir waren damals wirklich am Ende. Stalinistischer Kollektivismus, riesige Infrastrukturprobleme und Investitionsmangel in der verarbeitenden Industrie führten zu katastrophalen Versorgungsengpässen bei den Nahrungsmitteln, – trotz neu eingeführter Kollektivverträge für freiverkäufliche Überproduktion in der Landwirtschaft.

Es gab zunehmend Arbeitsniederlegungen – den Begriff Streik mieden unsere Einheitsmedien wie der Teufel das Weihwasser, – weil die einfachsten Dinge des täglichen Lebens, wie Brot, Zucker und selbst Seife für die Bergleute nicht mehr ausreichend geliefert werden konnten.

Man erinnere sich, vierzig Jahre nach dem Krieg gab es auf einmal wieder Schlangen, die nach Brot anstanden. Diese Brot-Krise war die Spitze eines Eisberges nicht mehr zu beherrschender Probleme.

Zur Zarenzeit war Russland der weltgrößte Getreideexporteur. Nach der Kollektivierung der

Landwirtschaft in den Zwanzigerjahren, die Millionen Menschen absichtsvoll entwurzelte, auch um sie der Schwerindustrie in Massen zuzuführen, wurde die Sowjetunion ständiger Importeur von Getreide zu Weltmarkt-Preisen, denn die ländliche Infrastruktur und Agrartechnik konnten diesen menschlichen Aderlass in keiner Weise kompensieren.

Gleichzeitig war die Alkohol-Produktion für diese entwurzelten Menschen, nach dem Weltkrieg, innerhalb von dreißig Jahren auf über fünfhundert Prozent gestiegen, mit neun Millionen offiziellen und einundzwanzig Millionen inoffiziellen Alkoholikern. Das übertraf den Zuwachs der Bevölkerung um das Zwanzigfache, – bei geschätzt sechzig Milliarden Rubel Schaden pro Jahr.

Umgekehrt begann natürlich die Agonie der Staatsfinanzen mit der Kampagne gegen die Trunksucht, – denn das kostete ein Achtel der Steuereinnahmen. Schwarz gebrannter Samogon-Fusel – wie in der Zarenzeit – füllte die Lücke und brachte dem Staatssäckel nichts, bei gleichem Schaden und vielen Toten, die an schlechtem Alkohol starben.

So ungemein widersprüchlich war das damals, und so komplex.«

In Konstantin Petrows Stimme wurde ein Hauch von Resignation hörbar, als er anschloss: »Die Dominanz der Rüstungsindustrie und der Militär-Versorgung war seit Generationen das Haupt-Hindernis einer gesunden wirtschaftlichen Entwicklung, wie zuvor schon bei allen

expansiven und gescheiterten Imperien in der Welt-Geschichte.

Die Oboronka, als Verkleinerungsform und Verniedlichung der Verteidigung und des Militärisch-industriellen Komplexes, war der krakenhafte Parasit in der Gesellschaft.

Die Absurdität bestand in der Unantastbarkeit von Privilegien der Oboronka, selbst in dieser wirtschaftlichen Not, – und bei dann fortschreitender Entspannung in Europa.

Alle Devisen aus dem Rohstoff- und Erdölgeschäft – sie waren durch einen rätselhaft-synchronen, offensichtlich gesteuerten Preisverfall zum Zeitpunkt der Reaktor-Katastrophe von Tschernobyl um zwei Drittel eingebrochen – fraßen die Oboronka, der große Sicherheits-Apparat sowie der Getreideimport.

Wir dachten anfangs, wir bekommen die Probleme gelöst, indem wir uns technologisch erneuern, die Planwirtschaft lockern, erste Komponenten der Marktwirtschaft einführen und am Welthandel teilnehmen. Den Sozialismus wollten wir dadurch weiter entwickeln.

Teilnehmen und uns entwickeln konnten wir aber nur, wenn wir die CoCom-Listen überwanden, das heißt deren Ursachen, – wenn wir also den Kalten Krieg beendeten, und in dessen Zentrum die Deutsche Frage lösten. Diesem Ziel hatten wir uns verschworen.

Wirtschaftsberater Abel Agaubegjan analysierte die chronischen Krankheiten des Systems, eines überbordenden

planwirtschaftlichen Zentralismus, bis ins Detail. Wir reformierten daraufhin, was das Zeug hielt, – mit allen Vollmachten Gorbatschows im Rücken.

Wir organisierten dazu eine Verjüngung des Partei- und Regierungsapparates auf allen Ebenen, schon im ersten Jahr.

Im November sechsundachtzig schufen wir das Gesetz über die individuelle Arbeitstätigkeit und hatten dann später, im Jahr der Wende, bereits etwa zweihunderttausend produktive Kleinunternehmen, die erfolgreich in die Mängel-Lücken der Staatswirtschaft gestoßen waren.

Nach der Katastrophe von Tschernobyl aber, im April sechsundachtzig, stand der Sowjetunion das Wasser bis zum Hals. Und auch dort war der schon angesprochene Aberglaube der Russen psychologisch verstärkender Trittbrettfahrer, – denn der Name Tschernobyl bedeutet Ukrainisch Wermut. Wermut jedoch heißt der Stern, der in der biblischen Offenbarung des Johannes in einer Katastrophe vom Himmel in den Fluss fällt und das Wasser der Menschen vergiftet.

Da war es wieder, dass vielfältig im Volk kolportierte Geflüster, der Mann mit dem Feuermal am Kopf bringe Unheil.«

Fjodor Kusnezow fiel bestätigend ein: »Tschernobyl war wie ein schwarzer Schlussstein in diesem System kollektivistischer Verantwortungslosigkeit, dessen Explosion den maroden Sozialismus sowjetischer Bauart letztendlich zum Einsturz bringen sollte, das wissen wir heute, mit dem

Blick zurück.«

»Was konntet ihr gegen diese Stimmungen und Rückschläge tun?«, forderte Nussbaum und Konstantin schüttelte sofort unwirsch denKopf: »Wir ließen uns auch davon nicht beirren, denn wir durften nicht resignieren.

Es ging ja nach unserem Selbstverständnis darum, dass wir im Osten immer das menschlichere Gesellschaftsmodell vor Augen hatten, die einfachen Leute und die anständigen, verantwortlichen, gebildeten Fachleute jedenfalls, bei allem, was sie taten.

Die effiziente, gerechte und kulturvolle Gesellschaft war immer unser erklärtes Ziel. Gorbatschow kannte die Wirtschaft und die vom System gefesselte Kreativität, – die die lebensnotwendige Eigeninitiative der Bürger, der Ingenieure und Wissenschaftler behinderte. Er sprach frei mit den Menschen in den Betrieben und auf den Straßen,– und er wusste, wie lästig den Fachleuten die Funktionärs-Kaste mit ihren zentralistischen und wirklichkeitsfremden planwirtschaftlichen Vorgaben war.

Dass es jedoch nichts werden konnte, in der Konfrontation mit einem auf Selbsterhalt zentrierten, parasitären Partei- und Sicherheitsapparat, mussten wir zunehmend einsehen, – das war oftmals verzweifelnd ernüchternd. Der wirtschaftliche Niedergang war unter diesen Bedingungen unaufhaltsam, wurde aber von den Gerontokraten und der Oboronka völlig ignoriert.

Jeder Marschall spreizte sich doch wie eine Göttergestalt auf dem Olymp, jeder Gebietschef war ein Zar mit Hofstaat,

– und jeder Kreis-Parteichef war ein kleiner König, der keinen Grund sah, etwas an seiner Herrlichkeit infrage zu stellen.

Zumal diese Leute über die regionalen Medien herrschten, die ihnen die nötigen Erfolgsmeldungen lieferten. Die Diskrepanz zwischen Propaganda und Wirklichkeit – die alle Bürger sehr wohl bemerkten – nahm dabei oftmals groteske Züge an.

Der daraus resultierende Unmut wurde dann aber, von diesen Partei-Provinz-Königen und Militärs, auf die Zentrale in Moskau, – auf Gorbatschow und seine Perestroika gelenkt.

Auch die kulminierenden wirtschaftlichen Probleme der Bruder-Länder im Ostblock durch Überrüstung, Ineffizienz und technologischen Verschleiß, trugen zu diesem allseitigen Niedergang bei.

Die Sowjetunion tolerierte schon zu Breschnews Zeiten die Kreditaufnahme der Bruder-Länder beim so genannten Klassenfeind, weil die eigenen Möglichkeiten erschöpft waren.

Zu Beginn der Perestroika gab es deshalb schon immense Devisen-Auslandsschulden. Das vervielfachte sich bis zum Schluss, – nicht etwa für eine technologische Erneuerung, denn die war uns durch CoCom verwehrt, sondern für das Stopfen von Löchern, die der Schuldendienst und die Nöte der zentralistischen Planwirtschaft ständig vergrößerten.

Die Staaten des Ostenblocks hatten horrende Schulden im Westen, – vor allem aufgenommen von Polen, Ungarn und der DDR, um ihre inneren Probleme zu dämpfen.

Schwindende Wettbewerbsfähigkeit auf den Weltmärkten war die Ursache, – das CoCom-Embargo ein Grundproblem.

Unsere Vorgänger, das System und unsere Gegner – mit CoCom – hatten uns in eine strategische Falle manövriert«, stöhnte KonstantinPetrow.

Wächsern bleich wirkte er einen Augenblick im flackernden Kerzenschein. Er trank einen Schluck Wein, – und straffte sich wieder, als Professor Kusnezow nachhakte: »Aber warum war das denn kein Thema in der sowjetischen Öffentlichkeit, wird unsere deutschen Freunde interessieren?«

»Um Himmels willen«, schnaubte Petrow unwirsch, »wir durften nichts davon offenbaren, – das wäre gleich um die Welt gegangen. Es ist doch in der Politik wie auf dem Basar: Wenn alle wissen, dass du am Abgrund stehst und verkaufen musst, purzeln Preise und Autorität in den Keller. Selbst unsere Vasallen in den Ostblock-Ländern glaubten bis zum Schluss, wir könnten ihnen helfen, – die reiche Sowjetunion hätte ja genug Reserven. Wir konnten jedoch nicht mehr, denn auch die inneren Probleme unseres Vielvölker-Staates schlugen uns in immer chaotischeren Wellen über dem Kopf zusammen.«

»Ein chinesischer Kaiser sagte einmal«, nutzte Fjodor das resignative Verschnaufen Konstantins, »das Volk ist wie Wasser. Es kann das Staats-Schiff tragen, – es kann es aber auch zum Kentern bringen.«

»Richtig Fjodor, – das Gemeinsame Haus Europa war deshalb nicht nur eine neue, humanistische und politische

Vision, sondern auch das rettende Ufer, der einzig pragmatische und hoffnungsvolle Ausweg in dieser Lage. – Und damit Gorbatschows strategisches Ziel, nach dem sich alles andere richtete.

Wir begriffen in unseren nächtelangen Diskussionen eins: Das zentrale gemeinsame Foyer, von dem alle wichtigen Zimmer des europäischen Hauses ausgingen, war Deutschland, die Deutsche Frage – der Schlüssel zu Entspannung und einer wirtschaftlichen Renaissance durch technologische Kooperation.

Das konnten wir jedoch nicht offen aussprechen, denn nach innen, bei den Funktionären, mangelte es an Problem-Bewusstsein und von außen, in den Augen unserer Feinde, hätte es nach Offenbarungseid ausgesehen.

Michail Gorbatschow brachte es deshalb intern politisch auf den Punkt, indem er die Deutsche Frage zum freiliegenden Nerv in Europa erklärte, ohne deren Lösung der Kalte Krieg nicht beendet werden kann. Wir alle hofften, mit der Lösung der Deutschen-Frage, auf eine künftige symbiotische Entwicklung, die es der Sowjetunion und den Ostblock-Staaten erlaubte, den Weg zurück in die wirtschaftliche Kooperation und nach Europa zu finden.

Wir wussten, zuallererst muss man dafür das Deutsche Volk mit Respekt behandeln, das ganze Besatzungsgebaren beenden und ihm endlich eine selbstbestimmte Zukunft ermöglichen.

Vordergründig jedoch – nach außen proklamiert – ging es immer um den Abbau der atomaren Bedrohung und die

Verminderung der immensen Rüstungslasten, denn darauf konnten sich damals alle Seiten – in Ost und West – irgendwie verständigen.«

»Was geschah dazu konkret in Deutschland?«, hakte Samuel hinter der Kamera nach.

»Ja, Deutschland, besser noch, die vier Deutschlands der Besatzungsmächte, – was geschah da?

Viele wissen glücklicherweise gar nicht, wie intensiv sich die Weltmächte auf einen Krieg bei euch in Deutschland vorbereiteten. Euer Land war ja nichts weiter als die Geisel der weltpolitischen Kontrahenten.

Das ging sogar soweit, dass in den Sechzigerjahren in einem Geheimabkommen zwischen uns und den USA vereinbart wurde, im Falle eines unglücklichen Falles, die atomare Auseinandersetzung auf Deutschland zu beschränken, – damit in Moskau und Washington keine Fensterscheibe Schaden nimmt. So wurde es beschrieben.«

»Ein unvorstellbarer Zynismus!«, schüttelte sich Lisa Kusnezowa und Konstantin Petrow setzte nach: »Über eineinhalb Millionen schwer bewaffneter Soldaten, in unzähligen Elite-Einheiten, standen sich ständig auf dem Sprung gegenüber. Fast die Hälfte der DDR war damals militärisches Sperr- und Manövergebiet, – voll von Militär und Aufmarsch-Reserven. Über fünfzig Militärflugplätze und doppelt soviel Ausweichpisten gab es im Osten Deutschlands, – im Westen Deutschlands übrigens auch über vierhundert davon.

Häfen für Interventionsflotten und für ein Heer von

Landungstruppen wurden vorgehalten. Die optimistischen unter unseren wahnsinnigen Generälen, wollten im Ernstfall mit drei Millionen Soldaten in wenigen Tagen am Atlantik sein – zynisch kalkuliert – bevor die Strahlen-Krankheit die Hauptkräfte der Offensive dahinrafft.

Die NATO-Szenarien sahen nicht viel anders aus: Man rechnete mit einer Haupt-Widerstands-Linie an der Oder und bis zu fünf Millionen toter Soldaten auf deutschem Boden. Ebenso mit Kollateralschäden unter den Zivilisten in Mittel-Europa in fünffacher Höhe, – nur in der Zeit der Kampfhandlungen. Könnt ihr euch das vorstellen,– kann sich überhaupt jemand soviel menschliches Leid vorstellen?«

»Leichensäcke. – Ich erinnere mich an eine Meldung über Millionen Leichensäcke in den deutschen Medien«, warf Nussbaum ein. »Die wurden lange nach der Wende irgendwo gefunden und es wurde gerätselt, warum das so viele seien. Jetzt wissen wir, dass die bekennenden, unverbrüchlichen Freunde beider Seiten und die hohen Herren in aller Welt wussten, wie das in Deutschland im Ernstfall ausgehen würde.«

»Ja, Samuel, auf beiden Seiten war man auf den großen, entscheidenden Krieg vorbereitet. Auch alle so genannten Bruderländer, an der Nahtstelle der Systeme, lebten bis zum Ende der Breschnew-Ära auf diesem Vulkan vor der Explosion, – im Schatten dieser gewaltsam oktroyierten Konfrontations-Politik.

Das wird auch nicht dadurch entschuldigt, dass es nationale Gruppierungen waren, die Vorgaben aus Moskau

im vorauseilenden Gehorsam umsetzten. Wie Hussak, der zum Einmarsch in die CSSR rief, um Dubceks Prager Frühling zu beenden. Oder Jaruzelski, der das polnische Militär putschen ließ, um die Macht der Streikenden zu brechen.

Die Entwicklung in Polen bekam dann aber, durch unsere Initiative und die von General Jaruzelski, einen neuen strategischen Hintergrund, denn wir planten das als quasi Neustart, als Pilotprojekt für die Europäische Perestroika. – Dazu später.

Apropos Vulkan ...«, entspannte sich Konstantin Petrow lächelnd, – erhob sich und holte aus einem verglasten Wandschränkchen eine Schachtel extralanger Zigarillos, die er den Freunden anbot.

Auch Fjodor Kusnezow wollte rauchen. Konstantin entschuldigte sich für die unkonventionelle Art, griff den Kerzen-Leuchter und sie zündeten die Zigarillos an.

Fjodor zog feinsinnig genießend, tief einatmend, Konstantin Petrow jedoch paffte, noch stehend, die ersten Züge, im Rhythmus seiner Worte, wie eine startende Dampflok, – sodass Nussbaum Schwierigkeiten bekam, mit der Kamera zu folgen: »Deutschland war ein besetztes Land, mit eingeschränkter Souveränität, unter ständiger Einflussnahme der Siegermächte«

»Ja, die Sowjetunion hatte die DDR fest im Griff«, dampfte Fjodor Kusnezow dazwischen, »so fest, dass der Planungschef Erich Apel den Freitod wählte, aus Protest gegen ein neues Handelsabkommen. Die DDR sollte direkt

und fest in die Planwirtschaft der Sowjetunion eingegliedert werden, – und als Kompensation für den Schutz durch die Sowjet-Armee, die Hälfte ihrer Produktion zu Dumping-Preisen nach Osten liefern.

Bis dahin hatten wir mit dem Besatzungsrecht schon das Äquivalent von fünfzig Milliarden Mark aus unserer Besatzungs-Zone gezogen. Allein in ganz Berlin, so erinnere ich mich als Historiker, wurden gleich nach dem Krieg über fünfhundert Industriebetriebe aller Größenordnungen demontiert.«

»So war es«, fuhr Konstantin Petrow, den Rauch verwedelnd fort, »aber es war trotzdem nur ein marginaler Beitrag zum Wiederaufbau, zu den Kriegsfolge-Kosten und den Kosten des Kalten-Krieges überhaupt.

Bis Gorbatschow kam, war Ost-Deutschland, bei aller klassenbrüderlichen Propaganda, die wichtigste Kriegstrophäe, mit der Besiegelung durch das Helsinki-Abkommen über die Unveränderlichkeit der Europäischen Grenzen.

Aber schon nach Abschluss des Deutsch-Sowjetischen-Vertrages im August neunzehnhundertsiebzig – dem Moskauer Vertrag – sah Valentin Falin, der Chef unserer so genannten Germanisten-Fraktion, visionär ein wieder vereinigtes Deutschland als Hauptverbündeten der Sowjetunion.

Er hielt schon damals die Wiedervereinigung für historisch unvermeidbar und kommerziell für wünschenswert. Nach seinen Worten waren die Deutschen

das Schicksals-Volk der Russen. Aber nur darin hatte er Recht, sollte sich zeigen.

Die tiefere Philosophie dieses Moskauer Vertrages war – nach Egon Bahr von den Deutschen Sozialdemokraten – eine Annäherung der deutschen Staaten, mit der Wiedervereinigung als Krönung sowie einer geostrategischen Partnerschaft zwischen Deutschland und Russland. Das sagte Bahr in der Zeit des Kalten Krieges aber nie öffentlich, da es den geostrategischen Interessen der Amerikaner diametral entgegenlief.

Eine Deutsche Konföderation außerhalb der NATO war dabei die favorisierte Variante der Moskauer Falin-Fraktion – mit gigantischen Reparationen, das war der Traum. Phantasten unter seinen Leuten rechneten zweihundertfünfzig Milliarden aus.

Das war, wie gesagt, vor allem Falins Traum. Ein Groß-Russischer Traum, der glaubte, man könne mit dieser Art von Herrschaft in der Sowjetunion so weitermachen, wenn man nur, aus einer Position der Stärke heraus, den Deutschen die Einheit verkauft, – und die teuren Satelliten des Ost-Block zum Weltwährungsfonds schickt.

So wollte er das Imperium retten und sah damals nicht, dass es ein großer Teil unserer eigenen Bevölkerung war, der die Sowjetunion als Völker-Gefängnis empfand. Deshalb wurde Falin ja auch nicht Außenminister, nicht mal Stellvertreter.

Außenminister wurde der Georgier Schewardnadse, weil der wusste, wie sich Fremdherrschaft anfühlt und auch, was

man radikal unternehmen muss, um zerstörtes Vertrauen wieder zu gewinnen. Er wusste, die Sowjetunion muss sich von der Amoralität des bolschewistischen Systems distanzieren, wenn sie an der Zukunft Europas teilhaben wollte. Schewardnadse gab dann mit dem deutschen AußenministerGenscher ein prächtiges Gespann ab, dessen Bedeutung im abgeschirmten Zeit-Tunnel unserer Europäischen Perestroika beständig zunahm.

Genscher war dabei, bei aller strammen Block-Rhetorik, ein offensiver Förderer der Entspannung. Bei seinen häufigen auch privaten Ostreisen wurde er immer observiert, abgeschöpft, im Sinne der Europäischen Perestroika bestärkt und sein Beraterumfeld beeinflusst.

Aber nicht nur er war unser Gesprächspartner. Wir waren über Einflussagenten zu der Zeit an vielen für uns wichtigen Politikern dran, – auch Kanzleramts-Minister Teltschik: So landeten übrigens acht Punkte, des Zehn-Punkte-Programms zur Überwindung der Teilung Deutschlands, das Kanzler Kohl dann offensiv verkündete, auf dem Schreibtisch im Bundeskanzleramt in Bonn. Absichtsvoll eigenmächtig von meinem Chef, General Potugalow, um das Ziel der Wiedervereinigung ergänzt.

Er erklärte mir später, dass es so abgestimmt war – als Versuchsballon – um die Deutschen zu elektrisieren und das Tempo der Entwicklung noch weiter zu beschleunigen, – was ja damals auch perfekt funktionierte.

Der Kanzler wollte dann, was die Abwehr programmiert hatte. Der Mantel der Geschichte hatte ihn umweht und er

hatte ihn ergriffen, wie er es, mit Bismarck, so poetisch umschrieb. Doch diesen Mantel haben wir wehen lassen, – es war unser Mantel, den wir ihm hingehalten haben.«

Einen Augenblick war beeindrucktes Schweigen. Konstantin Petrow genoss es sichtlich und schlürfte Wein.

»Perspektive. – Aber was war dabei die Perspektive der DDR, wo es ja seit Jahrzehnten einen Reformstau gab und jede Menge Probleme, die unter den Teppich gekehrt wurden?«, suchte Nussbaum den historischen Zusammenhang.

Konstantin Petrow, der diese Frage offensichtlich erwartet hatte, ließ sich Zeit und lehnte sich mit spitzem, nervösem Mund zurück, – so als hätte er gerade Korken geschmeckt.

Dann zog er noch mal missbilligend an seinem Zigarillo und bestätigte, was im Raum lag: »Wir hatten, ehrlich gesagt, von Anfang an kein Interesse an einer sich langsam reformierenden DDR à la Parteichef Krenz, Stasi-General Wolff oder dem späten Reformer Modrow. Das hatten wir nicht, denn das hätte unsere Strategie gefährdet.

Wir hätten den Honecker schon sechsundachtzig absetzen lassen können, nachdem wir im kleinen Kreis die zielführenden Operationen zur Europäischen Perestroika und zur Deutschen Einheit beschlossen.

Alternative Genossen standen bereit, und Gorbatschow hätte nur einige Politbüromitglieder in Berlin anrufen müssen, – dann wäre der Honecker abgewählt und in Rente geschickt worden.

Auch in den anderen Ostblockstaaten wäre das, bei der eingebrannten Moskau-Hörigkeit und dem intriganten Spiel der Stäbe jedes Politbüromitgliedes, kein wirkliches Problem gewesen.

All diese Politiker wollten erst mal nur an die Fleischtöpfe der Macht, – und belauerten sich gegenseitig, mit dem Ziel, unseren Segen zur Machtübernahme zu erhalten.

Aber das wollten wir nicht, – das hätte kein Problem gelöst.

Wir wären wieder nur der Mentor für eine neue Funktionärs-Clique geworden, die zum Schein ein bisschen was reformiert, ihre Ideologie und Privilegien zementiert, – dafür aber unsern Schutz, unsere billigen Rohstoffe und unsere finanzielle Unterstützung einfordert.«

Konstantin Petrow streckte sich, wie widerwillig, auf seinem Stuhl: »Das ist wie bei einer Katzen-Mutter, die an einem gewissen Punkt die Jungen aus dem Nest werfen muss, damit die ihren eigenen Weg finden. Tun es die Jungen nicht, zieht, wie ihr sicher wisst, die Katze aus! Das taten wir politisch mit unserem forcierten strategischen Rückzug aus den Ländern des Ostblocks. Für die eigenen Wege gab es dort genügend Potential unter den Fachleuten in Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur, – wir mussten nur ausziehen.

Die Leistungsträger und wirklich Reformwilligen waren dafür seit Langem mental bereit.

Die Existenz der DDR und des Warschauer-Paktes war nur noch in den Augen der Stalinisten unsere

Überlebensgarantie als Großmacht, – in den Augen unserer Reformer jedoch das Hindernis für den wirklichen Frieden und die Zusammenarbeit in Europa.

Unser strategischer Plan war von Anfang an, dieses Hindernis abzuräumen. Natürlich hofften wir damals auch, das vereinte Deutschland zu neutralisieren, eine enge wirtschaftliche Kooperation zu entwickeln und von seinem technischen Fortschritt zu partizipieren.

Wir rechneten dabei mit einer üppigen Friedens-Rendite und einer nachhaltigen Dankbarkeit der Deutschen als Kooperationsmotiv. Vor allem aber – und das war das wichtigste Ziel überhaupt –, mit einem schnellen Fall der CoCom-Listen, die unserer Wirtschaft in der Erneuerung am meisten zu schaffen machten, – so war das.«

Jelisaweta Kusnezowa konnte sich da – merklich erregt – nicht zurückhalten: »Die DDR war doch nur noch anscheinend souverän, wenn man berücksichtigt, dass im Wirtschaftsleben – bei Überschuldung – die Gläubiger-Banken das Ruder übernehmen.

Die Bundesrepublik hatte schon zu Beginn der Achtzigerjahre die DDR durch Kredite und ständige Transfers, wie die Transit-Gebühren und verlässlich regelmäßig gekaufte Häftlinge, an die goldene Kette gelegt.«

»Da hast du Recht, Jelisaweta, – wir in der Führung, sahen die DDR spöttisch als Kälbchen, das bei zwei Kühen trinkt. Bei uns die Rohstoffe und bei der Bundesrepublik die Devisen. Am Goldenen Haken, sagten wir auch verächtlich, dann aber bald mit einem hoffnungsvollen Augenzwinkern, –

gebe ich hier zu.«

Professor Kusnezow intervenierte: »Bei den Klagen über unsere unwillig abhängigen Brüder vergaßen aber so manche in unserem Funktionärs-Apparat, dass die Sowjetunion dieses ineffiziente Wirtschaftssystem geschaffen und seinen Vasallen verordnet hatte.«

»Da hast du allerdings Recht, Fjodor Michaijlowitsch, – aber sieh es als Erblast des Weltkrieges und des Kalten-Krieges. Anders war die ideologisch verbrämte Macht des Sowjetischen Imperiums, vor allem unsere wirtschaftliche Vorherrschaft, nicht aufrecht zu erhalten. Unsere Satelliten hatten das – als gläubige Kommunisten – auch so inhaliert, dass es schon ein Eigenleben führte. An quasi jeder Wirtschafts-und Parteihochschule des Ostens wurde dazu geforscht und wir wurden überhäuft mit Vorschlägen, wie das zentralistische Kommando-System weiter zu entwickeln sei.

Dieser Honecker zum Beispiel, in seiner Wirklichkeits-Verweigerung, war ja dann der absurden Meinung, dass sich das kreative Zentrum des Marxismus-Leninismus von Moskau nach Ost-Berlin verschoben habe, da es der DDR wirtschaftlich noch am besten ginge. Von der DDR lernen, heißt Siegen lernen, war in den paranoiden Teilen seiner Parteielite eine Kampfparole, für die Bürger aber, so weiß ich – bei verfallender Infrastruktur, immer angespannterer Versorgungslage und immer mehr Ausreisen – der Gipfel des Zynismus.

Wir wollten deshalb die grundsätzliche Lösung der

Deutschen Frage zur Beendigung des Kalten-Krieges und vor allem der Wirtschaftsembargos. Der Autismus der herrschenden Genossen in der DDR kam uns dabei gewaltig entgegen.

Bei unserem strategischen Plan hatten wir aber auch gewichtige äußere Gegner, denn die weitere Spaltung Deutschlands passte vielen in Europa – in West und Ost – durchaus ins Konzept, solange die Sowjetunion für deren strikte Aufrechterhaltung sorgte, – wenn es sein musste, auch mit dem Knüppel.«

»Da versteht man, wem die Deutschen den Frieden und die Einheit letztendlich verdanken, Kostja«, warf Lisawjeta Kusnezowa ein.

»Ja, das kann man gar nicht oft genug betonen«, bestätigte Oie, »und man muss die Bürger beständig daran erinnern, glaube ich, denn erst die Lösung der Deutschen Frage hat der Welt einen nachhaltigen Impuls zu Abrüstung und Frieden gegeben, – besonders in Europa.«

Konstantin klopfte, wie um einen Kontrapunkt zu setzen, auf den Tisch: »In der Führung der Sowjetunion hörten wir allerdings aus aller Welt – natürlich immer hinter vorgehaltener Hand – die Forderung, den bewährten Status quo zu sichern. Dies umso deutlicher, je mehr der Zusammenbruch der Partei-Herrschaft in Ost-Berlin absehbar wurde.

Wir hörten es aus Washington, London, Paris, Rom, Warschau und Prag, – von überall und immer häufiger.

Deshalb konnten wir den geplanten Prozess der

Entspannung niemals auf der Ebene der Verhandlungen voranbringen. Das ging nur konspirativ und unter Ausschaltung aller denkbaren Crash-Szenarien, vor allem in den Ostblock-Ländern, wo jeweils starke Fraktionen der Stalinisten darauf lauerten, das Rad der Geschichte zurückzudrehen.

Dazu war ich in ständigem Kontakt mit dem Militär-Geheimdienst und Igor Antonows Leuten.

Über den Militär-Geheimdienst und die Abwehr hatten wir, in den Ländern des Ostens, alle Störpotenziale im Blick, – da geplante Umstürze und Provokationen, durch Aktivitäten im Vorfeld, auf den Kommando-Ebenen, Spuren hinterlassen. Wir waren immer gewarnt und hatten jederzeit Einblick in die Kommunikation des Militärs und der Staatssicherheit der Ostblock-Länder.

Einige aus der Spitze der Generalität der Sowjet-Armee, und die mit ihnen später putschenden Moskauer Funktionäre, hofften auf einen Anlass zum Eingreifen und waren auch bereit zu zündeln. Nur so sahen sie die Chance, den weltweit und in der Sowjetunion überaus populären Gorbatschow aus dem Amt zu entfernen, – aus gesundheitlichen Gründen natürlich, zu seinem eigenen Besten, und weil er dadurch den Anforderungen des Amtes nicht mehr gewachsen sei.

Alle Schritte auf dem Wege der Europäischen Perestroika in Polen, in Ungarn, in der CSSR und Ost-Deutschland mussten deshalb unbedingt friedlich verlaufen, – auch weil wir im eigenen Lande täglich mehr Probleme bekamen.

Gewalttätige Nationalitäten-Konflikte, wie in Georgien oder Armenien, die zu der Zeit ausbrachen, hatten ihre auslösenden Spannungen fast immer in angestauten wirtschaftlichen Problemen, Versorgungsengpässen und dann plötzlich auftauchender Empörung, der die in Selbsthypnose überraschte, selbstherrliche, autoritäre Staatsmacht in der Provinz nur mit der üblichen Brutalität zu begegnen wusste.

Diese regionalen Konflikte hatte immer Potenzial für einen Flächenbrand, – und die Sowjetunion ist später daran zugrunde gegangen.

An der Nahtstelle der Systeme – im besetzten Deutschland – durfte deshalb unter der Flagge der Perestroika, absolut nichts passieren. Wir mussten – besonders dann bei der Maueröffnung – ausschließen, dass auch nur ein Schuss fällt, denn das hätte unseren sprungbereiten inneren Gegnern den Anlass geboten. Sie hätten zugeschlagen, – das war absehbar wie das Amen in der Kirche. Es gelang aber unseren Leuten exzellent diese friedliche Entwicklung taktisch zu sichern, allerdings mit höchst spannungsvollen Ereignissen, wie wir im Nachhinein erfahren haben. Der konzertierte Putsch, die Gewaltlösung der Stalinisten in den Ostblock-Ländern, war nämlich – wie wir heute sicher wissen – für die Nacht zum zehnten November geplant.«

»Ostblock. - Konzertiert im ganzen Ostblock?«, zweifelte Nussbaum.

»Ja, – das lag in der Luft, denn alle Herrscher dort hatten

das gleiche Problem. Die da oben, die Machteliten der Partei, konnten nicht mehr so weiter machen, da ihnen die wirtschaftliche Basis zerbröselte und ihnen Gorbatschow die Unterstützung für diese Art von Herrschaft aufgekündigt hatte, – und die da unten wollten nicht mehr!

Diese quasi revolutionäre Grundkonstellation kulminierte, den Stalinisten war das bitter bewusst, und sie sahen nur einen Ausweg: einen Militärputsch, eine Initiative zur Rettung des Friedens und des Sozialismus, wie sie es konspirativ nannten.«

»Und der Termin ließ sich so exakt eingrenzen für euch?«

»Ja Oie durchaus«, lächelte Petrow bedeutungsvoll: »Die Alt-Stalinisten hatten ja genau zu diesem Zeitpunkt die sprichwörtlich schwergewichtigste Geisel der gesamten Nachkriegsdiplomatie als Faustpfand im Visier, – den deutschen Kanzler Kohl und seine Entourage!«

Konstantin Petrow genoss die erstaunten Gesichter aller, – lächelte in die Runde und paffte seine Zufriedenheit Richtung Decke: »Der war zum Staatsbesuch in Warschau, – und hätte unter dem verhängten Ausnahmezustand dort festgesessen. Dem Westen wären, solange sie den Kanzler nicht zurückhatten, die Hände gebunden, und alle Politiker hätten sich deshalb über die Konter-Wende im Osten bestenfalls verbal empört.

Entscheidende Stunden und Tage wäre die NATO diplomatisch und faktisch nur beschränkt handlungsfähig gewesen, – das war der Plan der Putschisten.«

»Hattet ihr keine Sorge, dass die Pläne dieser Leute und

eure Gegenstrategie in Deutschland, durch irgendeine zufällige, diplomatische Terminverschiebung durchkreuzt werden? Von derartigen Ereignissen hört man ja oft im Finger-Hakeln der Mächte«, stocherte Oie ungläubig nach.

»Nein, denn Kanzler Kohl, als studierter Historiker der Nachkriegs-Generation – mit der Gnade der späten Geburt, wie er es beschrieb –, der sich ja noch eine selbstbewusste Distanz zu den lärmenden Opfergruppen leisten konnte, nutzte diesen deutschen Schicksalstag wohl, um den immer wieder kehrenden Ritualen der Opferverbände aus dem Weg zu gehen.

Das machte uns und die Abwehr in Polen – die einen direkten Draht zum Präsidenten pflegte – sicher, dass er sich am neunten November auf jeden Fall an die offizielle Termin-Planung halten und nach Warschau reisen würde.

Unsere Gegner – gut vorbereitet und in Lauerstellung, das wussten wir – fieberten diesem Tag entgegen, denn die politische Lage, im Ostblock, besonders in Ost-Deutschland, wurde für die Stalinisten täglich unberechenbarer.

Über Details und Hintergründe kann euch sicher Nikolai Nikolajewitsch Ossipow, Igor Antonows Stabschef, Genaueres berichten, denke ich. Den Zugang vermittle ich euch morgen.«

Oie und Nussbaum, noch sichtlich beeindruckt von den eben gehörten verblüffenden Zusammenhängen, lächelten sich bei dieser Ankündigung mit verträumten Augen zu.

Fjodor Kusnezow hob sein Glas und dankte Konstantin für seine offenen und so erhellenden Informationen, die auch

ihm zu Teilen neu seien,– was der Hausherr mit warmem Lächeln quittierte.

Sorgfältig und gut gelaunt die Asche vom Zigarillo abstreichend fuhr er fort: »Jedenfalls lief die Operation Lichtstrahl zur Maueröffnung in diesem improvisierten, engen Zeitrahmen, denn ein Putsch der Stalinisten gegen Gorbatschow und uns, die Protagonisten der Europäischen Perestroika, lag schon den ganzen Herbst spürbar inder Luft.

Besonders in der DDR hatte sich die Lage dramatisch zugespitzt. Vor allem, nachdem der neue Parteichef Krenz zum Antrittsbesuch in Moskau war und ihm bei Gorbatschow die Rettung aus seinen drückenden Devisen-Schulden verweigert wurde.

Wir haben dann absichtsvoll vor einer innenpolitischen Gewaltlösung, nach dem Modell von Peking, gewarnt und seinen Leuten gesteckt, dass dahin gehend Vorbereitungen liefen, bei Militär und Staatsicherheit.

Mit diesen Informationen, aus Quellen der Abwehr der Militär-Geheimdienste, wollten wir auf den Busch klopfen.«

»Und wie hat er den Kopf aus der Schlinge gezogen, wenn ihr schon soviel an Hintergründen aufgeklärt hattet?«, staunte Nussbaum.

»Krenz persönlich gehörte offensichtlich nicht zu den Verschwörern, das wurde uns klar. Die Information erzeugten aber, so hörte man, größte Unruhe, – da seine Herrschaft nicht gleich in Verdacht geraten sollte, illoyal zu sein, und er ahnte, so etwas wäre auch das Ende seiner

Ambitionen.

Wir rieten ihm damals den Druck aus den Flüchtlingsproblemen zu nehmen, denn das waren ja schon Tausende pro Woche, in dem schnell ein für die Bevölkerung akzeptables Reisegesetz verabschiedet wird, – für alle Bürger und ohne Vorbedingungen. Gleichzeitig könne diese Reise-Regelung zum Anlass genommen werden, sich der weiteren wirtschaftlichen Unterstützung der Bundesrepublik zu versichern, – was in unserem strategischen Interesse lag, denn wir wollten die Teilung Deutschlands zügig überwinden, um wirtschaftlich voranzukommen.

Allerdings konnten wir uns dabei nicht abhängig machen vom Tempo der DDR-Genossen, denn unser Plan dafür stand, – und alles lief wie auf Schienen!«

Konstantin Petrow machte eine Pause, zeigte auffordernd nochmal die Olifant-Zigarillos herum, nahm selbst noch eine und ließ sich diesmal, mit sichtlichem Behagen, von Fjodor Kusnezow Feuer geben. Er schmauchte genüsslich los, – und aus dem Tempo seiner Rauchkringel, war die Rasanz der nun geschilderten Ereignisse vorauszuahnen: »Um also die Sache, in dieser gefährlichen Gemengelage, sicher zu beschleunigen, starteten Igor Antonows Leute parallel eine gezielte Desinformations-Kampagne für ausgewählte Multiplikatoren im Staats- und Parteiapparat.

Dem Politbüro der DDR wurden dazu noch konkretere Informationen über den bevorstehenden Putsch übermittelt.

Die lauteten in meiner Erinnerung wie folgt: In der Nacht vom neunten zum zehnten November ist in Berlin eine

Grenz-Provokation zu erwarten, die zum Ausrufen des Ausnahmezustandes in der DDR und zum Eingreifen der Sowjet-Armee führen soll. Mit dieser Warnung setzten wir die führenden Genossen im Politbüro unter panischen Zeitdruck, – und die mussten einen Plan entwickeln dem zu begegnen.

Die Idee, in dieser Nacht – quasi präventiv – die Mauer zu öffnen, kam von Igor Antonow. Als Sicherheitsberater hatte der Militär-Geheimdienst der Sowjetunion, in Zeiten des Kalten-Krieges, bei den Ober-Genossen in der DDR immer ein offenes Ohr, – und im Zweifelsfall das letzte Wort. Die folgten uns in ihrer kulminierenden Ratlosigkeit blind.

Deshalb die irgendwie diffuse Information dieses Politbüro-Mitglieds auf der direkt übertragenen Pressekonferenz in Berlin – am Abend des neunten November – sowie die bestellten Nachfragen der West-Korrespondenten.

Igor Antonows Leute hatten durch interne Regie-Anweisungen den Ablauf der Veranstaltung und auch den medialen Nachdonner sorgfältig vorbereitet, denn nur so konnten wir unseren Gegnern nachhaltig und sicher in die Parade fahren.«

Konstantin Petrow paffte Wölkchen und lehnte sich nach diesen Worten zurück, – sichtlich zufrieden, wie der Arzt nach einer gelungenenOperation.

»Die Organisation der Maueröffnung funktionierte aufgrund einer gezielten Desinformation, mit dem Ziel einen Putsch zu verhindern und den Prozess der Europäischen

Perestroika zu beschleunigen?«, rief Nussbaum ungläubig.

»Ja«, lächelte Konstantin in die Runde, »die Operation Ljutsch funktionierte so. Aber Desinformation kann man es eigentlich nicht nennen, wenn du weißt, wann deine Gegner zuschlagen werden, aber eben nicht genau weißt, wo und wie, – dem aber vorbeugen musst. Ihr wisst doch: Nichts ist so undurchdringlich wie eine gut geplante Verschwörung!«

»Wie eine klassische Konter-Attacke im Judo: Den Schwung des Gegners gegen ihn selbst nutzen. Das klingt sehr beeindruckend Konstantin!«

»Ja, Oie, so könnte man es beschreiben. Jedenfalls waren im Resultat Deutschland und Europa nach der Mauer-Öffnung in einem friedlichen Rausch, der für Tage und Wochen die Schlagzeilen bestimmte. Viele Deutsche fühlten dann irgendwie, wer dahinter stand, weinten vor Glück, dankten der Sowjetunion überschwänglich, ergingen sich in grandiosen Zukunfts-Szenarien und beschworen die immer während Freundschaft in den deutsch-sowjetischen Beziehungen, – wie der damalige, stellvertretende Außenminister Kwizinski in seinen Erinnerungen schreibt. Der hatte ja noch erleben müssen, wie Anfang der Achtzigerjahre seine Abrüstungs-Vorschläge grandios an der Oboronka und deren stahlhartem Interessenvertreter, Außenminister Gromyko, scheiterten.«

»Aber wie habt ihr das in diesem Moskauer Apparat organisieren können?«, zweifelte Nussbaum. »Ihr hattet doch alle gegen euch, den ganzen eingefahrenen Machtapparat, und eben diese mächtige Oboronka, – von

Anfang an?«

»Ja, das hatten wir. – Macht, wenn sie in Gefahr gerät, kämpft skrupellos, das war uns bewusst. Die Oboronka und der Sicherheitsapparat der Nomenklatura waren deshalb niemals frontal zu entmachten, – nur konspirativ.

Wir hatten am Anfang der Operationen – mit den Planungen zum Kreml-Flug – nur eine vage Vorstellung von dem, was danach sein konnte, aber eine sehr genaue Vorstellung davon, was nicht mehr sein durfte, – und vor allem, wie wir das erreichen.

Besonders nach der Katastrophe von Tschernobyl, mit ihren verheerenden wirtschaftlichen Folgen, standen wir unter verschärftem Reformdruck, denn die Zeit lief uns eigentlich schon davon.

Die Perestroika hatte nach den ersten zwei Jahren – aus der heutigen Sicht muss man sagen zur Halbzeit – den massivsten Widerstand der Nomenklatura herausgefordert. Besonders die Hauptnutznießer des alten Systems, die Führung der Sowjet-Armee und die Oboronka verhielten sich, als ginge sie die Perestroika und die Abrüstung nichts an.

Im Gegenteil. Wir wurden observiert, auf allen politischen Ebenen ausgebremst und vorgeführt. Alles, was in diesem Lande seit sechzig Jahren schief ging, wurde jetzt uns – Komanda-Gorbatschow – in die Schuhe geschoben. Wir mussten die Initiative wiedergewinnen. Wir mussten uns besser bewaffnen.

Erinnert sei da an die strategischen Grundsätze

Machiavellis aus Der Fürst – nach denen unsere Feinde handelten: Alle bewaffneten Propheten haben den Sieg davon getragen, die unbewaffneten aber sind zugrunde gegangen.

Gorbatschow war bis zu dem Zeitpunkt, in dieser machiavellistischen Welt, mit seiner Perestroika, vergleichbar ein unbewaffneter Fürst, – nur der Kraft seiner Argumente vertrauend, und daher auf dem Weg in die Niederlage.

Wir mussten ihn und uns im übertragenen Sinne bewaffnen, – oder eben unsere Gegner im eigenen Lager entwaffnen, wenn wir Erfolg haben wollten. Dazu brauchten wir ein diskretes Instrument, um die Führung der Sowjet-Armee, den Apparat und den allmächtigen KGB ins Leere laufen zu lassen, letztendlich zu entmachten.

Das war dann die Spezialeinheit im Militär-Geheimdienst, die wir Abwehr nannten, auch weil dies als Priorität am Anfang stand, – die Abwehr des Überlebten, des Degenerierten und, wenn ihr so wollt, des Blöden. Das war vor allem der KGB, seinem Wesen nach eine Politische Polizei, die durch ihren Chef Wiktor Tschebrikow im Politbüro saß, als quasi zweite Macht hinter dem Parteichef.

Dieser Tschebrikow hatte großmäulig die Perestroika im KGB angekündigt und wollte das vielleicht auch. Halbherzig, sich absichernd, wie das unter erfahrenen Funktionären erprobte Methode war, scheiterte er aber an den sklerotischen Strukturen des KGB, die nicht reformierbar waren, – denn es ging ja vor allem immer um Macht und

Privilegien im Sowjet-System.

KGB- und Armeeführung, die unter Breschnew Karriere gemacht hatten, waren deshalb nicht loyal. Sie taten nur so und warteten nach russischer Sitte ab, bis sich die Perestroika totläuft und sie somit selbst eine Chance bekommen, ihre eigenen Machtpositionen auszubauen.

Alles, was der Parteichef im Politbüro plante und anpackte, wussten seine aufgeschreckten Rivalen in Militär und Nomenklatura. Unter diesen Voraussetzungen wäre eine Europäische Perestroika durch Abrüstung und Beendigung des Kalten Krieges nicht möglich gewesen.

Wäre auch nur etwas von unserer Fundamental-Strategie ruchbar geworden, hätten sie Gorbatschow und uns umbringen oder im Gulag Sibiriens verrotten lassen.

Deshalb wurde der Militärgeheimdienst unser Mantel und unser Instrument. Anfangs nur als operative Einheit für die Vorbereitung und Absicherung des Kreml-Fluges zur Entmachtung der Oboronka, – später dann für alle Licht-Operationen der Europäischen Perestroika.«

Nussbaum bat mit Fingerzeig auf die Kamera – eindeutigem Blick zu Oie und dessen lächelndem Einverständnis – um eine kurze Pause und erklärte: »Konstantin, da haben wir schon Aufzeichnungen von Zeitzeugen der Abwehr in Lettland und Finnland, zu den Vorbereitungen der Kreml-Flüge, die möchten wir dir zeigen.

Fjodor und Lisa kennen die schon, – sie sind nur kurz und werden dich freuen.«

»Mehrere Kreml-Flüge. – Höre ich da richtig? Da bin ich

jetzt gespannt.«

»Uns haben diese Berichte auch völlig verblüfft«, warf Lisa Kusnezowa lächelnd ein.

Als dann die Filmsequenzen mit den Aussagen von Oberst Kiparsky in Lettland und auf dem Flug-Feld in Kupio durchgelaufen waren, konnte Konstantin Petrow seine Genugtuung nicht verbergen:

»Perfekt hört sich das an, – weil auch ich von diesen Details in der Vorbereitung noch nie gehört habe. Es ist aber so logisch und so präzise, so umsichtig und so schlüssig, – so wie wir es politisch brauchten, um bei den Feinden der Perestroika durchgreifen zu können. – Danke für diesen Einblick, Freunde.«

»Hintergründe. – Was wir gerade besprochen haben, über die politischen Hintergründe und das Umfeld der Perestroika, schließt da nahtlos an. Auch was wir gestern Abend bei Fjodor und Lisa zu den wirtschaftlichen Hintergründen aufzeichnen konnten«, bestätigte Nussbaum und Konstantin wurde neugierig: »Das will ich sehen, wenn es von Fjodor und Lisa ist.«

Während Konstantin Petrow aufmerksam die Aufzeichnung vom Vorabend verfolgte und gelegentlich lächelnd sein Einverständnis zu Fjodor und Lisa hinüber brummte, holte Oie auf Anweisung des Hausherren Getränke aus der Küche.

Die letzte Sequenz war durchgelaufen, Oie schenkt ein und Konstantin Petrow erhob das Glas: »Auf euch, Fjodor und Lisa, – und die Petersburger Wissenschaft!

Erst durch eure Arbeit haben wir damals die unheilbare Krankheit des Systems verstanden – und auch die Gefahren, die mit einer absehbaren Agonie der wirtschaftlichen Verhältnisse drohten. Das ist heute besonders wichtig, um zu verstehen, warum wir so vorgehen mussten: Um Russland zu retten, den Kalten Krieg zu überwinden und um der Welt eine friedlichere Perspektive zu geben. – Prost darauf Freunde!«

»Aber zurück zur erfolgreichen Projektgruppe der Abwehr, wie du sagst«, suchte Fjodor den Zusammenhang. »Wie hat sich das nach dem Kreml-Flug entwickelt, Konstantin?«

Systematisch und effektiv würde ich aus heutiger Sicht sagen. Die ganze Organisation des Militärgeheimdienstes wurde, nach einer gewissen Selbstreinigung, diskretes Instrument und Schirm der Perestroika, – und hatte mit dem nach dem Kreml-Flug neu ernannten Verteidigungsminister, General Jasow, einen unbelasteten Chef.

Den ließen wir aber, was den Kern – die Abwehr und die Licht-Operationen – anging außen vor, da er von Amts wegen enge Kontakte zur Oboronka haben musste.

Dass er dann, um als kleiner Monarch im Amt zu überleben, die Seite wechselte, war zwangsläufig und einkalkuliert. Es geschah sehr diskret, aber wir waren

gewarnt, – denn eine Krähe hackt bekanntlich der anderen kein Auge aus.

Im Ergebnis war dieses, für einen priveligierten hochrangigen Funktionär adäquate Verhalten, auch eine gute Tarnung, muss man sagen, denn viele Leute im KGB glaubten, wenn der Verteidigungsminister ihr Mann ist, müssen sie sich weniger Sorgen machen.

Wichtiger für uns, und entscheidend für den Verlauf der Europäischen Perestroika, war aber, dass nach dem Kreml-Flug auch der Chef des Militär-Geheimdienstes ausgewechselt wurde. An die Stelle des alten Apparatschiks trat der Chef der erfolgreichen Kreml-Flug-Operation.

Der Militär-Geheimdienst, als Geheimdienst der Geheimdienste mit Tausenden Mitarbeitern im ganzen Ost-Block, wurde damit der Mantel und Garant für die friedliche Umsetzung unserer Europäischen Perestroika.

Unter diesem Dach und in seinem Zentrum manövrierte ein kleiner Kreis von Strategen – die Abwehr – mit vom KGB nicht zu knackenden Kommunikations-Linien in den ganzen Ost-Block.

Diese Leute kannten das militärische Bedrohungspotenzial bis ins Detail und wussten, die halbe Erde wird irgendwann ein Trümmerfeld, wenn sie eine verschärfte Konfrontation der Blöcke zulassen und nichts für Entspannung und Abrüstung tun.

Unserer Strategie zugute kam, dass in allen Ländern des Ostblocks, spiegelbildlich nach sowjetischem Vorbild, militärische Nachrichtendienste existierten, aus denen wir

diskret die fähigsten Köpfe für die Abwehr rekrutieren konnten.

Militärische Sicherheit hatte in Zeiten des Kalten Krieges auf allen Seiten oberste Priorität. Besonders die Abwehr von Militär-Spionage war auch bei uns die absolut höchste Stufe der Geheimhaltung, bei der niemand, kein Funktionär und auch kein KGB-Mann, nachhaken durfte, – das war tabu.

Schwachpunkt waren aber anfangs unsere Nachrichtenverbindungen, in die der KGB mit Hilfe von Spezialisten aus der Staatssicherheit der DDR Einblick gewonnen hatte, – weshalb wir, bald nach Machtantritt Gorbatschows, die besten Kryptologen dafür einsetzten, unsere abwehrinterne Kommunikation zu schützen.«

»Truppe. – In dieser Truppe habe ich unter Igor Antonows Regie gearbeitet«, warf Nussbaum ein.

»Dann weißt du ja, unter welchem Zeitdruck alles stand, Samuel. Als die ersten Reformen auf massiven Widerstand der Privilegierten, der Nomenklatura aus Partei, Staat, Rüstungswirtschaft und Militär trafen, entwickelte die Abwehr eine Reihe von verdeckten Operationen zur Erreichung unserer Ziele.

Das war schon so im Frühjahr siebenundachtzig, – vor der erfolgreichen Operation zur Entmachtung der Militärführung durch den Kreml-Flug. Das war dann auch so bei allen fälligen Umbrüchen in den Ostblock-Staaten, bis zum finalen Fall der Berliner Mauer und der erklärten Beendigung des Kalten Krieges, im Dezember neunundachtzig vor Malta, sowie der Politischen Freigabe

der DDR im Januar darauf.

Unsere Erkenntnis in diesem Weg war immer wieder: Durch direkte Verhandlungen mit unseren Feinden und unseren Satelliten, ist keine schnelle Beendigung des Kalten Krieges möglich.

Unsere strategische Antwort in dieser Situation war die Licht-Operation als quasi Dach, in die sich die anderen geheimen Operationen wie Licht-Brechung – der Kreml-Flug, Morgen-Licht in Polen, Schlag-Licht in Ungarn, Herbst-Licht in der CSSR und Lichtstrahl in der DDR einordneten.«

»Wieso der Name Licht-Operationen?«, zweifelte Lisa Kusnezowa.

»Das war, so weit ich mich erinnere, eine Idee unseres Planungschefs Oberst Ossipow, der einen idealistischen Sammelbegriff suchte, der sich, je nach Notwendigkeit weiter untersetzen ließ, da absehbar eine Palette weiterer strategischer Operationen anstand, um unsere Ziele zu erreichen. Aber – damit keine Missverständnisse aufkommen, – die Operationen in den Ländern waren streng separiert. Nur so war eine Geheimhaltung auf höchster Stufe zu gewährleisten. Verbindungen zwischen den Operationsgebieten gab es nicht. Für einzelne Personen außerhalb der Führungsebene bestenfalls kurzzeitig, – bei Spezial-Aufgaben oder als uniformierter Kurier.

Aus heutiger Sicht klingt das unlogisch, da die Wende in Ungarn auf die polnischen Umwälzungen zu gründen scheint und die Wende in der DDR von den Vorgängen in Ungarn beschleunigt wurde. Auch ist die Samtene-Revolution in Prag

nicht ohne die Ereignisse in Danzig, Warschau, Budapest und Berlin denkbar.

Wir achteten jedoch besonders auf die strikte Abgrenzung der operativ-taktischen Maßnahmen und Akteure, – alles andere hätte die Gesamt-Strategie gefährdet.

Natürlich wäre es für uns ein Leichtes gewesen, den Kopf der Bürgerrechtler in Prag, den Dichter Havel, und den polnischen Gewerkschaftsführer zusammenzubringen. So ein Erfahrungsaustausch hätte beide in ihren Positionen zu Hause gestärkt. Aber was hätte das gebracht, – in Relation zu den eindeutigen Signalen an unsere Gegner?

Man stelle sich vor, die Führung von KGB und Sowjet-Armee hätte davon Wind bekommen. Seit dem Kreml-Flug suchten sie ja mit ihrer Operation-Freunde intensiv nach Beweisen für unsere Europäische Perestroika, – aber wir taten ihnen nicht den Gefallen.

Alle Nachstellungen und Aufklärungsversuche endeten an den Kasernentoren oder bei uns im Militär-Geheimdienst, – so war das.

Eröffnet wurden diese simultanen Schachpartien zur Wiedergewinnung der strategischen Initiative durch den Kreml-Flug. Durch die Abwehr der Militär-Geheimdienste hatten wir damit in der Innen- und Außenpolitik ein unsichtbares Ruder übernommen. Geheim-Aktionen solchen Kalibers sind ja immer eine subtile Erweiterung der Wirkungsmöglichkeiten von Politik, – insbesondere der Außenpolitik.

Um den Philosophen Hegel zu zitieren: Die List der

Vernunft erhielt - durch unsere Initiative - eine neue Chance. Zusammengehen in Europa, durch Entspannung und Abrüstung, oder Untergehen, – als Imperativ!

Die damit mögliche Öffnung und Demokratisierung des Ostblockes wurde später ein Grundpfeiler der jetzt erstarkten Europäischen Union, die, wenn die Macht der Finanz-Kartelle nach der nächsten Finanzkrise endlich beschnitten ist, ihre Kraft aus der friedlichen Kooperation der Produzenten beziehen wird und zu der, so hoffe ich und so bin ich eigentlich sicher, auch eines Tages Russland gehört.

Russland gehört zu Europa und Europa zu Russland. – Auch wenn es die im Abstieg begriffenen angloamerikanischen Mächte und ihre Dompteure aus der Finanz-Mafia noch zu verhindern suchen, – es immer wieder, so hinterlistig wie subtil, torpedieren, wird es so sein, denke ich und hoffe ich!«

Die Anwesenden fühlten, wie sehr Konstantin Petrow diese Vision am Herzen lag, als er mit feierlichem Gesicht bat, das Glas zu erheben und darauf anzustoßen. Sie tranken und der Hausherr lächelte gleich darauf verschmitzt: »Auch wenn heute die Zyniker unter unseren Gegnern behaupten, das Einzige, was das große Sowjet-Imperium hinterlassen hätte, wäre die Verschiebung der Wodka-Grenze an den Atlantik, so werden sie alle eines Tages anerkennen müssen, dass es unser strategischer Rückzug war, der Europa und der Welt eine neue, friedliche Perspektive eröffnete.«

Oie, dem es wie allen Anwesenden die Sprache

verschlagen hatte, ob dieses politischen Panoramas auf die damaligen Ereignisse und die Zukunft, brach das beeindruckte Schweigen: »Konstantin, das klingt ja alles ganz schlüssig, aber warum war das überhaupt nötig? Was war der Hauptfehler in eurem Reformprozess, – warum konnte die Sowjetunion nicht reformiert werden, auf ganz normale demokratisch-parlamentarische Art, wie es ja Gorbatschow erklärter Maßen vorhatte und es sich alle Leistungsträger wünschten?«

Dr. Petrow wurde bedächtig, knetete die Hände und suchte eine Weile sichtbar den Einstieg, indem er Wein nachgoss und alle am Tisch prüfend anschaute, – wie wenn er sichergehen wollte, dass sie die nun folgende Wahrheit verkraften könnten:

»Dazu habe ich ja schon einiges gesagt, aber zusammengefasst und im Kern, mit dem Blick von heute, ganz einfach: Es war die programmatisch so genannte und praktizierte Diktatur des Proletariats, – die ja in Wirklichkeit eine Diktatur über das Proletariat war.

Seit der russischen Revolution war dies die Herrschaft einer ideologiebenebelten Polit-Mafia. Sie basierte, außerhalb der hehren humanistischen, aber immer ideologisierten Programmatik, im Detail oft auf fundamentalen nebulösen Lügen über Ziele, Wege, Ergebnisse und Effizienz in der Gesellschaft.

Diese Lügen wurden von einem Unterdrückungs- und Überwachungsstaat, der alle Ressourcen fraß, die für eine gesunde Entwicklung – also Investitionen in die Zukunft –

gebraucht wurden, mit permanenter Propaganda zu Wahrheiten erklärt.

Bei uns aber sagt der Volksmund: Mit Lügen kommst du durch die ganze Welt, – aber nicht mehr zurück!

Nicht einmal das Einfachste an Brot und Spielen waren mehr gesichert. Damit kannst du kein so heterogenes Gebilde, wie den Hundert-Völker-Staat Sowjetunion mit seinen Satelliten, zusammenhalten, – und gleichzeitig versuchen, neue demokratische Strukturen zu installieren. Da wirst du bei den ersten Wahlen weggefegt oder erreichst nur den kleinsten gemeinsamen Nenner. Niemand auf dieser Welt kann einen Sumpf trockenlegen, sagen wir Russen, wenn er die Nutznießer, die Frösche, fragt.«

Konstantin Petrow rutschte auf seinem Stuhl herum, als wäre der auf einmal unbequem: »Ich gebe ja zu, der Phantomschmerz der großen Sowjetunion und deren Zerfall kratzen noch immer am Selbstbewusstsein jedes Russen, besonders der ehemals Mächtigen, – also auch bei mir. Wenn man aber ehrlich ist, haben unsere anderen nationalen Gebiete und Minderheiten, mit eigener Sprache und starken kulturellen Wurzeln, die Sowjetunion immer auch als quasi Völker-Gefängnis empfunden, dem sie sich nur knurrend unterordneten,– solange die verkündeten Ideale noch halbwegs glaubwürdig waren und sie einen Vorteil in der Gefolgschaft sahen.

Sie haben die angeblich notwendige, revolutionäre Dominanz der Funktionäre, die aus Moskau kamen, unterschwellig gehasst, – das wussten wir alle schon damals,

- auch ohne Meinungs-Umfragen.

Vor allem die brutale Stalin-Ära hat sich, wie Nachwehen, bis heute in Psyche und Gene der Bürger eingegraben. Deren Millionen Toter beherrschen uns auf irgendeine Weise immer noch, – besonders die unschuldig und sinnlos Gestorbenen, von denen unzählige Familien betroffen sind. Diese Toten behindern bis heute die Suche nach unserem Russischen Weg in die Zukunft.«

»Das waren aber nicht die Hauptprobleme der Menschen im Alltag, Konstantin.«

»Richtig, Lisa. Die mangelnde Besinnung, durch Aufarbeitung des Schreckens, das Beharren auf Konsens, vor allem in der Auswahl der Themen, die öffentlich diskutiert werden durften und die mit zentralistischem Gusto immer geforderte Einmütigkeit der Partei-Beschlüsse, – auch die schon geschilderte Feigheit, gesellschaftliche und politische Verwerfungen beim Namen zu nennen, das waren die eigentlichen Haupt-Probleme.

Sie entsprangen alle irgendwie diesem russischen Aberglauben,– und der war dann hintergründig-mental die Entschuldigung für alles.

Auch heute noch trifft man übrigens, in der Sphäre der ehemaligen Sowjetunion, mit Blockwarten, selbstherrlichen Politikern und korrupten Beamten auf einige Gespenster dieser Vergangenheit.«

Lisa Kusnezowa, im Angesicht der Kamera wohl besorgt,

nun auch mal das hehre Ziel, das Gute und die Hoffnung anzusprechen, suchte nach einer pointierten Zusammenfassung: »Konstantin, was würdest du sagen, waren die Hauptverdienste Gorbatschows und seiner Leute bei der Sowjetischen und Europäischen Perestroika, – und warum ging das für ihn persönlich so frustrierend aus?«

Konstantin Petrow sammelte sich, nahm noch einen Schluck, ließ sein Zigarillo glühen, – und paffte perfekte Kringel:

»Hauptverdienst Gorbatschows war die Aussicht auf Frieden. Goethe sagte einmal: Es gibt nichts Höheres als den Gedanken des Friedens. Der Hauptverdienst bestand wirklich – so merkwürdig das klingen mag, denn Glasnost und Perestroika waren ja erklärtermaßen nach innen gerichtet, auf die Reform der Sowjetunion – im Abbau der globalen militärischen Bedrohungs-Szenarien.

Die von allen Menschen geachtete Friedenspolitik nach außen war dabei nach innen vor allem Mittel zum Zweck, – zur notwendigen Entmachtung der Oboronka. Die Vermeidung des akut drohenden wirtschaftlichen Zusammenbruches, durch das Zurückstutzen der Kommando-Wirtschaft, von der sich das Krebsgeschwür der Oboronka nährte, war Voraussetzung dafür.

Der Kollaps des maroden Wirtschafts-Systems konnte aber, unter den beschriebenen inneren Bedingungen des Imperiums und den CoCom-Embargos, nur noch hinausgezögert werden. Gott sei Dank bis zum erklärten Ende des Kalten Krieges durch Gorbatschow und Bush

Senior vor Malta und den Zwei-plus-Vier-Verträgen für Deutschland, – das war letztendlich entscheidend für die Unumkehrbarkeit der Entwicklung.

Mit dem sichtbar werdenden Ende der Konfrontation zwischen Ost und West hatte Gorbatschow also gesiegt, wenn man den Maßstab des bedeutenden preußischen Militär-Strategen General Clausewitz anlegt, der da sagt, dass Siegen vor allem heißt, im Ergebnis des Kampfes eine bessere politische Realität zu schaffen. – Die war damit erreicht, und zwar nicht nur für Russland, sondern vor allem für Europa, und auch für die ganze Welt.

Gorbatschow hat in Konsequenz das durch innere und äußere Feinde verdorbene pseudo-sozialistische Experiment sanft und friedlich zu beenden verstanden. Auch wenn das nicht sein Ziel war, denn er wollte ja das System reformieren. Aber erst durch dieses Ende wurden, so merkwürdig das klingen mag, die Voraussetzungen für einen künftigen Neustart geschaffen.«

»Neustart? – Einen Neustart, wo und wann siehst du den?«, war Oie erstaunt.

»Der wird möglich, wenn die demokratisch konstituierten Gesellschaften der Welt sehen, wie der globalisiert-pervertierte Finanz-Kapitalismus das Ende seiner Geschichte erreicht hat und kollabiert. Wenn das Weltfinanzsystem an seiner Gier scheitert, alle ungedeckten Dollar-Schecks in zehntausend Meter Höhe explodieren und die noch herrschenden transatlantischen Eliten den fälligen Offenbarungseid ablegen müssen, – dann gibt es diesen

Neustart.«

»Du hast das auf den Punkt gebracht, Konstantin«, bestätigte Lisa Kusnezowa, »auch in der politisch aufgeklärten Finanz-Wissenschaft sieht man das so. Es werden schon Wetten abgeschlossen, mit welchen radikalen Schnitten die Amerikaner das System der weltweiten Herrschaft des Dollar demnächst abzusichern versuchen, denn alle entwickelten Staaten wehren sich mittlerweile gegen dessen parasitäre Dominanz über die Real-Wirtschaft.

Das Anzetteln immer neuer Kriege ist zwar ein erprobtes und auch aktuelles Mittel, aber nur ein Aufschub, denn für die US-Staatsfinanzen ist es der todsichere Weg in den Abgrund, – der den US-Steuerbürger letztendlich gegen das System auf die Barrikaden treiben wird.«

»Du hast recht, Lisa, – aber zurück zum Thema, zu den Verdiensten Gorbatschows, vor allem für Russland in diesem Prozess der EuropäischenPerestroika. Denn das ist für mich ein Beispiel, wie vorausschauend Zukunft zu gewinnen ist.

Sein herausragender Verdienst, wenn man die russische und sowjetische Geschichte betrachtet, bestand in der Beendigung der technologischen Embargos und der Respektierung der Menschenrechte, – sowie der Schaffung wahrer demokratischer Institutionen auf der Ebene des Volkes. Er setzte damit auch einen Prozess der moralischen Erneuerung und geistigen Befreiung in Gang, der noch heute in Kunst und Kultur, in Lyrik, Musik und Theater nachwirkt.

Innenpolitisch ging das so lange glimpflich ab, wie eine

halbwegs respektierte Zentralmacht die Reorganisation in der Perestroika führte, und die Versorgungslage sich nicht noch weiter verschlechterte.

»Alles war auf dem Wege«, wurde Konstantin sichtlich unwirsch. »Selbst die wirtschaftliche Unabhängigkeit der sowjetischen Republiken und einen neuen Unionsvertrag. Das hätte Zukunft gehabt, wenn ich heute sehe, wer sich weltweit so alles um eine abgestimmte Zusammenarbeit bemüht.

Bis diese kleinmütigen, versoffenen Putschisten aus Partei, Militär-Führung und KGB kamen, die seit dem ersten Ausmisten des Augias-Stalles – nach dem Kreml-Flug – abgetaucht waren. Sie trauten sich erst Einundneunzig aus der Deckung, nachdem sie schon unmittelbar vor Abschluss der Zwei-plus-vier-Verträge zur Deutschen Einheit in Moskau putschen wollten und von uns auf dem falschen Fuß erwischt wurden.

Die irrwitzige Ausrede, des vor das Parlament zitierten Verteidigungsministers Jasow, war damals, – die sechs schwer bewaffneten Regimenter, die in und um Moskau zusammengezogen wurden, seien zur Unterstützung der anstehenden Kartoffelernte gekommen.

Die Moskauer kicherten damals entsetzt, aber erleichtert, über dieses typische, kommunistische Ich liebe euch doch alle!

Genau diese von uns erwischten Spezialeinheiten der Fallschirmjäger putschten dann ein Jahr später, woraufhin sich Jelzin als Retter gerieren konnte. Das war das Ende, das

war der Absturz, – dem folgte der eigentliche Ausverkauf. Glanz, Gloria und Kreditwürdigkeit eines eitlen, versoffenen Möchtegern-Zaren und seiner Günstlinge wurde die geordnete Zukunft des Landes geopfert, bis fast nichts mehr da war und Russland vor dem Bankrott stand.

Emotional verständlich jedoch völlig irrational glaubt aber heute noch die Hälfte der russischen Bevölkerung, dass die wirtschaftliche Misere der Sowjetunion und nachfolgend Russlands auf Sabotage zurückzuführen war, – und auf subversive Elemente in der Politik der Gorbatschow-Zeit.

Sie, die gewöhnlichen Leute, hatten ja, nach herrschender Propaganda und eigenem Empfinden, stets ihr Bestes gegeben, – unter diesen Bedingungen, für die sie nicht verantwortlich waren.

Bei den ehemaligen Funktionären und besonders im Russischen Volk gab es schon damals und gibt es deshalb noch heute, dieses Selbstmitleid aus der Zeit des aufopferungsvollen Großen-Vaterländischen-Krieges, das sich so äußert: Wir tun was wir können, wir helfen, wo wir können, bei allen, – aber keiner liebt uns, das große russische Volk.«

Konstantin Petrow hatte den letzten Satz, mit ermatteter Stimme, gerade frontal in Nussbaums Kamera gesprochen, – da insistierte Fjodor Kusnezow nachsetzend, wie aus dem Hintergrund: »Die einfachen Bürger können es nicht verstehen und die Leitmedien vermitteln es nicht, dieses exponentiell destabilisierende Phänomen der Überdehnung, weil dazu die Kenntnisse eines National-Ökonomen und

eines Wirtschaftshistorikers zusammenfließen müssen. Ein Wirtschaftsraum und der Einzelne in ihm sind nur so potent, wie es seine Investitionen in die Zukunft, in Technologie, Bildung, Infrastruktur und die sozialen Rahmen-Bedingungen sind.

Bei den Zukunfts-Investitionen in der Sowjetunion aber passte seit dem Welt-Krieg nichts mehr zusammen und war also immer weniger da, denn das hatte im Kalten Krieg alles die Oboronka gefressen. Unser Land war aus eben diesem Mangel an Investitionen ein Babylon in der Endzeit, – das zivile Imperium funktionierte nicht mehr und ist daran letztendlich zugrunde gegangen.

Bei den Amerikanern, wenn ich den Vergleich ziehe, sind zurzeit ähnlich degressive Erscheinungen zu beobachten: ein zunehmend instabiles System, sodass es Wirtschaftsexperten mit einem Risiko-Zuschlag versehen möchten.«

»Da hast du Recht, Fjodor«, setzte Konstantin Petrow nach: »Wie sich die Bilder gleichen! Auch diese Art von postkolonialer Politik, die der Westen – mit Amerika an der Spitze – aufgrund seiner wirtschaftlichen Überlegenheit, vor allem der selbst gedruckten Dollars, betreiben kann, ist bald am Ende, wie Lisa schon anmerkte.

Auch wenn sie noch hoffen, mit Waffengewalt und dem IT-Imperialismus ihr Finanzsystem und ihr Kulturmodell weltweit durchsetzen zu können – um über alle zu herrschen, sind ihre Tage als Hegemonial-Macht gezählt.

Die Völker wehren sich, auch weil sie die ihnen vorgesetzten, von Amerika finanzierten, korrupten Satrapen

nicht länger dulden wollen.

Das sehe ich in Asien, in Lateinamerika, in Afrika und künftig besonders im Nahen Osten. Auch Europa wird sich, nach dem nächsten Finanz-Kollaps, gegen diesen Usurpator stellen müssen, um nicht weiter ausspioniert, ausgeraubt und missbraucht zu werden.

Die fachlichen Eliten, überall auf der Welt, werden die Amerika hörigen, geldgesteuerten, politischen Eliten abschütteln wie Parasiten!«

»Was könnte das für die Zukunft bedeuten, wenn wir dich als Politiker, der auf niemanden mehr Rücksicht nehmen muss, das fragen dürfen?«, lockte Oie.

Konstantin drückte den letzten Stummel des Zigarillos intensiv in den Aschenbecher.

»Da bin ich ganz Russe und glaube an eine höhere Gerechtigkeit: Den Sieg der Moral über die Ideologie, – auch im Politischen. Und auch, wenn es lange dauert.

Gorbatschows mutiger Schritt zum Ende des Kalten Krieges, zum politischen Umbau in Europa – der Europäischen Perestroika – wird auch einmal der Anfang vom Ende des Großen Satan, des Militärisch-industriellen Komplexes in den USA gewesen sein, – da bin ich mir sicher.

Sie können noch ein bisschen herum spekulieren, bis diese Art von Mafia-Kapitalismus, wie es der tschechische Dichter und Präsident Havel so treffend beschrieb, chaotisch zusammenbricht, – denn er hat alle moralischen Konventionen unterwandert.

Alle Regeln, die seit Menschen gedenken die persönliche

und gesellschaftliche Existenz regeln, werden durch diese Art des globalisierten Kapitalismus Schritt für Schritt beseitigt und der Herrschaft des Geldes untergeordnet.

Der vom Sieg über den Sozialismus besoffene exzessive Finanz-Kapitalismus erklärt neuerdings schon die Demokratie für obsolet, – sie stört die Herrschaft des Geldes immer schon gewaltig. Das kann man an der Wahlkampf-Finanzierung in den USA ganz offen sehen.

Die Abgeordneten verkaufen sich meistbietend an das große Geld der Reichen des Landes, um im eskalierenden Wahlkampf-Zirkus ihre Chance zu sichern. Auch die alles umschlingende IT-Krake des heraufziehenden Überwachungsstaates ist ein Beleg dafür.

Das System des medial so hochstilisierten, selbst ernannten auserwählten Volkes der USA stellt sich, durch unmoralisches und undemokratisches Handeln selbst infrage, – wie damals bei uns: Die Paladine der Macht rufen die Alternativlosigkeit des Systems aus, – bereiten sich aber gleichzeitig auf die Niederschlagung drohender Revolten vor.

Die Philosophen Hegel und Marx meinten, Geschichte wiederhole sich nicht, es sei denn als Tragödie oder als Farce. – Wir werden sehen.

Jedenfalls hat der Turbo-Kapitalismus, mit der Herrschaft der Finanzmarkt-Mafia, jetzt das Ende seiner Geschichte erreicht und offenbart sich immer mehr als das, was er schon immer im Ansatz war,– als aggressives Krisen und Kriege gebärendes Zombie-System.

Dieses degenerierte angloamerikanische Gesellschaftsmodell, gepaart mit Medienmacht, wird deshalb absehbar scheitern. Seine mafiös agierenden Herrscher werden gegen den Rest der Welt stehen, – und scheitern«, schnaufte Petrow zufrieden in sein Weinglas, nahm einen Schluck und fuhr fort: »Was macht denn noch das Gewicht der USA in der Weltpolitik aus? Die verkündeten demokratischen Ideale, die sie, wenn es ihre Interessen tangiert, nach Belieben mit Füßen treten?

Nein, es ist der kryptofaschistische Knüppel, den sie mit sich herumtragen. Ihre Flugzeugträger, Lenkwaffen und Bomber, mit denen sie glauben ihre Interessen an jedem Punkt der Welt durchsetzen zu müssen, – um den Niedergang ihrer Hegemonie und den Verlust an Kontrolle der globalen Ressourcen aufzuhalten.«

»Ja, so ist es, Freunde«, nahm Lisa Kusnezowa das Wort, als Konstantin Petrow Wein nachgoss, »denn wie erklärt sich noch Platz Eins der Amerikaner in der verzerrten Welt-Wirtschaftsstatistik? Doch nur durch die bröckelnde Dominanz des Dollar, den überbordenden Anteil am spekulativen Aktien- und Geldhandel, an substanzlosen Umsätzen ihrer Hedgefonds-Casinos und natürlich auch einem zweistelligen Milliarden-Dollar-Betrag im Konsum, auf Pump, täglich.

Deren Wirtschaftspolitik ist doch nicht Motor und Stabilitätskern der Weltwirtschaft, sondern das Gegenteil, – der faulige Kern.«

»Ja, Lisa. In dieser verschwenderischen und

unproduktiven, ätzend destruktiven Macht des Geldes, liegt der Keim ihres künftigen Niederganges. Der Koloss – die letzte erklärte Weltmacht – ist am Ende. Sie stürzt in sich zusammen, wenn man die Bilder richtig deutet.

Wie in allen durch die Geld-Händler ausgezehrten und verschuldeten, westlichen Demokratien, kulminieren die inneren Verhältnisse. Sie lassen sich demnächst, wenn überhaupt, nur noch mit Waffengewalt in demokratisch getarnten, aber faschistoiden Systemen aufrechterhalten.«

Nussbaum merkte auf: »Faschismus. – Theodor Adorno sagte mal nach dem Krieg, er fürchte nicht die Rückkehr der Faschisten in der Maske der Faschisten, – sondern die Rückkehr der Faschisten in der Maske der Demokraten. - Da haben viele Nachkriegsgesellschaften schon schlechte Erfahrungen machen müssen.«

»Politisch sehr hellsichtig ist das, Samuel. Und es droht besonders in den USA, wie Fjodor es ansprach, denn das vom Finanzmarkt gesteuerte, spekulative Gegeneinander, das sich seinem finalen Höhepunkt nähert, ist das eigentliche, nicht mehr operable Krebsgeschwür, das alles zu ersticken droht. Das von der Finanzmarkt-Mafia pervertierte System kollabiert. Oben auf der Herrschaftsebene final vor allem, weil es in viele konkurrierende, von Gier gesteuerte Zweige zerfällt, die gesetzmäßig bis zuletzt versuchen werden, sich gegenseitig zu fressen.

Dazu kommt unten die immanente Gewalt im Medialen und im gesellschaftlichen Denken, denn der von Huntington

wortreich angekündigte Kampf der Kulturen ist doch im Kern eine Erblast der amerikanischen Geschichte, – einer Geschichte von Genozid, Gewalt und Apartheid. Deshalb wird es dort zuerst gewalttätig kulminieren.

Fördernde Bedingung sind unzählige Waffen in Privathand, der drohende Schuldenkollaps, der wirtschaftliche Abstieg rechtschaffener, fleißiger Bürger, – der kulturelle Verfall, der religiös verbrämte Hass und der verdeckte Rassismus.

Sie implizieren für mich einen amerikanischen Bürgerkrieg noch in diesem Jahrzehnt.

Rechts gegen Links, Arm gegen Reich, Ost gegen West, Nord gegen Süd, die Vorstädte gegen die Stadtkerne, die großen Städte gegen die sich abspaltenden, autonomen Regionen, – und alle zusammen gegen die Zentralmacht.

Ihre eigenen Dienste spielen Szenarien durch, die nach einem Bürgerkrieg a la Jugoslawien den Zerfall der USA in einen hispanisch dominierten Südwesten, einen schwarzen Südosten und ein von Weißen dominiertes Staatengebilde im Norden und Mittel-Westen prognostizieren.

Schon jetzt ist doch dieses Amerika nur noch der Sehnsuchtsort für die von Hollywood Betäubten und Entwurzelten dieser Welt. – Künftig wird es, so bin ich mir sicher, zur meist verachteten Zivilisation der kulturell verwurzelten, gebildeten Bürger, die doch zunehmend dieses gewalttätige, eskalierende Theater von Macht und Geld durchschauen.«

»Ein brisanter Rundumschlag, deine Thesen und auch aus

meiner Sicht des Wirtschaftshistorikers logisch«, bestätigte Fjodor Kusnezow, »gerade dir, als ausgewiesenem Kenner der amerikanischen Psyche, Konstantin, muss man wohl in dieser Einschätzung vertrauen.«

»Ja, Fjodor, ich habe schon damals – in den Jahren, als ich dort als Militär-Attaché diente – diesen Niedergang ausgiebig studieren können. Es gibt ja eine lange, blutige Tradition unter den kulturell entwurzelten US-Bürgern: Erst schießen und dann fragen. In einer gewalttätigen Gesellschaft, deren Fundamente auf Sklaverei und Rassismus gegründet sind, die einen beispiellosen Genozid an Millionen Ureinwohnern als Zivilisierung verbrämt, – in dieser völkerrechtlich losesten Vereinigung von Bundesstaaten, obwohl sie Vereinigte Staaten heißen!

Es ist dieses über ihre Geschichte eingebrannte, jetzt schon angeboren Aggressive und zugleich Widerständige der Amerikaner, in der Weite des Landes, gegen alles, was sich ihnen entgegenstellt, vor allem wenn es von außerhalb ihrer Gemeinschaft und Heimat-Region kommt, – besonders aber aus dem steuerfressenden, abgehobenen Washington.

Deshalb hört man täglich von hasserfülltem Parteiengezänk, und ganze politische Bewegungen – wie die Tea Party und die Rechtsausleger von Alt-Right, die Identitären, – wollen eigentlich nichts anderes, als die pseudo-liberale Zentralmacht in Washington kastrieren.

Der Brandbeschleuniger wird sein, wenn diese Zentral-Regierung, die aufgrund ihrer Überschuldung schon jetzt in die Knie geht, endgültig und für alle sichtbar vor der

Finanzmarkt-Mafia auf dem Bauch rutscht, – und zahlungsunfähig sein wird. Der Drache des Bürgerkrieges hat viele Beine die ihn beschleunigen, vor allem die empörten Massen der zurückgelassenen Jugend, in deren Zukunft viel zu wenig investiert wird, weil alles vom Rüstungs-Moloch abgesaugt wird.

Gewalt erreicht immer ihren Höhepunkt, wenn Imperien und Zentralgewalten schwächeln und sich zurückziehen müssen, – nicht wenn sie auf dem Vormarsch sind.

Es ist dann vor allem die restaurative Gewalt des Systems, seiner verschwindend kleinen Schicht der Träger und derer, die auf Kosten künftiger Generationen weiter so machen wollen wie bisher. Denn ihr einzig verbliebenes Zukunftsprojekt ist die Machtsicherung und Besitzstandswahrung um jeden Preis, – auch wenn es, wie damals in Chile, im Irak oder auch aktuell Guantanamo, eine faschistische Fratze tragen muss.

So was, oder wie in Nord-Korea, hätten wir auch in der Sowjetunion bekommen, wenn jemand, wie die Putschisten, versucht hätte, dieses wirtschaftlich verfallende, sterbende Groß-Reich mit Gewalt zusammenzuhalten. So endete das große pseudokommunistische Ost-Imperium nicht mit Getöse und im Chaos, wie es sonst so oft in der Geschichte mit Hegemonial-Mächten geschehen ist, – sondern erlosch, wie eine blakende Funzel, der der Brennstoff ausgeht.

Durch diese unsanfte aber friedliche politische Landung – quasi das Konzentrieren durch Gesundschrumpfen, vermittels beherzter Schnitte in die Krebs-Wucherungen, zur

Rettung des Patienten, hat Russland jetzt nur Probleme in vergessenen, aufmüpfigen, autonomen Randregionen wie Tschetschenien, und kann sich auf die Sanierung seiner wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse konzentrieren, wo es ja auch schon beeindruckende Erfolge gibt, wenn ich die technologischen Standards und die Staatsfinanzen sehe.«

»Wo siehst du bei den Amerikanern einen Ausweg, wenn überhaupt?«, suchte der von diesem Rundumschlag beeindruckte Oie einen weniger dramatischen und friedlichen Ansatz.

»Was wäre der moralische Imperativ, wo die USA doch die Menschenrechte jeden Tag im Munde führen und instrumentalisieren?«

»Der moralische Imperativ, bei den Amerikanern, wäre eine beispielhafte, umfassende Abrüstung, um den exzessiv proklamierten Werten von Freiheit und Gerechtigkeit die Glaubwürdigkeit wieder zu geben. Im Geiste der Berg-Predigt, der eben nicht der Geist von Macht, Rache und Gewalt ist, – und unter dem Banner der UN-Charta. Sie brauchen, um den Untergang zu vermeiden, dringend eine US-Perestroika, – eine Entmachtung des Militärisch-industriellen Komplexes und seiner Profiteure, um ihr Land zu retten und es aus der ressourcenfressenden weltweiten Verstrickungen, mit über achthundert Militär-Stützpunkten, zu lösen.

Die USA gingen dann mit gutem Beispiel voran und niemand könnte dem eine Absage erteilen. Damit gewännen sie gewaltige Ressourcen ihr Land zu sanieren, – ein Land

am Abgrund.

Ich habe da jedoch wenig Hoffnung, denn die USA gingen und gehen immer nur als Reaktor des ungezügelten Kapitalismus voran. Das ist auch aktuell wieder zu beobachten in der exzessiven Globalisierung und der kommerziellen Verwertung zwischenmenschlicher Beziehungen, die sich über das Internet breitmacht.

Der heraufziehende IT-Imperialismus scheint ein neuer Höhepunkt der systemisch beförderten Ausspähung und Versklavung der Menschheit durch die Vermarktung der Privatsphäre zu werden, damit Spekulation, Schuld und Zins die letzten Bereiche des Menschlichen und Solidarischen erobern können, – so meine Befürchtung.«

»Übrigens«, warf Professor Kusnezow ein, »nur um ein Bild von den mit dieser Politik verbundenen, astronomischen, wirtschaftlichen Belastungen zu bekommen: Der Kalte Krieg hat die USA damals dreizehn Trillionen Dollar gekostet, und uns ständig die Hälfte des Brutto-Inlandsproduktes.«

Alle schwiegen, beeindruckt von diesen letzten Prognosen und Zahlen, und tranken simultan, um diese katastrophale, menschlich absurd klingende Bilanz herunter zu spülen. Konstantin goss dann schnell nach, – wie wenn sie gemeinsam ihre Betroffenheit über eine drohende Ausweglosigkeit in der Welt ertränken sollten.

»Westlich-europäisch. – Ist also in Konsequenz das halbwegs friedfertige, westlich-europäische, quasi föderale Modell, der Sieger der Geschichte?«, forderte Nussbaum

Konstantin Petrow heraus.

»Nein, noch längst nicht, aber es gibt da wenigstens Hoffnung. – Obwohl ich im Westen Europas, unter den einst hoch progressiven Vordenkern, vor allem Subventionslinke sehe, die in ihrem egoistischen Parasiten-Stolz und in ihrer selbstgerechten Schlauheit, als elitäre Besitzstandswahrer, das große Ziel einer gerechten Gesellschaft in einer gerechten Welt aus dem Auge zu verlieren drohen, – denn darum geht es zuallererst.

Eine gerechtere Gesellschaft ist ohne eine gerechtere Welt, vor allem eine wirklich gerechte Welt-Wirtschaftsordnung, nicht zu haben.

Selbstgefällige Pharisäer sehe ich in Europa, – neuerdings leichtfüßig-bedenkenlose Ökopharisäer auf allen Ebenen, in allen Regionen, die nur an sich denken und kaum noch an die Zukunft unserer einen Erde, mit täglich wachsenden, horrenden Herausforderungen des Wandels.«

»Kern. – Wo liegt das Kernproblem, denkst du?«

»Die politischen Eliten Europas, die ebenso von der gierigen Finanzmarkt-Mafia dirigiert werden, denken zu wenig an den Rest der Welt, in Hunger und Unterentwicklung, Samuel, – denn auch da sprechen die Zahlen für sich. Es sind Marginalien, die sie an Hilfe aufbringen, – wenn man gleichzeitig die globale Kulmination existenzieller Probleme, wie die Jugendarbeitslosigkeit, sieht. Die Sicherung von Privilegien der Alten, der Reichen und Regierenden, ist mittlerweile ständiger Gegenstand der Politik – auch überall sonst in der wirtschaftlich entwickelten

Welt – und wird unausweichlich zu einer Revolution der Unterprivilegierten führen, – vor allem der gebildeten aber perspektivlosen Jugend.

Menschlich ist ja der Hang zu Besitzstandswahrung verständlich. Doch die schreiend ungerechte Verteilung der Güter, Ressourcen und Entwicklungs-Perspektiven, ist der Grund allen aktuellen und künftigen Unheils, – und da versagt diese Politik.«

»Hoffnung. – Und wo ist Hoffnung, denkst du?«

»Wie die Europäische Union verfasst ist, darin liegt meine Hoffnung. Es ist doch ein richtungweisendes Experiment für eine neue Weltordnung gleichberechtigter Völker – ohne Hegemonialmacht – ohne großen Zampano.

Das ist eine Alternative, auch eine erste Antwort, die Flurschäden bisherigen Wirtschaftens durch materiellen Ausgleich einzugrenzen und zu überwinden. Träge zwar, aber von diesem kooperativen Geist der Produzenten inspiriert. Und auch von Solidarität, wenn ich sehe, wie sehr die starken Länder, und besonders Deutschland, die schwachen in der Union fördern, obwohl man dabei über das rechte Maß immer streiten wird, – das gehört dazu.

Entscheidend ist aber die Qualität der Zusammenarbeit und der einheitliche Währungsraum, der nunmehr die spekulativen Handlungsräume der aggressiven Finanzmarkt-Mafia, in Europa, entscheidend eingeschränkt hat.

Deshalb hassen diese gierigen angloamerikanischen Spekulanten und ihre politischen Helfer den Europäischen Einigungsprozess und vor allem den Ausgleich mit Russland.

Sie torpedieren ihn, wo sie können. Das haben sie schon damals erfolgreich versucht, gleich nach dem Fall der Mauer, als dieser wichtigste deutsche Bankier, der Verfechter einer neuen Wirtschafts- und Finanzkooperation ermordet wurde, – wie war noch mal sein Name Fjodor, du müsstest es wissen?«

»Alfred Herrhausen, war das«, war Lisa Kusnezowa schneller, »der forderte doch so was wie Glasnost für das Welt-Finanzsystem.«

»Ja und auch dem Chef der Treuhand, Karsten Rohwedder, dem ich persönlich begegnet bin, und der die Wirtschaft Ost-Deutschlands unter Einbeziehung der gewachsenen Kooperation mit Russland sanieren wollte, erging es ebenso«, setzte Fjodor nach.

»Das war alles sehr gezielt aber auch mysteriös damals, in den Hintergründen, wie man hörte, – und sehr folgenschwer für die deutsch-russischen Wirtschaftsbeziehungen.«

»Ja, Fjodor, es war eine Fortsetzung des Kampfes der Großmächte um die Mitte Europas – um Deutschland – der seit dem Wiener Kongress die europäische Politik bestimmte.

Wir wollten mit der Europäischen Perestroika auch diesen Kampf beenden. Wir wollten friedlich kooperieren, mit einem Deutschland, das in seinem Osten schon zum starken Freund geworden war, – aber unsere geopolitischen Feinde, die Herrscher der Börsen und der Rüstungswirtschaft, fürchteten nichts mehr als das.«

»Erschütternd. – Das klingt erschütternd, wenn ihr im Einzelnen solche Verbindungen zieht, – und das auf diese brutale Weise hoffnungsvolle Entwicklungen blockiert werden konnten, das klingt sehr hoffnungslos.«

»Einspruch, Samuel, – was die Hoffnung mit diesem System überhaupt angeht. – Da gibt es keine Hoffnung!

Man muss es völlig neu denken«, wurde Professor Kusnezow energisch. »Dieses neue Denken war, damals in der Perestroika, für uns wichtig und richtig, ist mir aber mit den inzwischen gewachsenen Verwerfungen im Welt-Finanzsystem zu passiv-evolutionär, meine Freunde, denn im Grundsatz haben wir es ja in Europa mit dem gleichen Wirtschaftssystem zu tun: Mit der erstickend-wuchernden Dominanz der Händler über die Produzenten, neuerdings – durch die Hyper-Globalisierung – der Geld-Händler über die Produzenten und die Politik.

Diese Hyper-Globalisierung, mit stetigem Lohndumping, wird zum Herrschaftsinstrument und Werkzeug einer finalen Plünderung der Welt zugunsten einer kleinen Kaste in der Hochfinanz. Das ist die unbestritten systembedingte, unabwendbare und tödliche westliche Krankheit.

Wenn dann aber dieses System am Ende ist, weil die gebildete Jugend, der fleißige Bürger und die Fachleute das nicht mehr ertragen wollen, gibt es eine Revolution, – so hoffe ich.

Dann stehen wir, über kurz oder lang, vor einer Renaissance der abgestimmt-geplanten Entwicklung, wenn ihr so wollt, der Planwirtschaft – oder Konsens-Wirtschaft, –

so nenne ich es. Weltweit!«

»Woraus leitest du diese steile These ab, – bei allem Respekt Professor?«, konnte Oie ein Lächeln nicht unterdrücken.

»Wir haben es berechnet! – Nicht ganz einfach, aufgrund der Datenmengen,– aber auf unseren Hochleistungs-Computern klar im Ergebnis: Alle Menschen auf dieser Welt könnten in absehbarer Zeit mit einem halben Tag Arbeit in Wohlstand leben, wenn die Verschleuderung der Ressourcen durch Kriege, Rüstung und der vernichtende, spekulationsgesteuerte Konkurrenzkampf aufhören würde, – eben im globalen Konsens. Globalisierung ja, aber eben als gesellschaftliches Konsensmodell zur Problemlösung, – und nicht als finales Profitmodell Einzelner.«

Lisa Kusnezowa setzte da sichtlich unwirsch nach: »All die heutige ungehemmte Globalisierung dient ja nur den Händlern, den Spekulanten an den Börsen sowie den Politikern, die von denen bezahlt werden. Das ist doch für jeden Menschen einsehbar und überzeugend, – das lässt sich mit Zahlen belegen. Börsen gehören verboten, denn dort wird nicht Zukunft gehandelt, wie man uns weiß machen will, – es wird nur spekuliert. Zukunft kann nicht gehandelt werden. Zukunft muss geplant und vorbereitet werden. Eben im Konsens, da hat Fjodor recht. Solange also Börsenhandel und Spekulation nicht bestraft werden wie organisiertes Verbrechen, wird diese Welt keine bessere, und ist sie nicht zu retten.«

»Aber würde da nicht jede Entwicklung aufhören,

Fjodor?«, zweifelte Konstantin Petrow, vernehmlich provozierend.

»Vielleicht würde es sich hier und da verlangsamen und die berühmten Dinge, die die Welt nicht braucht, würden weniger entstehen. Der Wettbewerb in der globalen Konsens-Wirtschaft erstirbt ja nicht, denn er wird kreativ auf Produkte und Produktionsbedingungen für alle Menschen gerichtet, – auf Gerechtigkeit, Nachhaltigkeit und Umweltverträglichkeit, – auf die kulturvolle Arbeit und die Würde aller Bürger im humanistischen Sinne. Da ist Wettbewerb sinnvoll, das ist entscheidend.«

»Und natürlich auch auf Harmonie und Schönheit in den Kulturen«, warf Oie ein, »so wie ich deine Enkelin Anastasia verstanden habe, Kostja, wenn sie Dostojewski zitiert, – dass Schönheit die Welt retten wird.«

»Ja, Oie, ich verstehe Fjodor. Die Menschheit gewänne zweifellos gewaltige Entwicklungs-Ressourcen, wenn die Verschwendungen der Rüstung, des giergesteuerten marktwirtschaftlichen Gegeneinanders, der doppelten Forschungen und Parallel-Entwicklungen in der Wegwerfgesellschaft aufhören würden.

Das alltägliche, absichtsvolle Niederspekulieren von etablierten, funktionierenden regionalen Wirtschaftskreisläufen, hätte dann ein Ende. Ebenso die Ausbeutung von Natur und Menschen für die Profite einzelner, – die die Folgen dann der Gemeinschaft aufbürden.«

»Das ist übrigens einer der Gründe und das

Erfolgsgeheimnis für den schnellen Chinesischen Aufstiegs zur Wirtschaftsgroßmacht«, schloss Fjodor Kusnezow zufrieden an, »sie haben politisch-administrativ dem Gegeneinander global agierender Spekulanten in ihrer Volkswirtschaft einen Riegel vorgeschoben, und so innerhalb einer Generation den Anschluss an die fortschrittlichsten Produktionstechniken geschafft. Aus einem agrarisch geprägten, ärmlichen Entwicklungsland wurde eine führende moderne Industrie-Nation, – bei allen noch zu behebenden, sichtbaren Verwerfungen auf diesem Weg.

Das hat nichts mit Zauberei zu tun, sondern vor allem mit planvoller Entwicklung – eben im Konsens – und natürlich besonders mit der weitgehenden Ausschaltung der destabilisierenden internationalen Spekulanten-Banden aus der Finanzmarkt-Mafia.«

»Weg. – Und was macht dich so sicher, dass sich damit weltweit ein neuer Weg auftut?«, war Nussbaum immer noch ungläubig.

Konstantin Petrow hob die Arme wie ein Dirigent zum Auftakt, schaute zu Fjodor, der nickte und der Hausherr knüpfte da an: »Das muss ich unterstützen, – es ist auch so klar und ganz einfach. Weil es erstens nicht mehr so weiter geht und wir die Grenzen des Wachstums erreicht haben, – vor allem aus ökologischer Sicht und bei sieben Milliarden Menschen auf der Erde.

Auch weil wir, zweitens, jetzt die Mittel zu einer global abgestimmten Steuerung der Wirtschaft haben, – ich meine die IT-Kompetenz und das Internet.

Und drittens haben wir die Vernunft: Jede Biene plant naturgegeben, jeder Hamster auch – jeder Mensch, jede Familie, jede Gemeinschaft, jedes Unternehmen und jedes Land in seinen Entwicklungs-Schwerpunkten. Da sollte es möglich sein, unter der Regie der UNO politische Instrumente zu entwickeln, um das verheerende Gegeneinander zu beenden.

Was Fjodor Kusnezows Institut da berechnet hat, liebe Freunde, sind doch blendende Aussichten, die wie ein Lauffeuer um die Welt gehen sollten und alle Kräfte vereinen: Ein Wille entsteht, – so soll es sein! – Wie schaffen wir das? – Wann fangen wir an? – Wer geht voran?

Es geht um Gerechtigkeit in Arbeit, Verteilung und kulturellen Perspektiven weltweit. Entweder wir schaffen das, oder wir werden alle zu Sklaven der globalen Finanzmarkt-Mafia und werden zusammen in Welt-Bürgerkriegen untergehen. – So sehe ich das.«

»Das klingt hoffnungsvoll und alarmierend zugleich, Konstantin. Aber was ist denn die ideelle Hauptschwäche des medial so hochgejubelten westlichen Gesellschafts-Modells, – wie siehst du das?«, lockte Lisa Kusnezowa erneut.

»Die größte Schwäche der hedonistischen, liberalen Gesellschaft, die auch in Russland von der westlich orientierten Opposition propagiert wird, ist doch, dass sie keinen Lebenssinn vermitteln kann. An dessen Stelle treten das Geld – dieser tägliche Tanz um das Goldene Kalb –, die Normen der kulturellen Vermassung, sowie, als

Feigenblattund zur Niederhaltung Andersdenkender, die angeblich notwendige politische Korrektheit.«

»Ja, ein liberaler Totalitarismus droht, wie ich es beim Philosophen Robert Spaemann lesen konnte«, warf Oie ein, worauf Konstantin Petrow unwirsch nachsetzte: »Sehr richtig. Die Hauptwaffe dieses Totalitarismus ist Zensur unter der Tarnkappe politischer Korrektheit, die das Denken über Ursachen gesellschaftlicher Fehlentwicklungen unterdrückt.

Zensur war schon immer ein Zeichen totalitärer Machtausübung. Sie war auch eine der fundamentalen Ursachen für das Scheitern unseres sozialistischen Experimentes. Da haben wir im Osten umfangreiche Erfahrungen und sehen die mentalen Folgen heute noch.

Im Übrigen ist die so viel beschworene westliche Pressefreiheit doch nur die Freiheit von weltweit wenigen Personen, ihre Meinung veröffentlicht zu sehen. Wie Karl Marx bei der Gründung der Rheinischen Zeitung sagte: ›Die erste Freiheit der Presse besteht darin kein Gewerbe zu sein‹, – aber auch kein Anhängsel von Parteien, sondern Sprachrohr der Bürgergesellschaft, und in deren Besitz, füge ich hinzu.

Medien gehören nicht in Privatbesitz. Die angeblich so unabhängigen Journalisten singen doch das Lied desjenigen, dessen Brot sie fressen, – da gibt es doch im Deutschen auch so ein Sprichwort?«

»Ja, das gibt es«, bestätigte Oie, beeindruckt vom nüchternen Weitblick und von der Haltung Konstantin

Petrows.

»Aber ich sehe noch weitere fundamentale Probleme der Möchtegern-Leitkultur des Westens«, ergänzte Lisa. »Zivilisatorische Verwahrlosung – gewissermaßen Wohlstands-Verwahrlosung – wird in der Oberschicht des Westens und besonders der USA ein brennendes Thema. Blindheit der Herzen ist die Folge, sage ich als Mutter.

Auch sehe ich als Finanz-Wissenschaftlerin einen industriellen Niedergang ohne gleichen. Die USA verkommen industriell und reduzieren die Bandbreite technologischer Kompetenz stetig, weil sie glauben, über ihr weltweites Dollar-System und Netz der Spionage-Software alles unter Kontrolle zu haben, – und sich so zum dominanten Händler in allen Wirtschaftsbereichen aufschwingen zu können, um auf dem ganzen Planeten den Rahm abzuschöpfen.

Sie haben jenseits von IT- und Waffentechnik immer weniger wettbewerbsfähige Industrie-Produktion, weil die wichtigsten verarbeitenden Wirtschaftszweige aus Profitgier ins Ausland verschoben wurden. Das kompensieren sie durch globalisierten Handel, Börsen-Spekulation und diesen Dollar-Imperialismus.

Ihr jährliches Handelsbilanz-Defizit, das im Übrigen auf Höhe ihres Militär-Etats liegt, entspricht der Größe des Staats-Haushaltes von Deutschland. Das kompensieren sie mit der Ausgabe ungedeckter Dollar-Schecks, die sie niemals werden einlösen können.

Wenn dann aber ihre sogenannte Finanz-Industrie

kollabiert – die die Hälfte der Staatseinnahmen generiert –, weil alle Welt deren schimmlige Produkte meiden wird wie eine ansteckende Krankheit, ist die Handlungsfähigkeit des Staates verschwunden. Das ist meines Erachtens nur noch eine Frage der Zeit und die kann sehr kurz sein!«

»Ja, das forciert eben auch die gesellschaftlichen Entwicklungen bis zum Systemkollaps«, bestätigte Konstantin Petrow. »Mit dem Verlust an wirtschaftlicher Zukunftsfähigkeit, technologischer Bildung, an politischer und kultureller Bildung – bei omnipräsentem Mediengetöse – ist die schleichende Entmündigung der Bürger, die Entpolitisierung des Volkes gesetzmäßig.

Was dann droht, ist ein digital gestützter, postmoderner Faschismus durch die Legalisierung der Herrschaft des Geldes über die Demokratie und durch die Herrschaft der Besitzer der Medien über die Bilder.

Ein ständig eskalierendes Geld-Theater, wie der biblische Tanz ums Goldene Kalb, das die Gehirne der Menschen für die Sinnfragen des Lebens blockieren soll.

Die Ausschaltung der Bürger aus der politischen Willensbildung wird dabei zur Hohen Schule der Polit-Mafia, nicht nur im Westen. Auch die Machteliten in aller Welt wähnen sich auf dem Wege dahin.

Die Dekadenz in der Massenkultur ist dafür die förderliche Bedingung, getreu dem Brot und Spiele-Konzept der Antike. Verwaltungsstaat und Unterhaltungsstaat resultieren daraus, wie man bei eurem Philosophen Sloterdijk lesen kann, den man auch hier aufmerksam

verfolgt.

Was damit alternativ und existenziell ansteht, so kann man da nachlesen, nachvollziehen und auch hoffen, ist eine pro-republikanische Phase, ist die Wiedergeburt der Republik aus dem Geist der Empörung, – wie wir es bei den Bürger-Revolutionen in unserer Europäischen Perestroika so glückhaft erleben konnten. Mit der Unverletzlichkeit der zivilen Würde als höchstem Gut, – gegen Macht-Arroganz und Gier.

Ist der in seiner Region und Kultur verwurzelte Wert-Bürger als Zukunftsvision für die Menschheit treffend? – Was denkt ihr?«

Fast gleichzeitig kam Zustimmung aus der Runde.

Konstantin Petrow, dem die Erfahrung eines langen politischen Lebens Ansporn war, Bilanz zu ziehen, fuhr mit schon leicht belegter Stimme hitzig fort: »Euer Oswald Spengler sagte schon in den Zwanzigerjahren des letzten Jahrhunderts, man müsse Dekadenz-Theoretiker sein, um als Zeitdiagnostiker und Zukunftsstratege auf der Höhe der Zeit zu sein. Kann das wahr sein?

Im Westen, und auch schon wieder bei uns in Russland, finde ich das zutreffend. Hof-Politologen deuten die Autisten-Monologe ihrer Herrschaft wie den Kaffeesatz. Wie zu verflossenen Sowjetzeiten. Als hätte die Propaganda-Abteilung des Politbüros der Kommunistischen Partei – die ätzende Rote Propaganda – überall, auch im Westen, Kuckuckseier hinterlassen.

Die Menschen vergessen zu schnell, wie es damals war, in

den Zwängen des Alltags und zwischen den Propaganda-Mühlen. Ich kann da als alter Querkopf nur warnen: Auch die Regimes des Ostens spekulierten auf die politische Passivität der Bürger, zu tabuisierten Problemen, – und scheiterten auf ganzer Linie. Gerade das Internet-Zeitalter macht mir, nach über fünfhundert Jahren Herrschaft des Geldes über die Medien, außerordentliche Hoffnung!«

Konstantin Petrow lehnte sich mit diesen Worten sichtlich erschöpft, aber zufrieden lächelnd zurück.

»Internet. – Da versteht man eine intern aufkommende aggressive Verzweiflung der Herrscher der Medien, insbesondere in der amerikanischen Politik Konstantin. Sie beklagen sich schon, dass sie, die das Internet erfunden hätten, immer mehr Gegenwind von dort bekommen,– und ihnen die Menschen weltweit immer weniger glauben.

»Ja Samuel, Ghandi sagte mal mit Blick auf die erfolgreiche Überwindung des britischen Kolonialreiches: – Eine Lüge wird niemals zur Wahrheit, mag sie auch noch so oft wiederholt werden, und eine Wahrheit wird niemals zur Lüge, nur weil sie nie ausgesprochen wird. – Da liegt zukünftig das Problem der gekauften Medien weltweit, denn durch das Internet werden Unterschlagungen, Lügen und all die tendenziösen halben Wahrheiten sehr schnell aufgedeckt und angesprochen.«

»Mir kommt es vor, Konstantin, als hättest du eben auch die politische Situation in Deutschland beschrieben«, warf Oie ein. »Erstaunlich, diese Parallelen im System der Herrschenden.

Unter den politisch denkenden jungen Leuten bei uns in Deutschland wird das in dem Zusammenhang gern so auf den Punkt gebracht: Wir können die Herrscher des Geldes und ihre Vasallen in Politik und Medien nicht zwingen die Wahrheit zu sagen, aber wir können sie zwingen immer dreister zu lügen!«

Ein schweigendes Einverständnis lag im Raum, wie wenn die tiefbohrenden und himmelstürmenden Gedanken der letzten Stunden alle Energie an sich gerissen hätten.

»Aber nun, liebe Freunde«, rieb Konstantin sich müde die Augen, »muss ich ein wenig schlafen. Das hat mich doch sehr angestrengt, – bei aller Freude, die ihr in mir altem Mann ausgelöst habt, mit eurem Besuch und dieser Aktion.

Wenn ich nur zehn Jahre jünger wäre, würde ich mich morgen mit euch auf den Weg machen, ins Höhlenkloster von Nishnij Nowgorod an der Wolga. Da ist Igor Antonows zweiter Mann, Oberst Ossipow, jetzt Erzpriester und Vater Nikolai, – bei euch sagt man wohl Mönch.

Jedenfalls ist er da ein Großer im Kloster und rettet Seelen, wie er mir erzählte, als ich ihn unlängst auf einer Reise besuchte. Da solltet ihr morgen hinfahren, wenn wir zusammen gefrühstückt haben und alles besprochen ist. Ich rufe ihn früh an.

Es ist wunderschön dort, voller Geist, Geschichte und sinnlicher Harmonie.«

Alle erhoben ihr Glas auf das vernehmliche Schlusswort, – jedoch setzte es Konstantin Petrow noch einmal ab und wandte sich an Oie: »Eins noch, Albrecht, – das mit deinem

Bruder Otto, den ich kannte, habe ich natürlich vorhin gelesen, – nur noch keine Worte dafür gefunden.

Es tut mir aufrichtig leid, dass dir persönlich und deiner Familie so Schreckliches widerfahren ist, – auch diese jahrelange, unerträgliche Ungewissheit.

Ich wünsche mir, dass Nikolai Ossipow dir weiterhelfen kann. – Und ich wünsche unseren Völkern, dass nicht jeder Gewinn an Zukunft immer wieder über diese menschlichen Verluste führt. Davon hatten wir unendlich viele in den letzten Generationen.«

Oie bedankte sich, überrascht und erschüttert, für die sichtbare Anteilnahme aller im Raum und hakte nach: »Konstantin, du kanntest Otto? – Woher?«

»Das war im September neunundachtzig, da haben er und eine Swetlana hier, auf der Durchreise, übernachtet. Ich glaube mich zu erinnern, denn sie kamen nach der brisanten Grenzöffnung aus Ungarn und berichteten, was da lief, – sie waren wohl ein Paar. Auch Anastasia, die damals erst sechs Jahre alt war, wird sich an die schöne Dame erinnern, denn sie spielten am Abend vierhändig und sehr lustig den Sobatschi Wals – den Hundewalzer – auf dem Flügel.

»Flohwalzer. – Flohwalzer heißt die Polka bei uns«, schloss der überraschte Nussbaum mit flackernden Augen an. »Durchreise wohin, denn ich habe zwanzig Jahre lang nichts von Swetlana gehört,– und auf Igors Liste erscheint sie auf einmal auch unter den Toten?«

»Dazu kann ich nichts sagen, denn mein Chef General Fedossow bat mich damals nur, beide diskret zu

beherbergen. Das spricht eigentlich für eine hochkarätige Operation im KGB-Umfeld.

Nur die Decknamen habe ich noch in Erinnerung. Er war der Topograf, sie die Gräfin, – und beiden hatten unsere deutschen Freunde wohl einen Diplomatenstatus verpasst. Mehr wissen kann nur Vater Nikola, – den solltet ihr fragen.«

Beeindruckt aber auch ernüchtert von der so ergiebigen politischen Bilanz einer Zeitenwende, – und diesen irritierenden, persönlichen Informationen –, stießen sie gemeinsam an: »Auf unsere Kameraden, auf Igor Antonow und Otto im Himmel, wo die Seelen der Gerechten wohnen!«

»Und die schöne Swetlana«, schloss Nussbaum leise an.

Als sie ihr Zimmer im Obergeschoss bezogen hatten, sprachen Oie und Nussbaum beeindruckt über die Erkenntnisse des Tages und ihre hoffnungsvollen Erwartungen, bei der nun anstehenden Reise nach Nishnij Nowgorod.

Auch waren sie verblüfft und elektrisiert vom offenbarten geheimnisvollen Zusammenhang zwischen Otto und Swetlana.

»Woher kanntest du Swetlana, – und was hatte sie mit Otto zu schaffen?«, fixierte Oie den schon im Bett liegenden Freund.

»Igor steckt auch dahinter«, war sich Nussbaum sicher, »jedenfalls habe ich sie siebenundachtzig kennengelernt,

denn Igor brachte sie mit, – zu einem unserer musikalischen russischen Abende in Grünau.

Sie war eine faszinierende Erscheinung, elegant, sportlich und von einer ansteckenden Heiterkeit im Wesen, wie ich es als nüchtern-dröger Autist nie zuvor wahrgenommen hatte.

Sie wurde uns als Deutsch-Russin und Studentin der Musik-Wissenschaftan der Humboldt-Universität vorgestellt, – alles andere habe ich nie hinterfragt.

Jedenfalls hatten wir am Rande dieser Feiern so schöne Gespräche über Musik, dass Cornelia schon eifersüchtig wurde. Und ehrlich gesagt, wir hatten dann auch eine Affäre, – bis meine Frau dahinterkam. Dann hatte Swetlana Hausverbot bei uns. Sie ist im Sommer der Wende nach Ungarn verschwunden, habe ich von Igor gehört.«

»Das mit Otto und Swetlana verblüfft auch mich«, rätselte Oie, »denn er hatte zu Hause mit Gabriele eine feste Freundin, – Historiker wie er. Die leidet seit zwanzig Jahren unter seinem plötzlichen Verschwinden, und gibt sich wohl auch Schuld daran, – ohne das näher benennen zu können, sagt Katharina.«

Schon fast eingeschlafen, immer noch rätselnd über Nussbaum und seine Verbindungen, konnte sich Oie dann eine Frage nicht verkneifen, die seit dessen Auftritt am Konzert-Podium im Kopf nachhallte: »Du Samuel, sag mal, das Cello-Solo hast du doch für Anastasia gespielt?«

»Was du so alles merkst, Oie. Vor allem habe ich gespielt, weil wir jetzt schon so lange unterwegs sind und ich zu Hause täglich ein bisschen übe. Du weißt doch, mit Bach

kann man das Gehirn warmlaufen lassen, wie einen Motor, – das fehlt mir.

Balz-Nummer. – Aber natürlich hast du auch recht, wenn ich ehrlich bin, – ich fühlte mich beflügelt. Das war meine Balz-Nummer, die wohl damals auch Swetlana beeindruckt hat. Bei mir altem Leder funktioniert das heute noch, merke ich. Eigentlich geht es für mich bei schönen Frauen nicht anders, als mit einem göttlichen Werk einer besonderen Erscheinung zu huldigen.

Platzhirsch. – Ich glaube, das kommt von unseren Vorfahren, aus dem Tierreich. Ich spiele dann den Platzhirsch und das setzt ungeahnte Energien frei. Immer wenn mich so eine Prinzessin fasziniert, laufe ich zur Höchstform auf und schlage ein musikalisches Rad. Außer natürlich, wenn meine tolle Frau dabei ist. Die hat eine andere Wirkung, – mehr beruhigend«, brummte er müde lachend.

»Ich weiß, was du meinst, Samuel. Jedenfalls war es sehr schön, – auch weil ich glaube, dass es Konstantins Herz geöffnet hat.

Wir sind halt immer Naturburschen, auch vor der Kunst, – zwar ein bisschen älter und ein bisschen langsamer, aber wir sind’s«, brummsäuselte Oie schläfrig und fühlte die Sinne schwinden.

Am nächsten Morgen wurden sie durch die geöffneten Fenster von einer Symphonie tierischer Laute geweckt.

Der gerade eintretende Konstantin entschuldigte sich: »Wie im Zoo! Der eine Nachbar hält Pfauen und Esel. Der andere jede Menge Hühner mit ständig krähenden Hähnen, – und die Vögel in den Bäumen glauben dann auch, mithalten zu müssen.

So ist es fast jeden Morgen und wird in meiner Erinnerung nur übertroffen, von einem Erlebnis im Hotel Interkontinental bei euch in Berlin. Da veranstalten die Tiere vom Zoo nebenan nachts so ein gewaltiges Konzert, – so was habe ich nie zuvor gehört.«

»Ja«, bestätigte Nussbaum, »Bernstein. – Deshalb gibt es wohl im Hotel die Bernstein-Suite, nach dem großen Dirigenten. Der kam, so erzählt man, extra um das zu hören.

So ein animalisches Konzert ist für mich als Musikant immer wunderschön anzuhören, Konstantin Iwanowitsch.«

Oie setzte nach: »Danke noch mal für den musikalischen Nachmittag und den gestrigen Abend. Es war unerhört erhellend, was du uns über die politischen Hintergründe der Europäischen Perestroika und deine Einschätzungen der Zukunft sagen konntest.

Samuel hat ja alles aufgezeichnet und wir müssen gleich noch darüber reden, wie wir damit umgehen.«

»Ja, das sollten wir, aber kommt erst mal zum Frühstück. – Schafft ihr es in zehn Minuten?«

»Ein deutscher Offizier schafft alles«, lachte Nussbaum, indem er Haltung annahm und die Hacken zusammenschlug.

»Nöh, Konstantin!«, korrigierte Oie lachend, »es heißt bei uns: Dem Ingeniör ist nichts zu schwör!«

»Ist auch egal«, meinte der lächelnd, »werdet nicht übermütig und denkt an euer Alter. Ich erwarte euch hier oben auf der Terrasse über dem Eingang.«

Als sie in die strahlende Morgensonne über dem Eingangsportal traten, wo eine weiß gedeckte Tafel stand, fühlten sie sich wie in einer filmreifen russischen Sommerfrische. Kusnezows waren schon da, eine ältere Dame schob ein Teewägelchen heraus und der gedeckte Frühstücks-Tisch, mit Früchten des Gartens, machte den Eindruck eines Altars zum Ernte-Dank-Fest.

»So halten wir es, wenn Gäste da sind«, sagte Konstantin und wies auf die Dame, die nun mit weißer Schürze am Samowar stand. »Darf ich vorstellen: Jelena Skrjabina, meine Haushälterin seit Jahren.«

Sie grüßten und setzten sich. Die weiß grundierte Üppigkeit der Tafel, vor dem lindgrünen Haus und den riesigen alten Bäumen, die es umstanden, war eine faszinierende Kulisse.

Hoch auf diesem Freisitz machte sie den Eindruck einer Frühstücksinsel im Urwald.

Konstantin sprach sogleich ihr Thema an: »Heute Morgen habe ich mit Nikolaj Nikolajewitsch Ossipow telefoniert. Er erwartet euch am Nachmittag. Es sind nur etwa vier bis fünf Stunden mit dem Auto. Am besten ihr fahrt zurück zum Moskauer Ring und dann über Wladimir nach Nishnij Nowgorod.

Der Bruder von Jelena Skrjabina und Freund aus der Nachbarschaft, der gestern auch beim Konzert war, hat sich angeboten euch zu fahren, – weil Fjodor, Jelisawjeta und ihr Sohn nach Petersburg zurückmüssen.

Ich hatte noch überlegt, ob ich mitkomme, aber es ist besser, wenn ihr nur zu zweit ins Höhlenkloster kommt, denn da ist nicht viel Platz für zusätzliche Gäste, sagte mir Ossipow. Zu dieser Jahreszeit sind viele Pilger und Menschen in Klausur dort.«

»Danke für die Vermittlung Konstantin«, freute sich Oie. »Das geht ja bei euch Ehemaligen wie im Staffellauf!«

»Aufgeschlossen. – Das ist schön, dass sich jeder der damals Beteiligten so aufgeschlossen zeigt. Das hatten wir so nicht erwartet«, schob Nussbaum nach.

Fjodor Kusnezow sah das nicht als verwunderlich an: »Wir haben doch unter real-sozialistischen Verhältnissen besonders unter der Ignoranz der Funktionäre, dem Mangel an Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit gelitten. Da ist das jetzt mögliche Bekenntnis zur Wahrheit ein starkes Bedürfnis, – vor allem nach so vielen Jahren. Die Gefahr ist doch, dass die Geschichte vergisst oder es nie erfährt, wie es wirklich gewesen ist.«

»Bei Oberst Nikolai Ossipow müsst ihr wissen«, erläuterte KonstantinPetrow, »er war einer der fähigsten im Militär-Geheimdienst und die organisatorische Seele der Abwehr. Nach dem August-Putsch gegen Gorbatschow, den er nicht verhindern konnte, wurde er depressiv und war lange in der Klinik.

Als dann die Exzesse der Jelzin-Ära das Land sichtbar an den Abgrund brachten, nahm er seinen Abschied und ging ins Höhlenkloster nach Nishnij Nowgorod an der Wolga.

Seine Pension setzt er dort ein, um den vom System an der Seele geschädigten zu helfen.

Er ist aber immer noch selbst ein Grat-Wanderer, – seid also aufmerksam und rücksichtsvoll.

Außerdem beobachtet ihn seine eifersüchtige Kloster-Bruderschaft. Bei dieser Vergangenheit und seinem intellektuellen Potenzial, ist er wohl eine Autorität, – aber hinter seinem Rücken ballen die Kläffer die Fäuste. Jedenfalls hatte ich diesen Eindruck, als ich ihn im Frühling zum Osterfest besuchte. So ein christliches Kloster ist eben auch nicht frei von menschlichen Schwächen.

Für euch als Kunstfreunde: Das Höhenkloster ist etwas Besonderes, wie überhaupt Nishnij Nowgorod eine fantastische Ansammlung russischer Architektur und Kunst ist. Es ist die Stadt mit der höchsten Dichte von Theatern und Konzertsälen in Russland, und einer unvergleichlichen Strahlkraft in Geschichte und zeitgenössischer Kultur.

Nicht nur die berühmte Stroganow-Schule, nach einer Kaufmannsdynastie an der Wende zum achtzehnten Jahrhundert benannt, ist bedeutend in dieser Stadt. Von einzigartiger Pracht ist auch die Ikonen-Kunst, denn da hat diese Periode besondere Spuren hinterlassen, – im Höhlen-Kloster könnt ihr sie sehen.«

»Schöne Aussichten, die du uns da bietest, Konstantin. Wie halten wir es aber weiter mit unserem diskreten

Projekt?«

»Wenn ihr alles Material zusammen habt, das ihr bekommen könnt, Oie, dann wünsche ich mir von euch eine Kopie, – das wäre schön auf meine alten Tage.

Aber da ist dann noch die Entscheidung wichtig, in welcher Form ihr das Material ordnet, ob ihr es überhaupt, und wie ihr es medial, wie man es heute wohl sagt, nutzen wollt. Da wäre es schön, wir könnten uns noch mal beraten, denn es sind ja viele brisante Informationen darin und man muss Sorge dafür tragen, dass sie nicht aus dem Zusammenhang gerissen werden, wie es heute so gern geschieht, weil nur die auflagenträchtige Sensation zählt und sich die Großmeister der Geschichtsverbiegung selektiv bedienen.

Außerdem ist eine Anonymisierung geboten, denke ich, – im Interesse aller Beteiligten.«

»So machen wir es«, stimmte Oie zu, »das muss in Igor Antonows Andenken und besonders im Interesse der Lebenden gründlich überlegt werden.

Seinen Auftrag an uns verstehe ich aber immer mehr als kategorischen Imperativ: – Denk mal! – Und so etwas begreife ich als Gesamtkunstwerk, wie jedes Denkmal, das im Leben steht, wenn es Poesie trägt und einen Bezug zur menschlichen Existenz haben soll, – egal welcher Form wir uns letztendlich bedienen.

Insofern müssen wir vor allem noch abwarten, was bei Nikolai Ossipow zu erfahren ist, wenn er so eine Schlüsselrolle hatte, in der Europäischen Perestroika, wie

wir es gestern hörten.«

»Ja, die hatte er«, bestätigte Konstantin Petrow mit bedenklicher Miene. »Wir müssen auch darauf achten, in welcher Form wir jemandem auf den Schlips treten könnten, was ihr, so scheint es, schon ein paar Mal getan habt.

Ich schätze, im Augenblick werden die alten Hyänen in der KGB-Nachfolge immer wütender. Wahrscheinlich, weil sie wieder mal so garnicht wissen, was wir vorhaben.«

»Wir schicken dir das Material«, bestätigte Oie, »und auch ihr, Fjodor und Jelisawjeta, bekommt es von uns.

Eine Sicherheitskopie der bisher aufgezeichneten Sequenzen hat Samuel hier für euch auf dem Daten-Stick, Fjodor. Bitte bewahre sie auf, für den Fall, dass unser Original Schaden nimmt.«

»Gebt bloß Acht auf euch«, sorgte sich Fjodor.

»Und ruft an, wenn es Probleme gibt«, forderte Konstantin, »dann können wir vielleicht helfen.«

Alle verabschiedeten sich, glücklich in der Gewissheit nunmehr viel von dem gehört und verstanden zu haben, was der Weltgeschichte, vor über zwanzig Jahren, so eine wundersame, unerwartete und alles verändernde Wende gab.

31 Die Dienste stochern im Nebel

An diesem Morgen traf sich, unweit in Moskau, auch die Mannschaft des RSG, des Staatlichen Geheimdienstes Russlands, die den Auftrag hatte, die Daten Igor Antonows einzufangen und drohende politische Folgeschäden zu begrenzen.

Fjodor Folim hatte die letzten Tage Altakten gesichtet und war einer diffusen Spur aus Sowjetzeiten nachgegangen, die der Name van Oie in seinem Gehirn hinterlassen hatte.

Er erinnerte sich nur dunkel, – was war damals geschehen? Hatten sie den van Oie nicht in einem Gerangel exekutiert?

Die stöhnenden, blutigen Bündel der zwei Agenten, denen sie den Gnadenschuss verpassten, – hatte er das ausgeführt? Er wusste es nach Jahrzehnten nicht mehr, – wohl auch, weil ihn der damals übliche forsche Umgang mit Diversanten nachhaltig abgestumpft hatte.

Linientreu und ideologisch gefestigt, half immer auch Wodka dem harten Hund, als der er galt, unter den Tschekisten.

Warum aber kam das jetzt hoch, – am Ende seiner Karriere? Dieser Wiedergänger, – und seine irgendwie diffusen Skrupel, ein zweites Mal zuzuschlagen? War es nur Dienstmüdigkeit, oder schon ein Anflug gefährlicher Gleichgültigkeit?

Hatte er nicht immer alles richtig gemacht?

Sein Fleiß, seine Disziplin, von Kindheit an,– die seinen Aufstieg aus dem Waisenheim der Hunderte noch heute wie ein Wunder erscheinen ließen. Der Vater unbekannt, die Mutter bei seiner Geburt verstorben, die Verwandtschaft vom Krieg verschlungen, war das Kollektiv seine Familie, die Partei seine Mutter und der KGB sein väterlicher Beschützer.

Im Kadetten-Korps, an der Hochschule und in den Jahren an der brutalen unsichtbaren Front wurde er geschult, – und immer half der Klassenstandpunkt: Die oder Wir? – Wer Wen? Amboss sein, – oder Hammer?

Die knallharte Beantwortung dieser Fragen ersparte Skrupel und begründete seine steile Karriere als Offizier im KGB. Erst bei der Ausbildung von afrikanischen Genossen, von Schädlingsbekämpfern im Angolanischen Bürgerkrieg, – dann in Afghanistan und schließlich im besetzten Deutschland.

Dass nun diese Deutschen ihm auf seine alten Tage noch Probleme machten, verdross ihn.

Hatte er ihnen nicht verziehen, was sie seinem Land und seiner Familie, mit so vielen Toten, angetan hatten? Hatte er ihnen nicht zur Deutschen Einheit verholfen, – auch wenn die nach seinen Vorstellungen anders ausgesehen hätte.

Und war das lästige Stochern im Nebel, die mangelnde Effizienz seiner Mitarbeiter – auch seine Ratlosigkeit in diesem Fall – nicht schon Ausdruck von diffusen Problemen in seiner Organisation, die früher alles wusste, alles durfte, –

und alles ohne zu zögern tat, wenn es der Sicherheit des Vaterlandes diente?

Es gab keine Unterlagen zu dem van Oie von damals mehr, und die Trunksucht hatte wohl alle Gehirne der Genossen porös werden lassen. So kam es ihm vor, denn niemand konnte nach über zwanzig Jahren noch einen substanziellen Hinweis geben.

Hatte der van Oie irgendwie überlebt? War es ein Doppelgänger? – Er hatte keine Erklärung und – wenn er ehrlich war – wollte er sie auch nicht mehr, denn seine Gedanken waren mit jedem Tag mehr bei seiner Tochter auf Zypern.

Nur da wollte er noch hin, da war die Wärme, da gab es guten Alkohol, da hatte er sein Geld geparkt und dahin wollte er zum Runderneuern,– nur die letzten Monate musste er noch durchhalten.

Er schaute in die verräucherte Runde der versammelten geheimen Krieger.

Die alten Krokodile unter den ehemaligen KGB-Offizieren, noch vor Tagen voller Hoffnung, nun endlich Beweise des in ihren Augen unzweifelhaften Verrates zu erhalten und einstige Chefs des Militär-Geheimdienstes wenigstens noch einmal symbolisch an den Eiern zu packen, waren durch die unklare Lage und die einlaufenden Nachrichten ernüchtert.

Vor allem galt es die katastrophalen Ereignisse in Lettland aufzuarbeiten, die wieder einen massiven Rückschlag bedeuteten.

Wie konnte das passieren? Die Nachrichtenlage war noch

spärlich, nur zwei der Akteure bisher vernehmungsfähig, – so zeigten es Informationen aus dem Krankenhaus und von der lettischen Polizei, die sie sich beschaffen konnten.

Der Leiter der operativen Einheit berichtete: Sie hatten Oies Spur aus Berlin weiter verfolgt und jetzt Gewissheit. Ein gewisser Felix Mendel, Rentner aus Berlin, hatte für sich und einen gewissen Otto Baumbach – ebenfalls Rentner – vor kurzer Zeit russische Visa beantragt.

Die biometrische Vermessung der beim Visa-Antrag hinterlegten Bilder ergab, trotz der augenscheinlichen Verfremdung, die Übereinstimmung von Otto Baumbach mit dem gesuchten van Oie.

Auch hatten sie von einem Informanten, aus der Reisebüro-Szene in Berlin, erfahren, dass nämliche Personen per Linien-Bus nach Riga fuhren.

Ein Abgleich der biografischen Daten, der Aufenthaltsorte und all dessen, was man von der Person aus der Vergangenheit wusste, mit den Listen Antonows, ergab eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass van Oie sich mit einem gewissen Hermannis Visvaldis in Riga treffen würde.

Der hatte mit van Oie Anfang der Siebzigerjahre in Deutschland studiert und der Oie war mehrfach zu Gast in Riga, – das ergaben Informationen sowjetischer Alt-Akten.

Der Resident des RSG in Lettland kümmerte sich dann sofort persönlich darum und entdeckte die gesuchten Personen auf dem Landsitz von Visvaldis.

Eine für die Nacht improvisierte Aktion zur Festsetzung des van Oie und seines Begleiters, mit angeheuerten

Spezialisten vor Ort, misslang aus bisher noch nicht geklärten Gründen.

Berichtet wird über vier Schwerverletzte, die sich nur undeutlich an einen Unfall bei der Aktion erinnern können.

»Völlig absurd«, zog Fjodor Folim Bilanz. »Ich kann nicht mehr an Zufall glauben. Wie konnte das gehen? Zwei alte Männer schalten hart gesottene Ex-Fallschirmjäger aus?«

Man war sich dann einig, zum Deutschen Geheimdienst Kontakt zu suchen und sich abzustimmen, – schließlich waren es deutsche Staatsbürger. Zudem hatte man sich Hilfe versprochen.

Parallel zu ihrer Beratung kam die Information herein, dass die Rasterfahndung in Sankt Petersburg zwei Touristen ermittelt hatte, die unter den nunmehr bekannten Namen aus Finnland eingereist und im Hotel Astoria abstiegen waren.

Von der zweiten Person, einem gewissen Felix Mendel, wussten sie inzwischen außerdem, dass der Richtige als Rentner in Berlin lebte und sich zu eben dieser Zeit im Krankenhaus befand.

Nach der Ankunft im Astoria verlor sich die Spur der zwei, aber man hatte die Pässe von Mendel und Baumbach im Hotel konfiszieren können. Die Personen wurden daraufhin in Russland zur Fahndung ausgeschrieben.

Ein Treffen mit dem Residenten des Deutschen Geheimdienstes-DGD, Ernst Buch, im Hotel Intercontinental

war, auf Folims Bitte, am gleichen Tage anberaumt worden.

Fjodor Folim zeigte dem dann sichtlich nervösen Buch die von der Visa-Abteilung übermittelten Fotos und übergab ihm einen Daten-Stick mit dem, was sie bisher aus den Pässen gescannt und sonst ermittelt hatten.

Nachdem er in Kurzfassung sein Problem mit den Gesuchten geschildert hatte, – bat Ernst Buch um eine Zigarette.

Folim stutzte, denn er hatte Buch niemals rauchen gesehen, – gleichzeitig war da das gute Gefühl einer Verunsicherung seines befreundeten Gegners und die Gewissheit, auch der Deutsche beginne nun endlich die Brisanz der Lage zu begreifen.

Er zog sein silbernes Etui aus der Tasche, Buch nahm mit nervösen Fingern die Zigarette, – der Russe nahm auch eine und gab Feuer.

Mit den ersten Zügen entspannte sich der Deutsche und Folim forderte: »Ernst, bitte überprüfe van Oies Umfeld, ob aktuelle Kontakte zu verzeichnen sind, aus denen sich Rückschlüsse über den jetzigen Aufenthaltsort ergeben.

Beim zweiten Mann, einem gewissen Felix Mendel, wissen wir, dass auch der eine falsche Identität angenommen hat. Der wahre Mendel liegt bei euch in der Charité wegen eines sommerlichen Kreislauf-Kollaps, höre ich. Könnt ihr herausfinden, wer da als Mendel auftritt?

Die beiden sind Sonnabendvormittags aus Finnland eingereist, im Auto, mit einem gewissen Tuomas Poursiainen, – ein ehemaliger Beamter und Architekt. Für

uns ein unbeschriebenes Blatt, – wisst ihr was über ihn?

Wie sie von Lettland nach Finnland gelangt sind, wissen wir noch nicht. Jedenfalls sind sie über keinen Grenzübergang im Baltikum gereist, – und geschwommen werden sie wohl nicht sein.«

»Ist das alles Fjodor«, stöhnte der, unter diesem lästigen, irgendwie bedrohlichen Vorgang, seit Tagen schlecht schlafende, deutsche Geheime, dem seine Ohnmacht zunehmend und zittrig an die Nerven ging. Er fühlte sich wie eine vom Läufer zum Bauern degradierte Schachfigur, am Beginn einer neuen Partie, – seiner Partie, bei der es um Alles ging, – wobei Alles wohl nur den Zeitpunkt bedeutete, zudem er aus dem Spiel fliegen, an dem er auffliegen würde.

Der Russe bemerkte feinnervig die Verunsicherung seines Gegenübers und gab sich ostentativ gelassen: »Das ist alles, was wir wissen, Ernst. Auf jeden Fall könnt ihr die Brüder jetzt wegen Pass-Vergehen hochnehmen, wenn sie nach Hause kommen. Falls wir sie vorher bekommen, werden wir sie festsetzen.«

»Apropos Oies Bruder«, schreckte Ernst Buch den Russen auf. »Der Oie hatte einen Zwillingsbruder, – Otto van Oie, aber der wird seit zwanzig Jahren vermisst, sagen unsere Register, – mehr war nicht zu erfahren auf die Schnelle.«

Ein Bruder war da unterwegs, – Fjodor Folie hörte es wie im Nebel, wie einen dumpf nachdonnernden Abschuss weit entfernter Haubitzen, deren Granaten ihn jeder Zeit treffen könnten.

Obwohl so persönliche Bezüge immer im Bereich des

Möglichen lagen, schreckte und alarmierte es ihn, denn das konnte heißen, – der Oie suchte nicht nur seinen Bruder, sondern Rache.

Aus seiner Erfahrung in den Diensten, – mit all den Tätern und all den Opfern, die seinen Weg kreuzten, wusste er, dass so persönliche Hintergründe aus Menschen zuweilen hartnäckige Frettchen oder gar unberechenbaren Furien machen. Darauf wollte er nun vorbereitet sein, – aber anmerken lassen durfte er es sich nicht.

»Übrigens, Ernst, hat das mit den Zobelfellen bei deinem Chef geklappt?«, versuchte er die Stimmung aufzuhellen und sich mit einem abschließenden kleinen Erfolg zu belohnen.

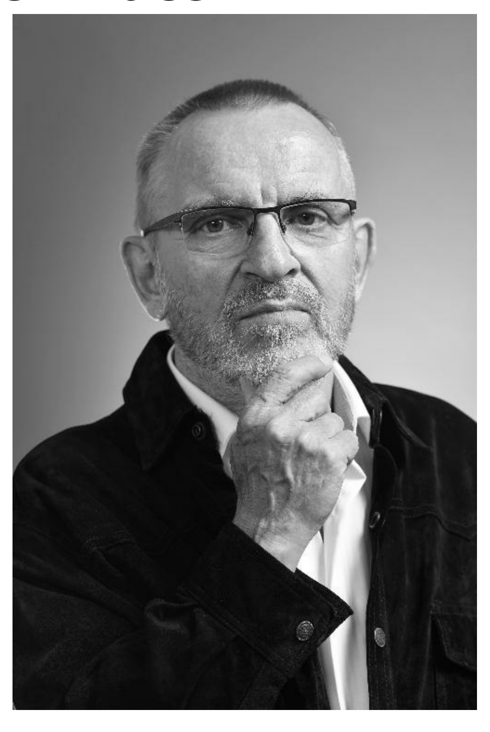
Die Mimik von Ernst Buch entspannte sich sprunghaft: »Ja, ich war dabei, – vortrefflich, welche Auswahl man in diesem Zolllager hat. Er ist hochzufrieden mit der Ausbeute. Wunderschöne Winterfelle,– weiß wie frischer Schnee mit diesem Hauch von Silberglanz, fantastische Pelze. Jetzt verstehe ich, warum sie in der Geschichte mit Gold aufgewogen wurden.

Ihr habt da jetzt richtig was gut bei ihm, – soll ich dir sagen.«

»Danke, Fjodor, – in Sachen Oie bleiben wir in direktem Kontakt, – sowie wir mehr wissen!«

»Sowie wir mehr wissen, Ernst!«

Der Autor



Reinhard Otto Kranz
Dipl.-Ing. Dipl.-Designer

Der Autor vom Jahrgang 1948 versteht seine Werke als Gesamtgestaltung im Geiste der Schinkelschen Gesamtausbildung in den Künsten – und nunmehr in der Literatur.

Als Bauernjunge im ländlichen Berlin aufgewachsen wird er zum Turbinenbauer und Ingenieur, bevor er, mit vielerlei praktischen Erfahrungen bei Projekten in der Industrie, zur Gestaltung von Gegenstand und Raum wechselt.

An der Kunsthochschule Berlin ausgebildet, wurde er, als freiberuflicher Künstler unter dem Markenzeichen

FORMBUND, in den Achtzigerjahren zu einem der wichtigsten Gestalter für den öffentlichen Raum in der DDR.

Als Ur-Liberaler immer auch politisch umtriebig, gehörte er dem frei gewählten letzten Vorstand und Präsidium des ›Verband Bildender Künstler der DDR‹ an. Nach der Wende half er der zusammenwachsenden Deutschen Wirtschaft durch prägnante Gestaltungsleistungen im Industrie-Design, im Architektur-Design, in der Gestaltung von Unternehmen und im öffentlichen Raum.

1948 geboren am 7. Oktober in Berlin-Blankenburg auf einem Bauernhof

1964–1967 Turbinenbauerlehre bei Bergmann-Borsig Berlin

1967–1968 Arbeit als Turbinenbauer

1968–1972 Studium Maschinenbautechnik an der TH Karl-Marx-Stadt,

1972–1976 Projektingenieur im Ingenieurbüro des Werkzeugmaschinenbau 7. Oktober, Berlin

1973–1976 Mitarbeit im Werkstudio Grafik bei Wolfgang Leber

1976–1980 Studium an der Kunsthochschule Berlin

1980-1990 freischaffend als Designer im Atelier Neubrandenburg

seit 1984 Projektbezogene Design und Lehrtätigkeit im In- und Ausland: Bauhaus Dessau, Sowjetunion, Finnland, Frankreich, Ungarn, Kuba

seit 1985 Arbeit unter der Marke Formbund

Designpreise: 1986, 1988, 1992, 1994, 1995, 1996, 2000,

2001, 2002, 2004, 2005

Ausstellungen und Ausstellungsbeteiligungen: Bauhaus Dessau, Prag, Moskau, Rostock, Neubrandenburg, Berlin, Dresden, Frankfurt/M, Bonn, Mailand und auf der Weltausstellung Sevilla

Member International Association of Art, Paris

Vorschau Band Zwei

Teil V: Rückzugsstrategien

32 Oberst a.D. Bruder Nikolai – Mönch im Höhlenkloster Nishnij Nowgorod

33 Wolga-Attacke

Teil VI: Polnische Befindlichkeiten – Operation Morgenlicht

34 Unter Segeln – Helsinki – Danzig

35 Der Weg aus der Polenkrise – Major a.D. Grzegorz Lewandowski

Teil VII: Ungarische Grenzgeschichte

Operation Schlaglicht

36 Danzig – Budapest - Verlass dich nicht auf den Zufall – doch bau ihm goldene Brücken

37 Die Grauen setzen nach

38 Bären-Falle

39 Budapest – Prag

Teil VIII: Prager Verzögerungen – Operation Herbstlicht

40 Über die fast entschlafene Samtene Revolution

41 Graue Bremsstrategien

Impressum

http://www.neobooks.com/ebooks/reinhard-otto-kranz-operation-ljutsch-ebook-neobooks-AWdqS2JmQf4BctmW2e4b

ISBN: 978-3-7427-1242-4